Paed. Gr.
1693
(26)
Jugend-Bibliothek

Jugend-
Bibliothek.

Fortgesetzt

von

dem Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's 2c.

Sechsundzwanzigster Band.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1846.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

171. B.

Stich u. Druck d. Kunstanstalt von C. Dittmarsch in Stuttgt.

Barbara von Roll.

Verlag von J. Th. Stettner in Lindau

Grenadillen.

Originalien und Geschichten

für

Freunde christlich erbaulicher Erzählungen.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar,
des Vater Unser, Job's u.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1846.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

Barbara von Roll.

Verlag von [illegible] in Lindau.

Grenadillen.

Originalien und Lesefrüchte

für

Freunde christlich erbaulicher Erzählungen.

Herausgegeben

von

dem Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar, des Vater Unser, Job's 2c.

Mit einem Stahlstiche.

Lindau, 1846.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

1. Der gottselige Johannes Berchmanns (Manuscript.) 1
2. Der heilige Theodor 28
3. Der heilige Bonaventura 29
4. Wohlthätigkeit 29
5. Schonung dem Feinde 30
6. Segnet die, die Euch fluchen 37
7. Die Infantin Clara Eugenia 38
8. Dienst und Gegendienst 39
9. Barbara von Roll, die Mutter der Kranken . 39
10. Demuth auf dem Kaiserthrone . , . . 45
11. Die Vorsehung Gottes 45
12. Sanftmuth 48
13. Petrus, der Märtyrer, ein Held des Glaubens . 50
14. Dankbarkeit 53
15. u. 16. Das Kreuz von St. Johann . . . 53
17. Schädliche Augen (Manuscript.) 85
18. Meine Uhr (Manuscript.) 90

Seite

19. Niklas und Caspar, oder Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen (Manuscript.) . 90

20. Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit, oder Bilder aus dem Leben einer frommen Mutter und eines guten Sohnes (Manuscript.) . . . 135

21. Dupuytren 260

22. Gottvertrauen 269

23. Seltsames Wiederfinden 280

24. Sey nicht übermüthig im Glücke 282

1.

Der gottselige Johannes Berchmanns.

Ein Muster der Jugend.

I.

Johannes Berchmanns wurde im Jahre 1599 den 13. März, der damals auf einen Samstag fiel, zu Diestheim, einer Stadt in Brabant, welches eine Provinz Niederteutschlands ist, und heute zu Tage zu dem Königreich Belgien gehört, geboren.

Den nächsten Sonntag als den 14. März wurde er durch das heilige Sakrament der Taufe in die Zahl der Gläubigen aufgenommen, und erhielt den Namen seines Vaters und Großvaters, und auf besonderes Verlangen seiner Mutter, die Elisabeth hieß und zum heiligen Johannes eine große Andacht trug, auch den Namen Johannes.

Seine Eltern waren nicht reich an zeitlichen Gütern, wohl aber an christlichen Tugenden, woran Johannes eine weit glücklichere Erbschaft erhielt, als wenn sie über Länder und Städte geherrscht hätten. Die Mutter wurde von Gott auf einem rauhen Wege durch eine siebenjährige Krankheit gegen Himmel geführt. Nach dem Ableben der Mutter ging der Vater mit sich über sein künftiges Leben zu Rathe, und beschloß nach reiflicher Ueberlegung in den

priesterlichen Stand zu treten, und wirklich, er wurde zum Priester geweiht und nach der Priesterweihe Chorherr an der Kirche des heiligen Sulpicius. Merkwürdig ist es, daß Johannes in seiner Kindheit nie geweint hat, was für einen Beweis einer überaus sanften und gutmüthigen Natur gelten kann, die ihm eine den Kindern so ungewöhnliche Stille und Freundlichkeit verlieh; eben deßhalb läßt sich vermuthen, daß er niemals, weder seiner Mutter, noch Jemand Andern beschwerlich fiel, auch nicht zu jener Zeit, als sein Haupt mit heftigen Flüssen behaftet war, und er große Schmerzen erdulden mußte.

So lange er zu Hause unter der unmittelbaren Pflege der Eltern mit der Amme war, wurde er in aller Zucht und Ehrbarkeit in der Erkenntniß und Liebe Gottes, so wie in verschiedenen Andachten und Gebeten unterrichtet. Als er das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er in die Schule geschickt, um darin Lesen und Schreiben, wie auch die ersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen. In seinen ersten Jahren bemerkte seine Ahnfrau, daß der junge Johannes in aller Frühe aufstand und stille aus dem Hause ging. Als sie ihn um die Ursache hievon fragte, erwiederte er ganz aufrichtig: er müsse vorher jedesmal zwei oder drei heilige Messen dienen, ehe er in die Schule ginge, damit er von Gott einen guten Fortgang im Studiren erhielte. Man bemerkte an ihm nichts Kindisches, wie an andern Kindern seines Alters, die mit verschiedenen Freuden und Spielen jene Stunden vertändeln, die ihnen nach Beendigung ihrer Lernzeit übrig bleiben.

Wenn er von der Schule nach Hause kam, und bei dem ersten oder zweiten Anklopfen nicht eingelassen wurde, schrie oder schlug er nicht, wie Kinder solchen Alters zu thun pflegen, sondern ging ganz sittsam in die nächst gelegene Kirche und betete andächtig den Rosenkranz, bis

nach Rückkunft der Hausgenossen ihm die Thüre geöffnet ward. Während der Krankheit seiner Mutter, wo er noch nicht das neunte Jahr zurückgelegt hatte, fand er sich bei ihrem Krankenbette ein, sprach ihr so liebreich und herzinnig zu, und munterte sie zur verdienstlichen Uebertragung aller Schmerzen so auf, daß nicht nur die Mutter getröstet wurde, sondern auch alle Zuhörer in die größte Verwunderung geriethen.

Mit dem zehnten Jahre seines Alters drückte sich auf seinem Angesichte eine solche Anmuth und Lieblichkeit, und in seinen Geberden eine so einnehmende Anmuth aus, daß viele ansehnliche Familien der Stadt bei seinen Eltern anhielten, ihnen dieß irdische Engelein in ihre Wohnung zu vergönnen; die himmlische Tugend der Reinigkeit schien ihm angeboren und er bewachte sie mit einer ängstlichen Sorgfalt, damit sie auch durch den leisesten unreinen Hauch nicht getrübt würde. Im Studiren erwarb er sich einen solchen Fortgang, daß er alle seine Mitschüler weit übertraf. Denn er hatte ein vortreffliches Gedächtniß, wodurch er Alles, was er gehört oder gelesen hatte, unvergeßlich in demselben behielt.

Beides, seine Frömmigkeit, wie seine Geschicklichkeit machte ihn bei seinen Lehrern auf das höchste beliebt, so, daß sie ihn bei seinen Mitschülern als Beispiel der Tugend und des Fleißes zur Nachfolge vorstellten. Drei Jahre brachte er im Hause des Pater Emmerich, aus dem Prämonstratenser-Orden, des damaligen Pfarrers in Dieslheim, zu. Diesen ehrte er wie seinen Vater, ging fast niemals von seiner Seite. Wider alle Sitte der Jünglinge liebte er die Einsamkeit. Wenn andere spielten und umherliefen, begab er sich in sein Studirzimmer, und lag dem Beten und dem Studiren ob. Seine Lehrer brauchten oft Gewalt, ihn von seinen Büchern zu entfernen und zu bewe-

gen, daß er sich mit seinen Mitschülern unterhielte, aus Besorgniß, er möchte durch zu langes Beten und Studiren sich zu sehr anstrengen. Nachdem er eilf Jahre alt war, hatte er ein sehnliches Verlangen, das erstemal am Tische des Herrn ein Gast zu seyn und das allerheiligste Sakrament des Altares zu empfangen. Er bereitete sich durch eine sorgfältige Erforschung des Gewissens zur heiligen Beichte vor, und bat seinen geistlichen Vater, er möchte seine Beichte anhören und zu einer recht würdigen Communion ihm behilflich seyn. Der eifrige Seelsorger hatte eine doppelte Freude, theils weil er aus seinen Schülern allein um solche Gnade anhielt, theils weil er eine ungemeine Unschuld aus dem Bekenntnisse Johannes wahrnahm. Bei seiner ersten Communion wurde an ihm eine wunderbare Sammlung des Geistes, eine besondere Ehrerbietigkeit in seinem äußern Benehmen, und solche Inbrunst der Andacht bemerkt, daß sein obenerwähnter Beichtvater, der diesem Allen zugesehen, mehr einen Engel, als einen Menschen das heilige Mahl genießen zu sehen meinte. Von dieser Zeit an beichtete er alle acht Tage, und alle vierzehn Tage empfing er das Brod der Engeln. Seine Gemüthessammlung erzeugte daher in ihm einen so männlichen Ernst der Sitten und eine solche Sparsamkeit im Reden, daß, wenn er nicht gefragt wurde, nicht leicht ein Wort aus seinem Munde zu vernehmen war. Jedoch war er, wenn es zum Reden kam, in Darstellung einer Sache so geschickt, daß er in einem Schauspiele die Person des Daniels vertretend, unter den Besten der Spielenden gezählt wurde; auch machte ihn sein seltenes Reden nicht unfreundlich, oder bei seinen Mitschülern unangenehm. Weil er jederzeit den Frieden heilig beobachtete, stand er bei allen in so hoher Achtung und vertraulicher Liebe, daß, wenn sie etwa in Zank geriethen, oder

einen andern Fehler begingen, sie sich von Johannes gern und mit Dank ermahnen ließen. Gegen Jedermann, besonders gegen Geistliche, bezeigte er eine große Achtung und Ehrerbietung; er wollte niemals in Gegenwart eines Priesters sein Haupt bedecken, und weil sein geistlicher Lehrer immer zugegen war, so ging er meist mit unbedecktem Haupte, außer bei der kältesten Winterszeit, obwohl man ihn oft ernstlich ermahnte, sein Haupt zu bedecken. Zu allen geistlichen Dingen bemerkte man an ihm eine besondere Freude und Neigung. So lange er als Knabe im Hause seines Vaters war, richtete er es so ein, daß allezeit während des Mittag- und Nachttisches etwas aus einem geistlichen Buche gelesen wurde. Gerne verweilte er in der Betrachtung des aus Liebe zu den Menschen leidenden und sterbenden Heilandes. Oefters, um länger beten und betrachten zu können, stellte er sich, als ob er mit den Uebrigen schlafen ginge, legte sich aber angekleidet auf das Bett und wartete die Zeit ab, bis er von Andern unbemerkt, seiner Andacht sich wieder hingeben konnte.

Eine besondere Liebe trug er zur Mutter Gottes; so oft er mit seinem Lehrer die Gnadenbilder zu Asprikoll besuchte, das eine Stunde von der Stadt Diestheim entfernt war, brachte er diese Stunde in der Anrufung der seligsten Jungfrau und in der Anbetung ihres göttlichen Sohnes zu.

II.

So wuchs der fromme Johannes heran, in aller Zucht und Tugend, von Gott und Menschen geliebt, und von dem Ersten hochbegnadigt; seine Lehrer bezeugeu von ihm, er sey so unschuldig gewesen, daß er nicht einmal den Namen von jenen Sünden kannte, in welche dieß Alter

so leicht zu fallen geneigt ist. Damit er diese Reinheit seines Gemüthes um so sicherer erhielt, floh er wie vor einer pestartigen Krankheit vor jenen Jünglingen, bei denen er Hang zu einem freiern, muthwilligen Leben wahrnahm; er machte mit Niemanden besondere Freundschaft, sondern statt bei solchen Gesellschaften sich die Zeit zu vertreiben, die ihm vom Studiren übrig blieb, benutzte er sie entweder zum Studiren, oder zum Gebete.

Johannes hatte zu Diestheim keine Gelegenheit, seine Studien fortzusetzen; deßhalb und weil seine Eltern die Mittel nicht hatten, ihn auf ein entlegenes Gymnasium zu schicken, so wollte ihn sein Vater zur Erlernung eines Handswerks oder einer Kunst bestimmen. Johannes sollte mit sich zu Rathe gehen, und sodann erklären, wozu er Neigung in sich fühle. Da warf sich Johannes erschrocken über diesen Ausspruch dem Vater und der Mutter zu Füßen, und beschwur sie mit Thränen in den Augen um ihre Hilfe, daß er sich dem Dienste der Kirche widmen könne. „Dahin, dahin, ruft mich Gott; Ihr wißt es, geliebteste Eltern; Ihr könnt Euch hier nicht widersetzen, ohne seinen heiligsten Willen zu widerstreben, und ich kann demselben ohne eine wissenschaftliche Bildung nicht folgen. Ihr habt zu viele Frömmigkeit, zu viele Liebe zu Gott und zu mir, um mich von einem so heiligen Berufe abzuhalten. Um Gottes willen, ich bitte Euch, scheut die Kosten nicht; ich begehre nichts von Euch, als Wasser und Brod, und die Erlaubniß, noch länger fortzustudiren, und damit bin ich zufrieden."

Der Vater wurde dadurch auf das innigste gerührt, willigte in Alles ein, und Gott fügte es, daß ein Geistlicher von ausgezeichnetem Verdienste, Johann Freiberg, Chorherr zu Mecheln, den frommen Johannes bei sich

aufnahm, ihn wie seinen Sohn liebte, und alle Kosten seiner Erziehung bestritt.

Nachdem er eine Zeit lang in dem alten Gymnasium die Poesie besucht hatte, führte ihn die göttliche Vorsehung in das neuere Gymnasium der Gesellschaft Jesu, wo er in seiner Wissenschaft geprüft und fähig befunden wurde, in die Rhetorik aufzusteigen.

In dieser Schule leuchtete die Tugend und die Wissenschaft unsers Johannes im hellsten Lichte. Tag und Nacht verwandte er zum Lernen; sogar, wenn er bei Tische saß, ließ er das Buch nicht aus der Hand, und wenn er Dienstes halber mit dem Chorherrn ausgehen mußte, durfte auch da das Buch nicht fehlen, damit etwa nicht ein Theilchen der Zeit verloren ginge. Alle seine Mitschüler wunderten sich über seine unbeschreibliche Zucht und Ehrbarkeit, die aus seinem Angesichte, wie aus dem eines Engels leuchtete. Die edelsten Männer ehrten ihn, obwohl er ihnen von Geburt nicht gleich war. In seiner Gegenwart bezähmten alle die Zunge, damit ihn kein ungutes Wort beleidigte. Einer der Muthwilligsten unter ihnen feindete ihn an, und verfolgte ihn, wie er nur konnte, mit verächtlichen Schelt- und Schmähworten; Johannes aber ertrug Alles mit Geduld und mit Demuth, erwiederte auf solche Schimpfreden niemals auch nur Ein Wort, und ließ niemals gegen Andere hierüber eine Klage hören.

Die alte Andacht zur heiligen Jungfrau, die immerfort für ihn bei Jesu bitten mußte, setzte er mit steigendem Eifer fort; überhaupt nahm die Glut seines Gebetes von Tag zu Tag zu; jeder einsame Ort war ihm zum Beten dienlich; oft wurde er von den Hausgenossen um Mitternacht auf bloßen Knieen betend gefunden; nach der heiligen Communion brachte er Stunden lang zu, um dem Herrn zu danken und seine Liebe zu preisen. Wer könnte

wohl alle die Andachtsübungen des frommen Johannes beschreiben? Wir bemerken blos, daß er jeden Freitag in der Woche baarfuß und betend jenen Weg ging, auf dem man unter verschieden eingetheilten Vorstellungen des Leidens Christi zum heiligen Kreuz gelangt. Damit er nun, ohne bemerkt zu werden, die Kreuzstationen mit bloßen Füßen abgehen konnte, schnitt er die Sohlen von den Schuhen aus, damit seine Füße auf den kalten Boden Schmerzen empfänden, und doch wegen der obern Bedeckung Niemand ihre Blöße wahrnähme.

Auf alle Worte seines Lehrers war er so bereit und willig, daß er mit dem Engel des Tobias verglichen wurde, der nichts anders zu thun hatte, als zu gehorchen. Einstmals wurde er von seinem Herrn nach Löwen geschickt; diesen Weg von drei teutschen Meilen legte er hin und her zurück, ohne daß er einen Pfenning von dem mitgegebenen Gelde aufgewendet oder das Geringste von Speise und Trank zu sich genommen hätte. Er befliß sich aus jeder Sache eine Frucht zu schöpfen. Sein Herr hatte eine englische Dogge, die zur Jagd abgerichtet war; als er sah, wie dieser Hund auf jeden Befehl seines Herrn in das Wasser sprang, und sich um ein Stück Brod so abmüdete, fragte Johannes: „Warum sollten wir Gott, unserm Herrn nicht gehorsamen, der uns zum Gehorsam mit Versprechungen der ewigen Güter einladet?"

Johannes war erst sechzehn und ein halbes Jahr alt, als er durch das Beispiel des heiligen Aloysius von Gonzaga erleuchtet, in die Gesellschaft Jesu trat; aber er hatte zuvor viele Hindernisse überwinden müssen; seine Eltern hatten bisher in der Hoffnung gelebt, durch ihn ihrem Hause aufzuhelfen; aber seinen Bitten und seinen Gründen widerstanden sie nicht lange; mit Freuden und Rührung segneten sie den Entschluß ihres Sohnes und heil-

ten zuletzt, wie er dafür, daß Gott ihn dazu berufen und er in der Gesellschaft sein Heil finden würde.

Der Provincial der Jesuiten, Carl Sirivani hielt ihn der Aufnahme in den Orden nach längerer Prüfung für würdig; der neue Noviz, geziert mit einer leuchtenden Reinheit, einer Aufrichtigkeit und freundlichen Liebe, die um sein Antlitz floß, und alle bezauberte, gewann in Kurzem die Herzen seiner Brüder; er selbst aber glaubte in ihrer Umgebung bei Engeln zu weilen. Sie zärtlich liebend, wurde er von ihnen gesegnet und verehrt; nichts schien er vor ihnen besitzen zu wollen, als den Eifer, durch harte und demüthige Dienste unter Alle sich zu erniedrigen. So schwach sein Körper war, so große Strenge übte er gegen sich, nicht wenig fühlte er sich beglückt, das schlechteste Kleid des ganzen Hauses, das man auf sein anständiges Bitten ihm gab, tragen zu dürfen. Aber was hätten diese äußere Zeichen der Demuth und Buße genützt, ohne die innere Liebe zu diesen Tugenden selbst? Tief durchdrungen von dieser Wahrheit, bekämpfte deßhalb der fromme Jüngling alle und selbst die geringsten Fehler, beweinte mit bittern Thränen die kleinsten Versehen und mit dem aufrichtigsten Verlangen dafür gezüchtigt zu werden, sah er seinen Aufseher als seinen Freund und Wohlthäter an. Auf sein dringendes Flehen erhielten seine Mitbrüder, hundert an der Zahl, von den Obern die Weisung, alle Fehler, die sie an Berchmanns bemerken würden, schriftlich aufzunehmen. Der Vorsteher öffnete die Papiere in Gegenwart sämmtlicher Beobachter, und siehe! auch nicht der geringste Fehler in Betreff des heiligen Jünglings war angemerkt; dadurch ward er so beschämt und traurig, daß alle darüber Mitleid empfanden und deßwegen ihn trösten mußten, da er sich ja niemals genug that und in seiner Demuth Fehler genug an sich gefunden.

Wie aber erschwang sich Berchmanns in so kurzer Zeit zu so hoher Vollkommenheit?

Dadurch, daß er alle seine Gedanken, alle seine Gefühle, Worte und Werke auf Gott richtete; dadurch hielt er sich in steter Vereinigung mit Gott; am liebsten weilte er vor dem heiligsten Altarssakramente; nur mit Schmerzen entriß er sich der Kirche und ließ dort sein Herz zurück. Welch wunderbares Schauspiel, den frommen Johannes in seinem Gebete zu erblicken! Die Augen hatte er aufgehoben gegen Himmel oder geschlossen zur Erde gesenkt. Die Hände auf der Brust gefaltet, den ganzen Körper unbeweglich hingestreckt; auf seinen Wangen glühte eine heilige Flamme, und sein Antlitz leuchtete wie das eines Engels. — Von ihm ging eine Erregung zur Andacht aus; sein Anblick befeuerte jeden in seiner Umgebung zu gleich inbrünstiger Hingebung an die ewige Liebe. Wäre es wohl da noch nothwendig, von einem Gehorsam zu reden? „Gehorchen wir," sagte er, „gehorchen wir in den kleinsten Dingen; dieser Gehorsam ist ein ersprießlicher Versuch jenes Gehorsams, den man in den größten Dingen haben muß." — Eben so groß finden wir seine Liebe zur Reinigkeit. Seine stets sittsame Haltung, die holde Scham, welche auf seiner Stirne sich abmalte, reizten mächtig zu dieser Tugend an; er selbst aber vernachlässigte nichts, um darin zur Vollkommenheit zu gelangen; so weit ging in diesem Punkte sein Zartgefühl, daß er sogar während des Tages alle seine Bewegungen beobachtete, und während der Nacht eine sittsame Lage nahm. Beim Eintritt in sein Bett bat er seinen guten Schutzengel und seine Schutzheiligen im Schlafe über ihn zu wachen; dann bewaffnete er sich mit dem heiligen Kreuzzeichen und legte Jesus, den Gekreuzigten, die Quelle aller Reinigkeit vor sich hin. Sein letzter Gedanke war heilig, und nicht

minder war es der erste bei seinem Erwachen. Sein ganzer Tag entsprach vollkommen der Morgenröthe.

Um sich fortwährend im Dienste Gottes zu erhalten, hatte sich der heilige Jüngling eine genaue Tagesordnung vorgeschrieben, die er strenge bis zu seinem letzten Athemzuge beobachtete. Schon die ersten Worte mögen uns den Geist offenbaren, der sie durchwehte.

„Beim Schalle der Glocke werde ich mir vorstellen, unser Herr selbst rufe mich, und dann mit dem heiligen Kreuze mich bezeichnend, werde ich ausrufen: „Was willst du, daß ich thue, mein Herz ist bereit.“ Wenn ich meinen Sutan (Ordenshabit) nehme, werde ich ihn herzlich küssen, innigst erfreut, die dem Dienste Jesu Christe geweihte Kleidung zu tragen. Ich werde mich auf die Kniee niederwerfen, um meine Anbetung und Danksagung der heiligsten Dreifaltigkeit darzubringen, ich werde mir vorne hinein, alle meine Handlungen bloß zur Ehre Gottes zu verrichten, und eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf meine besondere Gewissenserforschung zu verwenden und lieber zu sterben, als auch nur die kleinste, läßliche Sünde zu begehen.“

Es würde zu weit führen, wollten wir die ganze heilige Lebensordnung nach ihrem ganzen Inhalt hieher setzen; sammeln wir daher zu unserer Erbauung einige seiner frommen Herzensergießungen, von ihm selbst in seiner Andacht aufgezeichnet:

„O mein Jesu! du meine Liebe! o Gott meines Herzens! du bist der Mittelpunkt all meiner Neigungen, mein ganzes Glück, mein ganzes Gut in Zeit und Ewigkeit bist du allein! Welche Süßigkeit, o mein Heiland! unter deinen Gesetzen zu leben! Deine liebenswürdige Knechtschaft ist weit besser, als die süßeste Freiheit; ich liebe nichts, als in dir und wegen deiner, o mein Gott! und

wenn ich irgend eine andere Liebe in mir fühlte, so würde ich sie als ein unheiliges Feuer ansehen, welches das Feuer deiner heiligen Liebe in meinem Herzen verlöschen könnte."

„Ich kann Jesum ohne seine heilige Mutter nicht lieben. Welch eine Quelle des Trostes für mich, daß die Mutter sich würdigt, auch die meinige zu seyn und mich auch als ihr Kind annehmen will! Ja, von meiner zartesten Jugend an hatte ich die Ehre es zu seyn!"

„Strenge gegen mich, werde ich gegen meine Brüder nichts als Liebe und Gefälligkeit seyn. Auf meine eigenen Fehler werde ich die Augen stets offen halten, in meinem Herzen einen Richterstuhl errichten, wo ich stets mich anklagen, nie aber meine Brüder verdammen will. Wenn es mich auch das Leben kosten sollte, so werde ich doch nie eine meiner Regeln übertreten, um in dem Tode den Trost zu empfinden, sie alle befolgt zu haben. Nein, niemals werde ich deine unendliche Liebe, o Gott, vergessen, und eher, als ich den Vorsätzen, welche ich deiner Gnade verdanke, untreu werde, eher werde ich tausendmal den Tod vorziehen."

Diese unerschütterliche Treue Berchmanns gab seinem Eifer Leben, Schwung und Festigkeit. Das Feuer der Liebe zu Gott und zu seinen Brüdern floß, wie ein Strom in seinem Herzen, und bei dem Gedanken, einst Indiens, Japans und Chinas Völkern das Evangelium Jesu Christi verkündigen zu können, entflossen ihm häufige Thränen. Der Stand eines Missionärs hatte für ihn den größten Reiz und die köstliche Wissenschaft, Seelen zu bekehren, war schon damals der Gegenstand seines tiefsten Strebens. Um sich darin zu bilden, drang er in die Hütten der Armen, und nachdem er über sie die Salbung des heißesten Trostes ausgegossen, führte er sie selbst zur

Kirche, wohin sie ihm schaarenweise folgten, und wo er dann sie lehrte, mit dem willig geopferten Heller ihrer Leiden die Krone des Himmels sich zu erkaufen.

Der Tag seiner Weihe nahte heran; die gute Mutter war schon früher in die Ewigkeit gegangen, nur der Vater war ihm noch geblieben und diesen benachrichtete er von der großen Gnade mit dem vollen Ergusse seiner entzückten Seele: „O, Vater! ich bin dem Tage, an dem ich mich Gott weihen soll, zu nahe, um Sie nicht davon zu benachrichtigen. Ich sehe diesen Tag als den größten und herrlichsten meines ganzen Lebens an und ich fühle dessen Annäherung mit innigstem Troste des Herzens. Welch eine Ehre, für Sie, mein Vater, daß der Schöpfer aller Dinge heute eines Ihrer Kinder unter Millionen anderer auserwählt, und mit ihm seinen heiligen Bund errichtet!“

Den 25. September 1618 brachte er von der reinsten Liebe entflammt, dem Herrn sich selbst zum Opfer dar. Vier Wochen darauf schickten ihn seine Vorgesetzten nach Rom, um da seine Studien zu vollenden, und auch hier konnte der Glanz seines heiligen Lebens nicht lange verborgen bleiben, vielmehr aller Augen richteten sich bald auf diesen Engel in Menschengestalt. Man bemerkte in seinem Herzen so wenige Spuren der Erbsünde, daß er beinahe in den glückseligen Stand der ersten Unschuld versetzt schien. War je eine Unvollkommenheit an ihm zu bemerken, so war dieselbe die Wirkung der Ueberraschung und der Gebrechlichkeit, von der selbst die größten Heiligen — mit wenigen Ausnahmen — so lange sie auf Erden wandelten, nicht frei blieben; oftmals dienten dergleichen Unvollkommenheiten nur dazu, durch demüthige und rührende Reue den Lichtschein seiner Tugenden zu erhöhen, wie die Wolken nur auf Augenblicke das Auge

der Sonne verhüllen, um sie dann desto heller und milder zu zeigen.

Liebe, Liebe, dieß war der Pulsschlag seines Herzens, der Athemzug seiner Seele. Zu Allen sprach er mit der ihm eigenthümlichen Anmuth, dem holden Liebreize der Unschuld: „Brüder, laßt uns einander lieben! aber lieben in Jesu Christo, mit einer Liebe ohne Vorzug, denn wir haben alle denselben Meister; wir sollen nur Ein Herz haben; was wir von dem Unsrigen an Einen allein verschwenden, das rauben wir allen Uebrigen."

Diese seine so innige Liebe zu seinen Brüdern, zu seinen Mitmenschen war eine werkthätige voll der aufopferndsten Hingebung; in Nichts empfanden sie seine Liebe mehr, als in der zärtlichen Sorgfalt, die er für sie während ihrer Krankheit hatte. Angeheftet an ihr Lager, erfüllte er zugleich die Pflichten eines Trösters, eines Dieners, eines Krankenpflegers. Aber das Besondere seiner Tugenden war, daß er keine besonders merken ließ.

In Rom setzte er mit dem frühern, ja mit noch wachsendem Eifer seine Studien fort; begabt mit den glücklichsten Talenten, beseelt von der reinsten Begierde, in den Wissenschaften weiter zu schreiten, war sein Auge nur auf Eines hingerichtet — auf die Verherrlichung Gottes. „Ich muß mich befähigen," sprach er eines Tages, „den großen guten Gott auf dem ganzen Erdboden verherrlichen zu können. Ach, so viele arbeiten, ihn zu entehren: Wie wäre ich so undankbar, wenn ich nicht Eifer genug hätte, seine Ehre zu rächen. Die wahre Ehre Gottes besteht darin, Gottes Ehre zu befördern."

In dieser Geistesstimmung strebte er nach dem Kleinod der Wissenschaften; aber noch mehr sehnte er sich verdemüthiget, ja vergessen zu werden. Die einfachsten, den äußern Anschein sich am meisten entziehenden Handlungen

waren ihm die liebsten. Schickte man ihn zu Rom auf öffentliche Plätze, daselbst, wie in der großen Stadt üblich ist, Christenlehre zu halten, so war dieß seine innige Freude. Einst fand er zu einer so heiligen Verrichtung ein kleines Gerüste, das einem Tische glich, worauf er steigen wollte. Da aber dasselbe von Spielern besetzt war, die ihn mit höhnischen Worten zurückstießen, so verrichtete Johannes ein kurzes Gebet in einer nahgelegenen Kirche, erschien dann wieder vor diesen Ausgelassenen, stieg auf den Tisch, ohne daß ihn Jemand hinderte, und predigte mit solcher Salbung, daß sie die Würfel mit den Karten zu den Füßen des jungen Predigers warfen und zum Zeichen ihrer Ehrfurcht ihn in sein Ordenshaus zurückbegleiteten.

Mit dieser Verdemüthigung verband er die der Armuth; man sah nichts in seiner Zelle, als zwei Bilder von einfachem Papier, eines an die Mauer hängend, das andere auf den Tisch geklebt, um es während des Studirens beständig vor Augen zu haben; ein hölzernes Kreuz auf seinem Betstuhle, einen ähnlichen Rosenkranz an der Seite; einen einfachen, oft ganz zerrissenen Rock, — dieß war sein ganzer Reichthum auf dieser Welt.

Nächst der Mutter Gottes verehrte er mit herzlicher Andacht den heiligen Joseph, seinen Schutzengel, den heiligen Johannes, den Evangelisten, die heiligen Ignatius und Xaverius, den heiligen Aloysius und Stanislaus Kostka. Ihre Tugenden erforschend und nach ihnen sich bildend, lernte er mit Geduld leben und mit Freuden sterben.

Einst, als Johannes mit einem jungen Mitbruder in der Gesellschaft eines Religiösen sich befand, sagte dieser: „Sie sind jung; Sie haben allem Anscheine nach noch viele Jahre vor sich; allein, wenn es Gott gefiele, den

Lauf derselben zu hemmen und ihren Lebensfaden bald abzuschneiden, was würden Sie dazu sagen?"

„Ich würde sagen," war Bechmanns Antwort, „der Herr ist sehr gütig gegen mich, daß er so die Zeit meiner Verweisung abkürzt, um mich dem Vaterlande näher zu bringen."

„Wie so? so jung sterben?" uuterbrach ihn sogleich der andere junge Mann, der bei der Unterhandlung gegenwärtig war.

„Was liegt daran, jung oder alt zu sterben," erwiederte Berchmann, „wenn wir nur im Sterben den Willen Gottes thun. Wäre es nicht, mein Lieber, sogar ein ausgezeichnetes Glück für uns, sogleich aus der Welt zu wandern; wo man allzeit der Gefahr ausgesetzt ist, seinen Gott, den man liebt, zu beleidigen, um in den glücklichen Wohnort zu gehen, wo man versichert ist, ihm nicht mehr zu mißfallen?"

„Das ist vortrefflich," fuhr der andere fort, „und das, was Sie uns über die Vortheile, jung zu sterben, sagen, ist trostreich; aber um diesen Trost zu haben, muß man ihn durch ein eifriges Leben verdient haben; und wer kann sich dessen schmeicheln?"

„Niemand," entgegnete der Diener Gottes; „unserer Seits müssen wir mit Muth arbeiten, und Alles von einem guten und getreuen Gott erwarten, der uns durch seine Gnade unterstützt und durch seine Barmherzigkeit krönt; ich setze mein Vertrauen auf seinen Beistand, um gut zu sterben."

„Nun aber," fuhr man fort, um ihm noch mehr zuzusetzen, „wenn Sie wirklich abreisen sollten, wären Sie wohl zu dieser großen Reise bereit?"

„O ja wohl, wenn dieses von meiner Wahl abhinge, so wäre ich wohl zufrieden, mich durch alle Uebungen, die

einem guten Tod vorangehen sollten, dazu vorzubereiten; doch, wenn es der Herr anders beschlösse, so bin ich ganz bereit, seinen Willen zu thun, und wenn er in dem Augenblicke, wo ich mit Ihnen rede, meine Seele zurückforderte, so würde ich ihm dieselbe herzlich gerne in seine Hände zurückstellen."

Bei Austheilung der Sprüche, die in dem römischen Collegium jeden Monat stattfanden, und wobei jeder Zögling eine besondere Tugend zum Ausüben oder eine wichtige Lehre zur Betrachtung erhielt, fiel Berchmanns diese zu: „Seyd auf Euerer Hut, wacht und betet! denn die Zeit der Ankunft des Herrn ist Euch unbekannt." Der Diener Gottes nahm dieses als ein bedeutendes Vorzeichen seines nahen Endes an. Er bemerkte es seinen Freunden, die bebten bei dem Gedanken, diese niederschlagende Vorbedeutung verwirklicht zu sehen, und fünf Tage darnach wurde er in der That von einer tödtlichen Krankheit befallen.

Bei dem Eintritte in das Krankenzimmer sagte er zu dem, der ihn führte: „Ich werde Alles thun, was dem Herrn wohlgefällig seyn wird; ich bin in Seinen und in Euern Händen, bereit Ihm und Euch zu gehorchen." Einer seiner Lehrer trat in diesem Augenblicke in das Zimmer. „Habe ich es Ihnen nicht angekündigt, mein lieber Vater," sagte dann der heilige Jüngling, aber mit einer Freude und Heiterkeit, die nur heiligen Seelen eigen ist, „habe ich es Ihnen nicht angekündigt, daß eine Absicht der Vorsehung in dem Spruche lag, der in den verflossenen Tagen mir zu Theil wurde; es geschah nicht umsonst, daß er mich ermahnte, zu beten und zu wachen in Erwartung des Herrn."

Die Tugenden, welche während seiner Krankheit am meisten an ihm hervorschimmerten, waren so rührend, seine

Liebe und seine Ruhe in Gott so vollkommen, seine Entschlossenheit, selbst seine Freude zu sterben so auffallend, seine Sammlung so tief, daß man hätte bei ihm seyn müssen, um dieses Schauspiel recht beherzigen zu können.

Noch immer schien eine, wenn auch schwache Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden zu seyn; doch diese Hoffnung verschwand bald; Johannes konnte nicht mehr schlafen; um Mitternacht fing er von Gott zu reden an; der Krankenwärter fühlte ihm den Puls und weil man diesen kaum mehr wahrnahm, fragte er Johannes, ob ihm der Obere nichts mehr befohlen, und ob er nicht die heilige Communion empfangen wollte. „Als Wegzehrung oder wie sonst?" fragte Johannes. „Als Wegzehrung," antwortete der Krankenwärter, „weil ich wenig Hoffnung mehr sehe." Voll Freude über diese Nachricht fiel Johannes dem Krankenwärter um den Hals, und zeigte ihm dadurch, welch fröhliche Nachricht er ihm dadurch gebracht hätte.

Der Krankenwärter aber war hierüber so sehr betrübt, daß er vor Seufzen kein Wort reden konnte. Johannes tröstete ihn und sprach ihm Muth ein; er solle deßhalb nicht traurig seyn, sondern ihm Glück wünschen; er bereite sich ja mit Freuden darauf vor; denn er hätte keine fröhlichere Nachricht vernehmen können. Er nahm hierauf das Crucifix und redete Christum laut an: „Herr, du weißt, daß du mein einziges, mein höchstes Gut bist, das ich in meinem Leben gehabt habe und noch habe. O Herr Jesu Christe! verlasse mich jetzt nicht."

Der Krankenwärter wurde dadurch so sehr gerührt, daß er in Thränen zerfloß, und kaum die demüthige Bitte vorbringen konnte, Johannes möge seiner vor Gott im Himmel eingedenk seyn, was er ihm auch zusagte. Weil der Krankenwärter besorgte, er möchte sich durch so eifrige

Gebete und Anmuthungen zu sehr schwächen, sagte er zu ihm: „Es kann unmöglich anders seyn, als daß du dich sehr abmattest; ich bitte dich, schone dich etwas.“

Johannes erwiederte: „Wahr ist es, daß der Leib dadurch geschwächt, die Seele aber merklich gestärkt wird.“ Nun bat er den Krankenwärter, er möchte Alles nachschreiben, was er ihm angeben werde, wie folgt:

„Ich bitte meinen liebreichsten Pater General um Verzeihung: denn tief schmerzt es mich, daß ich ein so unwürdiges Kind der Gesellschaft bin; auch sage ich meiner liebsten Mutter, der Gesellschaft Jesu, innigsten Dank für alle mir Unwürdigsten erwiesenen Wohlthaten. Ich sage Dank meinem Pater Rektor und meinen Lehrmeistern für alle Mühe und Arbeit, die sie meinetwegen gehabt haben. Ich sage Dank dem Pater Minister und Krankenwärter für ihre große mir erwiesene Liebe und Bereitwilligkeit; ich sage Dank allen denen, die mich in dieser meiner Krankheit besucht haben. Ich bitte, man möge mir das Bett auf die Erde machen, sobald man mir die heilige Wegzehrung bringt, bei deren Empfang ich viele meiner Mitbrüder gegenwärtig sehen möchte. Auch bitte ich den Pater Rektor, weil ich mich bei meiner Abreise bei Niemanden mit einer Umarmung verabschieden kann, mit dieser Verrichtung einen Andern statt meiner zu beauftragen. Endlich bitte ich, man wolle mich in meinem Ordenskleide sterben lassen.“

Diese Schrift schickte er dem Pater Rektor zu und setzte dann seine Gebete und heilige Betrachtung fort. Nach Mitternacht, mit Anbruch des Mittwochs, verlangte er mit dem Pater Rektor zu sprechen, der sich auch sogleich einfand, und Johannes ganz in Gott vertieft antraf. Johannes fragte den Pater Rektor, ob er es für rathsam hielte, daß er eine Generalbeicht über sein ganzes

Leben anstellen sollte? Der Obere aber, der sein von Jugend auf den Engeln gleiches Leben, seine Liebe zu Gott, seine himmlische Demuth und Reinigkeit kannte, hielt eine Generalbeicht für unnöthig, und Johannes legte die gewöhnliche Beicht ab. Alle Jünglinge und Novizen, die mit Johannes studirten, verfügten sich nun aus Auftrag des Obern in die Kirche, um das heiligste Sakrament zu begleiten.

Allen waren diese Worte wie ein Pfeil im Herzen. Alle riefen aus: „Was verlieren wir für einen großen Schatz, was für einen lieben Bruder!" Pater Cornelius a Lapide stand unterdessen bei seinem Bette und fragte ihn, ob ihn nichts beängstige, oder ob er sich keiner Sünde erinnere? „Nichts, sagte Johannes mit ungeheuchelter Gemüthsruhe, Nichts fällt mir bei." Dann ließ er sich auf die Erde herab legen, und erwartete die Ankunft der heiligen Wegzehrung. Inzwischen kamen gar viele, diesen irdischen Engel noch einmal zu sehen, und als sie ihn auf der Erde liegend erblickten, und ihn bald Jesum, bald Marie mit inbrünstigem Eifer anrufen hörten, konnten sie sich der Thränen nicht enthalten; endlich kam der Obere des Hauses und brachte Johannes denjenigen, den seine Seele liebte. Er kniete mit Hilfe zweier Brüder im Bette auf, und indem der Priester die heilige Hostie emporhob, brach Johannes, alle überraschend in folgende Worte aus:

„Ich bezeuge, daß hier gegenwärtig sey der wahre Sohn des allmächtigen Vaters und der seligsten Jungfrau. Ich bezeuge, daß ich leben und sterben will als ein Sohn der heiligen Mutter, der katholischen, apostolischen, römischen Kirche. Ich bezeuge, daß ich leben will als ein wahrer Sohn der Mutter Gottes. Ich bezeuge, daß ich will leben und sterben als ein wahrer Sohn der Gesellschaft Jesu."

Diese Worte sprach er mit so inniger Andacht und Inbrunst aus, daß alle Hoffnung seiner Wiedergenesung verloren schien. Da brachen die Anwesenden in heftiges Weinen und lautes Wehklagen aus. Nach Empfang der heiligen Wegzehrung neigte Johannes sein Haupt, kreuzte die Arme über die Brust, und versank in stilles brünstiges Gebet des Dankes und der Sehnsucht, dann legte er sich wieder zurück und verlangte die heilige Oelung für den letzten Streit. Das Krankenzimmer war mit Leuten angefüllt, welche bei dem Ende des frommen Jünglings zugegen seyn wollten. Als ihm der Priester die gebräuchlichen Sterbegebete vorbetete, entstand abermals ein solches Weinen und Jammern, daß der Pater Rektor, der vorbetete, kaum ein Wort mehr zu sprechen vermochte. Johannes aber, um den man weinte, betrachtete mit standhafter Gemüthsruhe seine Augen gegen Himmel gewendet, das Bild des Gekreuzigten; und nur er antwortete dem Priester, indem die Umstehenden vor Herzeleid nichts sagen konnten.

Bei der heiligen Oelung antwortete er auf die Gebete mit einer herzergreifenden Rührung, klagte sich öffentlich seiner Fehler an, und begehrte Verzeihung derselben von seinen Brüdern, die sich um seinen Hals warfen, und ihn mit der zärtlichsten, christlichsten Freundschaft umarmten. Jetzt fragte ihn der Obere, ob er sonst nichts wisse, was zu seinem Troste geschehen könnte? Da sagte er dem Pater Rektor leise in das Ohr: „Wenn es Ew. Hochwürden für gut halten, so können Euer Hochwürden den gegenwärtigen Vätern und Brüdern mittheilen, mein größter Trost sey jetzt, daß mich mein Gewissen keiner läßlichen Sünde anklagt, die ich, so viel mir bekannt ist, seit meinem Eintritte in die Gesellschaft freiwillig begangen, wie auch, daß ich von den Gesetzen keine mit Wissen und Willen über-

treten habe, und endlich, daß ich niemals die Anordnungen meiner Vorgesetzten versäumt habe!" Wie glücklich war nicht der, welcher mit Wahrheit auf dem Todbette so sprechen konnte! wer möchte nicht an seiner Stelle seyn?

Johannes seufzte nun nach nichts mehr, als nach seinem Vaterlande jenseits, er zählte jeden Augenblick seiner Verbannung, und er sagte mit einer Art von prophetischer Ahnung: „Der Pater Rektor kämpft für mich, wie einst Jakob." Wirklich zu derselben Zeit bat dieser am Fuße des Altares den Herrn, ein so seltenes Tugendmuster dem Hause nicht zu entreißen. „Allein er mag noch so lange sein dringendes Flehen verdoppeln, um meine Genesung zu erhalten, er wird sie doch nicht erlangen, meine Stunde ist gekommen!"

Dieses Urtheil hatte auch einer der berühmtesten Aerzte Italiens, Angelo Bagnarca gefällt. „Meine Väter," sagte er dem ganzen versammelten Collegium, welches von tiefem Schrecken niedergeschlagen war, oder noch etwas für Berchmanns Genesung hoffte, „meine Väter, die Krankheit dieses Religiösen gehört nicht mehr in unser Fach. Der Himmel fordert von ihnen diesen Engel zurück, den er ihnen nur geliehen hat. Ich hatte die Ehre, den glückseligen Aloysius von Gonzaga in einem ähnlichen Zustande zu sehen; hier sehen wir eine wahrhafte Abbildung; dieser junge Mann scheint ihm zu sehr in Unschuld und Reinigkeit gleich gewesen zu seyn, um nicht eines ähnlichen Todes zu sterben. In Wahrheit, ich schätze Sie glücklich, eine von dem Leben so abgeschälte, und zum Sterben in den schönsten Jahren des Lebens so rüstige Jugend zu haben. Anderswo findet man wenig ähnliche Beispiele. Ihre jungen Leute gehen mit Freude dem Tode entgegen, und an tausend andern Orten muß man die alten Leute mit Gewalt dazu schleppen."

Der Kranke, ganz erschöpft, fand keine Ruhe mehr, als im Gebet mit Gott; die Inbrunst dieses Gebetes kann nicht geschildert werden; dennoch antwortete er allen, die mit ihm redeten, mit aller Geduld und Aufmerksamkeit.

Da einer ihm den Vorschlag machte, ihm etwas vorzulesen, war seine Antwort: „Ich bin es zufrieden, ich möchte gerne das Capitel vom Tode des glückseligen Aloysius hören." Da man an die Stelle, wo die Geschichte erzählte, daß ihn die langwierige Krankheit nie zu der geringsten Aeußerung der Unschuld verleitete, so wandte sich Berchmanns liebevoll gegen das Bild Jesu, des Gekreuzigten, und sprach: „Mein Heiland und mein Gott! wenn ich in diesen Stücken einen Fehler sollte begangen haben, dessen ich mir jedoch nicht bewußt bin, so bitte ich dich demüthigst um Verzeihung."

Es nahte schon sein Ende; der Krankenwärter fühlte ihm den Puls, und sagte zu ihm: „Wir werden von hinnen ziehen, mein Bruder Berchmanns, wir werden von hinnen ziehen!"

Auf diese frohe Nachricht nahm der Kranke das Crucifix in die Hand, flocht den Rosenkranz um dasselbe, verband mit ihnen noch das Buch seiner Regeln und sprach: „Dieses ist mein Liebstes, was ich auf der Welt habe, und damit will ich gerne sterben." Doch er erinnerte sich noch mehr als jemals an die heiligen Gegenstände seiner Liebe: „Ja, meine heilige Mutter!" — sagte er mit einer herzlichen und vernehmlichen Stimme, — „du warst und wirst seyn meine Hoffnung bis an das Ende; du wirst mich aus deinem mütterlichen Schooße, worin ich mein ganzes Leben als Kind geruht, nicht verstoßen."

Als die Aerzte sich berathschlagten, wie sie neue Arzneimittel versuchen könnten, sagte er mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit: „Sie geben sich zu viel Mühe

meinetwegen; mein Uebel ist ohne Hilfe, der große Meister ruft mich."

„Und wo ruft er Sie hin?" fragte einer aus ihnen.

„In den Himmel!" war Johannes Antwort.

Das ganze Haus wünschte von dem sterbenden Heiligen einige heilsamen Lehren zu empfangen; und wirklich gab er sowohl den Bejahrtesten, als Jüngsten vortreffliche Weisungen, indem er sie Alle beschwur, stets die Ehre des Heilandes und seiner Mutter zu befördern. Sie verließen ihn auf das innigste ergriffen.

Aber Niemand von Allen war so gerührt, wie ein junger Ungar, dem seine außerordentliche Frömmigkeit die Achtung, das Vertrauen und die zärtlichste Freundschaft Berchmanns erworben hatte. Indem er ihn fest umarmt hielt, sagte er zu demselben:

„Ich sage Ihnen von Herzen, mein lieber Bruder, das letzte Lebewohl; dieses ist das letzte Mal, daß ich mit Ihnen in diesem Leben rede; ich sterbe, allein wahre Freundschaft für Sie wird nie ersterben; so wie ich Sie auf Erden geliebt habe, werde ich Sie auch im Himmel lieben." Das Herz des Jünglings wurde bei diesen Worten von dem lebendigsten Schmerzen durchdrungen, und eine geraume Zeit vermochte er nur durch Thränen zu antworten.

Gleich im Anfange seiner letzten Nacht äußerte er sich, es würden ihm heute schwere Kämpfe und Versuchungen bevorstehen: dagegen waffnete er sich mit einem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott, begehrte die Gebete der Kirche, und rief auf das brünstigste die Mutter Maria, als die Trösterin der Sterbenden an.

Einer der Gesellschaft benutzte diese Gelegenheit, ihn zur Liebe gegen Maria zu ermuntern, indem er sagte, er

müsse sie auch im Sterben lieben, da er sie während seines ganzen Lebens geliebt habe.

„Ich getraue mir nicht, mich zu schmeicheln,“ sagte der demuthsvolle Jüngling, sie recht geliebt zu haben; aber ich habe es doch recht verlangt uud ich hoffe von ihrer mütterlichen Liebe, daß sie nun in dieser letzten Noth ihren Beistand nicht versagen wird.“

„Nicht wahr,“ setzte der Andere hinzu, „wenn Sie tausend Herzen hätten, so würden Sie dieselben alle anwenden, um sie zu lieben?“

„Wahrhaftig ja, wenn ich tausend Herzen hätte, so würde ich sie alle ihrer Liebe weihen.“

Was der heilige Jüngling vorausgesagt hatte, trat ein. Berchmanns, nachdem er ermüdet einige Zeit ausgeruht, zeigte plötzlich ein entflammtes Gesicht; er hob die Augen gegen Himmel, es zitterten seine Lippen und er rief mit lauter Stimme: „Nein, nein, ich thue es nicht! nein, mein Gott! ich werde dich nie beleidigen; bitte für mich, heilige Mutter Maria, daß ich deinen lieben Sohn, meinen Gott und Herrn nicht beleidige; ich wollte lieber tausendmal sterben.“

Auf sein Wehgeschrei eilten sogleich Alle herbei, traten an sein Bett und baten für Johannes, der, mit dem heiligen Kreuze sich bewaffnend, ausrief: „Dieß sind meine Waffen; mit Jesu, dem Gekreuzigten, werde ich überall siegen.“

Sein Angesicht wurde wieder heiter; auf den Sturm folgte wieder Ruhe und keine Versuchung ängstigte ihn von nun an mehr. Im Genusse eines völligen Friedens widmete er noch den kleinen Ueberrest seines Lebens dem Gebete. Da man ihm die Litanei vorbetete, und an die Worte kam: „O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die Sünden d r Welt, verzeihe

ihm!" — ließ er, durch diese Worte in tiefster Seele gerührt, einhalten, um nach Herzenslust seinem Heiland seine Liebe und Sehnsucht auszudrücken. Er wiederholte mehr als dreißigmal mit der innigsten Rührung: „O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die Sünden der Welt, verzeihe mir!" Eine kurze Zeit darauf verlor der heilige Kranke die Sprache, ohne jedoch weder die Gegenwart des Geistes zu verlieren, noch von einer beständigen Hinwendung auf Jesu abzulassen.

Unaufhörlich waren seine Blicke auf dessen Bildniß gerichtet, als auf den zärtlichsten Gegenstand seiner Liebe und seiner Hoffnung. Nach vier Stunden des Stillschweigens lösete der Herr wieder die Zunge seines Dieners; er wiederholte öfters den Namen Jesu; erweckte die Uebungen der heldenmüthigsten Tugenden, verdoppelte die Inbrunst seiner Liebe, rief die Engel und Heiligen des Himmels um Beistand an, und erneuerte die Versicherungen seiner Liebe und Anhänglichkeit an die Mutter Maria.

Sein Todeskampf war lange, bot aber nichts als Erfreuliches und Kostbares dar; es waren ununterbrochene Uebungen der Liebe gegen Jesus und das Vertrauen gegen Maria. Er endete seinen Todeskampf, der Sprache noch mächtig, und seine letzten Worte waren: „Jesus und Maria!" Indem er diese Worte aussprach, gab er seine Seele in die Hände seines Herrn und Schöpfers, den 13. August, in einem Alter von 22 Jahren und einigen Monaten.

Ein vollkommen gebildeter Körper, angenehme Gesichtszüge, die Augenstrahlen von einem lieblichen und ruhigen Feuer, eine breite Stirne, blonde Haare, eine weiße und blühende Gesichtsfarbe; dieß waren die Gaben, mit welchen die Natur Berchmanns schmückte. Aber was sind diese körperlichen Gaben in Vergleich mit den Schönheiten

seiner Seele? Seine Schamhaftigkeit unb Eingezogenheit diese Anmuth, die aus seinen Reden und aus seiner ganzen Persönlichkeit hervorstrahlte, gab erst seiner gewinnenden äußern Erscheinung die wahre Würde, die wahre Schönheit. Seine vortreffliche, starke Körperbildung versprach ihm ein langes Leben; aber zu Rom nahm sein sonst so starker Körper ab, durch die beständige Anstrengung, durch seinen anhaltenden Eifer für alle Tugenden und Wissenschaften, welche den Jünger Jesu schmücken sollen. Sein Herz wurde später nach Löwen in den Niederlanden gebracht; als man das Gallgefäß untersuchte, fand man keine Spur einer Galle.

Bei dem ersten Glockenschlage, der die Nachricht seines Todes verkündigte, stürzte man schaarenweise in das Krankenzimmer; alle küßten ihm mit Ehrfurcht die Hände, und küssend benetzten sie dieselben mit ihren Thränen. Es bemühte sich ein Jeder irgend ein Andenken von ihm zu erhalten. Drei Tage vorher hatte man schon sein ganzes Zimmer geplündert; vor Allem hatte man die Bilder, vor denen er betete, seine Werkzeuge der Buße, und seine kleinen Geräthschaften der Andacht entwendet.

Die zahlreiche Jugend des römischen Collegiums gab bei Verkündigung dieses herrlichen Endes die rührendsten Zeichen des Schmerzens durch heiße Thränen. Die Lehrer unterbrachen den Unterricht und vereinigten ihre Thränen und Klagen mit jenen der Zöglinge.

Die ganze Stadt Rom hatte kaum den Tod des jungen Heiligen erfahren, als das Volk zu seiner Leiche eilte; mau mußte selbst Wachen um die Leiche stellen; dennoch wurde die Ruhe gestört und der Gesang der Psalmen unterbrochen. Anfangs drängte man sich nur herbei, um den liebenswürdigen Berchmanns zu betrachten, auf dessen Antlitz der Tod die Züge der Anmuth und Einge-

zogenheit nicht auszulöschen vermocht hatte. Bald begnügte man sich nicht mehr, ihn blos anzuschauen, ihm die Hände zu küssen, oder selbst die Blumen mit denen der Sarg bestreut war, zu nehmen; man riß Alles bis auf das Barett weg, welches sein Haupt bedeckte; das Crucifix, welches er in der Hand hatte, verschwand; sein Rosenkranz wurde mehrmals vertauscht; sein Kleid an hundert Enden abgeschnitten; der Körper war in Gefahr, gänzlich geplündert zu werden, hätte man sich nicht beeilt, ihn in die Sakristei zu bringen. Da umfaßten vornehme Personen mit Ehrfurcht die Füße des Dieners Gottes, und lobten den Herrn mit lauter Stimme, daß er in einem noch so zarten Alter das seltene Beispiel einer vollendeten Tugend gegeben hätte.

Auch am Grabe erhielt der selige Jüngling noch dieselben Zeichen der allgemeinen und öffentlichen Verehrung. Seine Stätte wurde durch einen großen Zulauf des Volkes bezeichnet, man bestreute dieselbe jeden Morgen mit frischen Blumen, zündete Kerzen an über denselben, und küßte mit heiliger Ehrfurcht den Grabstein. —

Johannes Berchmanns ward von dem Papste Gregor XVI. 221 Jahre nach seinem Tode selig gesprochen.

2.

Der heilige Theodor.

Der heilige Theodor war ein so eifriger Christ, als tapferer Soldat. „Ihr irrt,“ sprach er zu dem römischen Landpfleger, „wenn Ihr arglistige und betrügerische Geister als Götzen verehrt. Ich bete Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes, an. Wer sich dadurch beleidigt fühlt, der mag mir die Zunge ausschneiden, oder auf an-

dere Weise mich peinigen. Ich gebe willig alle Glieder meines Leibes hin aus Liebe zu dem Schöpfer.

3.

Der heilige Bonaventura.

Bonaventura suchte zu entfliehen, als ihn der Papst zum Bischofe und Cardinal machen wollte. Die Abgeordneten des Papstes, die ihm den Kardinalshut brachten, fanden ihn in einem Kloster, mit einem Schürzlein umgürtet, mit der Reinigung seiner Küchengefäße beschäftigt. Er bat sie, den Kardinalshut an die Wand zu hängen, bis er mit diesem Geschäfte zu Ende wäre.

In dieser Demuth ahmte ihm der heilige Franz Borgias nach, der bekanntlich einem der ersten Geschlechter Spaniens angehörte. Da Jemand diesem Heiligen viele Titel gab, sagte Franz, er sey bei der Anhörung dieser Titel müder geworden, als auf der langen Reise, die er eben gemacht hätte.

4.

Wohlthätigkeit.

Es lebte im vorigen Jahrhundert zu Regensburg ein Weihbischof; in seiner Jugend hatte er sich aus seiner protestantischen Heimath entfernt, war nach Regensburg gegangen, und hatte daselbst den katholischen Glauben angenommen. Die Domherren in Regensburg hatten sich des talentvollen Knaben angenommen, ihn studieren lassen, und da er sich durch Talent, gute Sitten und Frömmigkeit ausgezeichnet, war er in das Domstift aufgenommen und zuletzt Weihbischof geworden.

Er lebte als Domherr und Weihbischof sehr sparsam,

hatte möglichst wenige Dienerschaft, gab wenig Almosen, und lud sehr selten zu Gaste; so zwar, daß er ungünstigen Bemerkungen darüber nicht entging, und man sich oft über ihn verwunderte, da er sich durch große Frömmigkeit auszeichnete. Als er im hohen Alter erkrankte, stellten sich seine Brüder in der Hoffnung reicher Erbschaft bei ihm ein. Der Weihbischof gab jedem seiner Brüder eine Uhr und eine Dose zum Andenken, und sagte zu ihnen: „Weil ich katholisch geworden, habt Ihr mich enterbt; Ihr könnt also von Rechtswegen nichts von mir fordern. Mein Vermögen habe ich von der Kirche zu Regensburg erhalten; es ist also billig, daß ich es dieser Kirche wieder zurückgebe.“ Nun kaufte er einige Häuser zusammen, traf alle Anstalten und wies all sein Vermögen dafür an, daß das katholische Waisenhaus in Regensburg daraus gebaut und eingerichtet werden konnte. Es hatte zwei Flügel, in deren Mitte eine schöne Capelle: 60 Knaben und 60 Mädchen konnten sogleich darin aufgenommen und unterhalten werden.

5.

Schonung dem Feinde!

Des Feindes schonen, des Verlassenen sich annehmen, gebietet die Liebe überall, auch in den Schrecken und in dem Zorne des Krieges. Gegen den besiegten Feind barmherzig zu seyn, hat noch Niemanden gereut, wohl aber Allen großen Nutzen bei Gott und den Menschen gebracht.

Das erfuhr Dittner von Berlin, der im Jahre 1807 als reitender Jäger im Corps des Major von Schill diente und mit diesem auf eigene Faust gegen die Franzosen zu Felde zog. Stralsund ward von Schill mit Sturm genommen, und die feindliche Besatzung meist aus Artillerie

bestehend, niedergehauen oder gefangen. Schills Leute, durch den Widerstand erbittert, zeigten wenig Schonung, vornämlich gegen die französischen Beamten, von denen die meisten freilich nur Blutsauger Deutschlands gewesen waren. Als Dittner mit mehrern Jägern auf den Marktplatz kam, sah er einen Mann in bürgerlicher Kleidung zu Boden geworfen und in Gefahr, von dem gemeinen Volke Stralsunds (viele davon hatten sich den Schill'schen angeschlossen) erschlagen zu werden, wie es kurz vorher einem andern französischen Beamten widerfahren war. Da nun das Gefecht vorüber war, und Dittner mit dem Ueberwältigten Mitleiden hatte, so lief er auf ihn zu und erklärte ihn für seinen Gefangenen, der Pöbel ließ nun ab von ihm, und rief jenem nur zu, daß der Mann der Militär-Intendant von Stralsund selbst sey.

Auf Befragen läugnete dieß der Gefangene zwar, sprach aber so gebrochen Deutsch, daß Dittner doch den Franzosen und den Feind erkannte und ihn sofort niederhauen wollte. Der Franzose bat aber dringend um Pardon und holte die Börse hervor, zog einen Ring ab, und überreichte es dem preußischen Jäger. Dittner ließ sich besänftigen, nahm beides an und gab Pardon, darauf führte er seinen Gefangenen nach dem Altmarkte zum Quartier des Major von Schill, und bemerkte auch während des Abführens zwei schöne Reisewägen, in denen der Intendant sich hatte retten wollen, aber von den Preußen überrascht worden war.

Der Major von Schill selbst befand sich gerade auf dem Altmarkte, mit den nöthigen Anordnungen nach dem Gefechte beschäftigt. Dittner meldete ihm, daß er den französischen Intendanten gefangen genommen, und erhielt den Befehl, ihn niederzuhauen. Dittner bemerkte ihm aber, daß jener um Pardon gebeten und auch erhalten

hätte. Sehr aufgereizt durch die Hitze des Gefechtes zog jetzt Major von Schill selbst den Säbel, um den Franzosen niederzustechen; mehrere umstehende Bürger traten aber zu ihm und baten, er möge doch dem Intendanten das Leben schenken, da er während seiner Amtsverwaltung die Stadt Stralsund sehr gut behandelt hätte. Der Zorn des Major, welcher nur dem Blutsauger des Vaterlands gegolten hatte, legte sich bei diesem Zeugnisse schnell und er befahl einer Ordonanz den Franzosen in ein Haus zu führen, wo bereits mehrere Gefangene aufbewahrt wurden. Dittner ging nun vor das Frankenthor, sein Pferd zu holen und suchte sich dann ein Quartier.

Am fünften Tage nach der Einnahme von Stralsund erkrankte Dittner ernstlich an seiner Wunde und erhielt den Befehl, sich sofort in das Hospital zu begeben, wo alle Kranke und Verwundete des Schill'schen Freicorps verpflegt wurden. Morgens um fünf Uhr machte sich Dittner dahin auf den Weg und war kaum dort angelangt, als sich Kanonenschüsse hören ließen, deren Ursache sich Niemand des Anfangs erklären konnte; die Ungewißheit dauerte aber nicht lange; denn bald kam die Nachricht, daß Dänen und Holländer die Stadt angriffen. Der Ausgang des Gefechtes ist bekannt; Major von Schill selbst ward getödtet, sein Corps vernichtet, nur wenige entgingen dem Tode und der Gefangenschaft. Natürlich wurden auch alle im Hospitale befindliche preußische Soldaten zu Gefangenen erklärt und dieselben scharf bewacht.

Nach zwei Tagen besserte sich die Wunde Dittners und auch das Fieber nahm ab; da kam ihm der Gedanke, ob nicht jener Intendant, dem er das Leben gerettet, etwas zu Erleichterung seiner traurigen Lage thun könne. Er zog deßhalb bei dem Lazarethwärter Rommers, einem ehemaligen schwedischen Artilleristen, Erkundigungen über

den Intendanten ein und hörte, daß derselbe von den Dänen und Holländern wieder aus der Gefangenschaft befreit worden sey und sofort sein Amt als Militär-Intendant der Stadt wieder angetreten hätte. Da alle, welche Dittner über seinen Charakter befragte, ihm das Zeugniß eines wackern Mannes gaben, so faßte er sich ein Herz, erzählte dem Lazareth-Sekretär, daß er es sey, der ihm das Leben gerettet, und bat um die Erlaubniß, sich schriftlich an ihn wenden zu dürfen. Diese wurde ertheilt und Dittner schrieb den 29. Juli an den Intendanten, meldete ihm sein Schicksal und bat ihn um seine Verwendung für seine Freilassung. Ein Aufwärter besorgte den Brief, und schon am andern Tage früh um 9 Uhr kam der Intendant selbst mit seinem ganzen Personale in das Lazareth. Sogleich ward der Direktor des Lazarethes beschickt, und derselbe über den reitenden Jäger Dittner befragt. Dittner selbst mußte nun erscheinen. Mit der Mütze in der Hand trat er vor den Intendanten, der ihn scharf in das Auge faßte und dann in deutscher Sprache fragte:

„Also du hast an mich geschrieben?"

„Ja, Herr Intendant!"

Hierauf befragte ihn der Lazareth-Direktor genau über die Gefangennehmung des Intendanten: Dittner erzählte Alles aufrichtig und ausführlich, und erwähnte auch daß eine Frau während des Abführens dem Intendanten, der sich über heftigen Durst beklagt, Wasser in einem Topfe gebracht hätte. Da rief der Intendant: „Oui, oui, c'est vrai!" (Ja, ja, das ist wahr!) schenkte dem Dittner zwei Thaler, versprach ihm einen Paß in die Heimath und verließ dann ihn freundlich grüßend das Lazareth. Man kann sich leicht denken, wie groß die Freude Dittners war.

Aber er schien sich zu frühe gefreut zu haben; zwar ward er von dem Arzte für gesund erklärt und aus dem

Lazarethe entlassen, allein nur, um zu den andern Gefangenen, die in den Kasematten der Festung aufbewahrt wurden, geführt zu werden. Dittner war auf das höchste bestürzt, und glaubte schon, alle Hoffnung auf Befreiung aufgeben zu müssen. Doch schon am andern Tage kam Hilfe. Täglich ward dem Intendanten ein Bericht über die Kranken des Lazarethes vorgelegt; als er nun Dittners Namen darin las, mit der Bemerkung „in die Kasematten abgeführt," schickte er sogleich seinen Sekretär vor das Keper-Thor und ließ den Dittner aus den Kasematten zu sich führen. Der Sekretär erhielt in Dittners Gegenwart die schärfsten Vorwürfe, den schon gestern gegebenen Befehl nicht sofort ausgeführt zu haben; Dittner aber ward freundlich bedeutet, wieder in das Spital zurückzugehen, wo er bis auf weiters Essen und Bett haben, und jeden Morgens um acht zu dem Intendanten kommen sollte.

Dieß that nun auch Dittner und befand sich wohl dabei; da ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt ward, so ging er in der Stadt spazieren. Dieß erregte allgemeines Aufsehen, da man es nicht zusammen reimen konnte, wie ein von den Franzosen so bitter gehaßter Schill'scher Soldat sich in einer Stadt, die eine bedeutende Festung ist, zeigen durfte. Um Dittnern ganz sicher zu stellen, ließ der Intendant den Soldaten, später auch den Bürgern bekannt machen, daß derselbe dazu die Erlaubniß von ihm hätte und deßhalb auf keine Weise belästigt werden sollte.

So verstrichen nun sechs Tage, während welcher sich Dittner sich öfters bei dem Intendanten meldete, und jederzeit von ihm freundlich aufgenommen ward. Am siebenten Tage erhielt er von dem Polizeidirektor einen ganz neuen bürgerlichen Anzug, 23 Gulden, einen Reisepaß bis

zur preußischen Gränze und freie Post. So ausgestattet, besuchte er zum letztenmale seinen Wohlthäter, um Abschied zu nehmen; es mußte für beide Männer ein ganz eigenes Gefühl, sich so gegenüberzustehen. Jeder war in dem kurzen Zeitraum von wenigen Tagen dem Andern Leben und Freiheit schuldig geworden; Dittner wäre sogar ein schrecklicheres Loos, als der Tod selbst bevorgestanden, da Napoleon höchst erbittert über Schill und sein Corps war, und die Gefangenen theils erschießen, theils nach Frankreich auf die Galeeren abführen ließ.

Unter den herzlichsten Danksagungen und Segenswünschen trennten sie sich, um sich nimmer zu sehen. Jetzt gab auch der Sekretär dem befreiten Dittner den Brief wieder, welchen er an den Intendanten geschrieben hatte und auf welchen seine Freilassung erfolgt war. Diesen Brief bewahrt derselbe noch jetzt als ein theueres Angedenken an jenen Vorfall.

Als Dittner nach Berlin kam, war die Freude im elterlichen Hause über die Massen groß; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er von einem Holländer niedergehauen worden wäre. Gleich nach seiner Ankunft schrieb der dankbare Dittner an seinen großmüthigen Erretter, und fragte an, ob er den Ring und die Börse, die er ihm bei der Gefangennehmung übergeben, zurücksenden dürfe, da vielleicht diese Gegenstände ihm besonders werth seyn könnten? Aber bei den damals so unruhigen Zeiten fand sich keine Gelegenheit, die Zurücksendung mit Sicherheit zu bewerkstelligen.

Dittner begründete bald nach seiner Ankunft ein Geschäft und heirathete; nichts desto weniger verließ er Alles und trat auf den Ruf seines Königs, 1813 in die Landwehr ein, um sein Vaterland von der Knechtschaft der

Franzosen zu befreien. Er machte 1813 und 1814 die Feldzüge in Deutschland und Frankreich mit, allein sein Regiment kam nicht nach Paris zum großen Leidwesen Dittners, der nur zu gerne seinen Retter, dessen Namen „d'Houdetot" er sich wohl gemerkt hatte, aufgesucht und ihm Ring und Börse eingehändigt hätte. Dem Feldzug 1815 konnte er nicht beiwohnen, da er durch zwei gefährliche Sturze mit dem Pferde dienstuntauglich geworden war. — Aber seinen Retter vergaß er nicht. Als er im Jahre 1842 vernahm, daß der Sohn eines Verwandten sich in Paris aufhalte, schrieb er an diesen, und bat ihn, über den Grafen d'Houdetot Erkundigungen einzuziehen. Bald kam die Nachricht, Graf d'Houdetot lebe noch und sey gegenwärtig Pair von Frankreich; Adresse und Bezeichnung seiner Wohnung folgten mit. — Sogleich schrieb nun Dittner an den Grafen und legte Ring und Börse bei. Nach 12 Tagen erhielt er sowohl von dem Grafen d'Houdetot selbst, als von dessen Sohn ein sehr freundliches Schreiben, in dem sie ihren Dank für diese unerwartete Rückerstattung jener ihr besonders theuern Andenkens aussprachen. Diesem Briefe folgte bald ein kostbares Geschenk, in welchem der Graf d'Houdetot seinen Namen selbst eingeschrieben und seinem Retter dankt.

Durch solche Handlungsweise haben sich der Franzose und der Deutsche zu gleicher Zeit geehrt; aber was wäre aus Dittner geworden, hätte er, wie manche seiner Kameraden seinem Zorne Gehör gegeben und den Grafen niedergehauen? Entweder wäre er als der Mörder des Intendanten, nach dem Einrücken der Franzosen der Rache der Sieger verfallen, die ihn gewiß nicht bei dem Leben gelassen, oder im besten Falle hätte er, wie viele des Schill'schen Corps auf den Galeeren und im Bagno zu Toulon ein qualvolles Ende genommen.

„Darum selig die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ —

6.

Segnet die, die Euch fluchen.

Als König Wilhelm in England regierte, saß der heilige Anselm auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury. Dieser ungerechte gewaltthätige König hatte bereits einzelne Kirchengüter seines Reiches an sich gezogen, und verlangte nun von dem Heiligen, daß er seine Gewaltstreiche bestätige und überdieß die bestimmte Summe an ihn entrichte. Beides aber verweigerte der Erzbischof und machte die Rechte der Kirche gegen den König mit Kraft geltend. König Wilhelm aber kehrte sich wenig an die Bitten, Thränen und Ermahnungen des Heiligen, und fuhr fort, seine Unterthanen und besonders die Kirche mit Gelderpressungen und Abgaben zu bedrücken. Jetzt erhob sich der Erzbischof mit aller Macht seiner Würde und hielt offen in einer Versammlung dem Könige die Ungerechtigkeit vor; dadurch aber reizte er dessen Zorn und zog sich die härtesten Verfolgungen zu. Mit Gewalt ward er seines Bisthumes entsetzt und mußte England verlassen. Aber Anselm, der schon frühe der Welt entsagt und als würdiger Schüler Benedikts in klösterlicher Einsamkeit nach Tugend und Vollkommenheit gestrebt hatte, er hatte auch gelernt, seinen Feinden und Verfolgern zu verzeihen.

Frei von allem Grolle über das zugefügte Ungemach trat er vor seiner Abreise zum Könige und sprach: „Ich gehe nun; aber Euch, wenn Ihr es nicht verschmäht, ertheile ich meinen Segen.“

Und er zog nach Rom; bald darauf ward das Concilium zu Bari abgehalten, dem auch der Heilige bei-

wohnte. Als in diesem beschlossen ward, den König Wilhelm wegen seiner schreienden Gewaltthaten gegen die Kirche und seinen Erzbischof mit dem Banne zu belegen, so fiel Anselm vor den versammelten Väter auf die Kniee nieder und bat mit gefalteten Händen für denjenigen, der ihn verbannte und verfolgte — und auf seine Bitte ward dem Könige die Strafe erlassen.

„Wer solche Liebe hat, daß er auch die Feinde liebt, verdient die Pforten des himmlischen Jerusalems zu betreten; wer aber diese Liebe nicht haben will, wird die Pforten von jeder Seite geschlossen finden."

So der heilige Augustinus.

7.

Die Infantin Clara Eugenia.

Die christliche Liebe und Mildthätigkeit macht zwischen nothleidenden Freunden und Feinden keinen Unterschied, auch im Kriege nicht, der doch alle Flammen des Zornes und der Feindschaft entzündet.

In diesem Geiste wahrer christlichen Liebe handelte die Infantin Clara Eugenia. In der blutigen Schlacht bei Fleurus, den 29. August 1626 waren die deutschen Protestanten unter Anführung des Herzogs Christian von Braunschweig von den Spaniern nach dem hartnäckigsten Widerstande geschlagen worden; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Des andern Morgens fuhr die Infantin Clara Eugenia von Brüssel, wo sie Hof hielt, selbst nach Fleurus und ließ die Verwundeten in die Spitälern bringen. Und sie machte unter den Leidenden keinen Unterschied; mochten sie Freunde oder Feinde, Katholiken oder Protestanten seyn — für alle sorgte sie mit gleicher Liebe.

8.

Dienst und Gegendienst.

Nach der Schlacht von Hohenlinden lagerten sich die französischen Heere in einem großen Theil von Bayern und der Obergeneral Moreau hatte seinen Generalstab in München. Der Landesdirektionsrath Lipowski, dem die Stadtkommandantschaft und das General-Marsch-Commissariat übertragen war, benützte klüglich jede Gelegenheit, durch Privatgefälligkeiten sich mit den französischen Befehlshabern jedes Grades immer auf freundschaftlichen Fuß zu setzen, und dadurch viele der Lieferungen, die von München gefordert wurden, ganz oder wenigstens theilweise abzuwenden und die Quartierlasten zu erleichtern. Die Franzosen nahmen die churfürstlichen Zeughäuser in Besitz. Nach dem Befehl des französischen Stadtkommandanten, Obersten Friant, sollte auch das bürgerliche Zeughaus ausgeräumt werden. Lipowski eilte zum General Richepanse, und bemerkte ihm, daß dieß Zeughaus Eigenthum der Bürger und es doch sehr schmerzlich wäre, die darin noch aufbewahrten Alterthümer verlieren zu müssen. Da erwiderte freundlich der General: „Gefälligkeit gegen Gefälligkeit! Sie gaben mir sehr Ermüdeten im Concerte gestern einen Stuhl, ich lasse Ihnen dafür das Zeughaus.“

Um diesen Preis konnte Lipowski es wohl nehmen.

9.

Barbara von Roll,

die Mutter der Kranken.

Barbara von Roll ward zu Solothurn geboren am 4. Tage des Christmonats 1502 und war die Tochter des Hans von Roll, eines Mannes, der 1475 das Bürgerrecht

daselbst erworben, 1499 durch seine Tapferkeit zu dem Siege der Eidgenossen bei Dornach beigetragen hatte, und späterhin verschiedene Staatsämter bekleidete. Von Barbaras früherm Leben sind keine Nachrichten zu uns gekommen; so viel ist jedoch laut übereinstimmenden Nachrichten gewiß, daß Barbara sowohl durch körperliche als geistige Schönheit und mehr noch durch Seelenadel, als durch den der Geburt sich auszeichnete.

Gehorsam dem Willen ihres Vaters, verehelichte sie sich 1519 mit Hieronymus von Luternau und hausete mit ihm 30 Jahre. Kinderlos war ihre Ehe geblieben, aber Mutter sollte sie dennoch werden, die geistige Mutter vieler verlassener und leidender Kinder, wie einst die heilige Elisabeth. Gott hatte ihr zu diesem Zwecke nicht blos den Willen, sondern auch die Mittel gegeben. Ihr Körper war gesund und kräftig, ihr Geist hoch gebildet und dabei demüthig; ihr Eheherr hatte ihr ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen, das sie in den Stand setzte, die Armen und Leidenden auch werkthätig zu unterstützen. Von den Kenntnissen, die sie besaß, kam ihr bei der Pflege der Kranken zumal ihre Pflanzenkunde zu Statten; vermuthlich hatte sie dieselbe schon in der Jugend lieb gewonnen. Sie machte aus dieser Wissenschaft nicht blos eine Liebhaberei, sondern ihre Bemühungen gingen vornämlich dahin, die heilenden, lindernden Kräfte der Pflanzen, die seltenern Kräuter und die verborgenen Wurzeln kennen zu lernen, ein Geschäft, ohne Zweifel etwas mühsamer, als Romane lesen oder auf dem Claviere klimpern. In der Heilkunde traf Barbara den rechten Punkt; Krankheit und Tod kommen ja von der Sünde; darum räth die heilige Schrift: „Wende dich von der Sünde ab, reinige dein Herz von aller Missethat — dann überlaß dich dem Arzt." Um so viel edler der nach dem Ebenbilde

Gottes erschaffene Geist des Menschen ist, denn der aus Staub und Asche geformte Leib, um so beweinenswerther und gefährlicher ist auch die Krankheit der Seele im Vergleich zu der leiblichen. Solches erkannte Barbara wohl, und brachte daher mit dem irdischen Oel und Wein auch den Balsam des ewigen Lebens, zeigte den zerknirschten, reuevollen Herzen die unendliche Barmherzigkeit Gottes aus den trostvollen Verheißungen des heiligen Evangelium, erleichterte und stärkte die zagenden Gemüther, wies den an seinem Heil verzweifelnden Sünder zu Jesus Christus und zu seiner gebenedeiten Mutter, dieser Zuflucht der Sünder, und reichte auf diese Art auch den betrübten und in Gewissensangst versunkenen Seelen erquickendes Labsal. Die Genesenden ermahnte sie zum Danke gegen Gott, von Welchem allein die Gesundheit des Leibes und der Seele kömmt, und bat sie, ihren Dank in einer bußfertigen Sinnesart und christlichem Wandel zu beweisen. Sie lehrte selbe auch in der Frische des Lebens nicht zu vergessen, daß wir alle hier nur Pilger sind, und droben unser Vaterland ist, daß dieser Erde Leben nur von kurzer Dauer, wie eine Blume auf dem Felde ist, die eine kleine Zeit blüht, aber bald verwelkt; sie erinnerte Alle, wie niemand aus dieser Welt etwas mitnimmt, als seine Werke, und diese uns nachfolgen werden, die guten zur Belohnung und die bösen zur Strafe. Aus dem reichen Schatze ihres Herzens vernahmen so Alte und Junge, Reiche und Arme heilsame Worte christlicher Weisheit und Liebe. Kurz, wohin sie ihre Schritte wandte, wurde sie meistens die Stifterin der häuslichen Glückseligkeit durch Beförderung der christlichen Liebe und Eintracht, ein Engel des Friedens, des Trostes und der Aufmunterung, und das Haus konnte für gesegnet gelten, dessen Schwelle sie betreten. Zunächst hatte sie

ihre Aufmerksamkeit den Kranken in und um Solothurn gewidmet; der glückliche Erfolg ihrer vielen Kuren verbreitete ihren Ruf so, daß allmählig auch aus entferntern und endlich aus ganz entlegenen Gegenden die Hilfsbedürftigen sie heimsuchten; doch auch auf diese allein blieb ihre fromme Thätigkeit nicht beschränkt; auch die Vornehmern und Angesehenern wandten sich an ihre mütterliche Pflege, und wurden von ihr mit gleicher Theilnahme und demselben Erfolge behandelt.

Was ihr bei dem Volk zumal Ehre und Lob brachte, war ihre Uneigennützigkeit. „Umsonst habe ich es erhalten, umsonst gebe ich es; gebt den Armen, was Ihr mir bestimmt habt," war die einfache Antwort, die sie jedes Geschenk und jede angebotene Belohnung zurückweisend, allen ertheilte, die auf solche Weise ihre Dankbarkeit bekräftigen wollten. Thränen zu trocknen, menschliches Elend zu lindern, und neben der leiblichen Hilfe auch das Wohl der unsterblichen Seele bestmöglich zu fördern, war die Aufgabe ihres Lebens — ein Amt, das weder der Welt Lob, noch ihre Schätze zu lohnen vermögen, am allerwenigsten, wenn es auf eine Art und Weise verwaltet wird, wie es bei Frau Barbara der Fall war, die sich nicht darauf beschränkte, die Hilfsbedürftigen zu sich kommen oder ihren Rath einholen zu lassen. Sie selbst wanderte von einem Krankenbette zum andern, in demüthiger Liebe ihres göttlichen Lehrmeisters gedenkend, der auch umherzog im ganzen Lande und Allen Gutes erwies. Schwere und ansteckende Krankheiten, beinahe unzugängliche, ärmliche, selbst grausenerregende Lagerstätten hielten sie nicht zurück; denn auch von ihr galt das Wort: „Die Liebe Christi dränget uns also;" und mit aufopfernder That bewies sie, daß in Wahrheit diese Liebe stärker ist, als der Tod.

Diese Liebe wuchs gleichsam bei Barbara mit den

Jahren und mit ihr der Eifer, zum Besten der Kranken mehr zu lernen. Barbara begnügte sich nicht blos mit dem, was ihr die Büchersammlungen und Apotheken der Stadt und gute Freunde in Hinsicht auf Arzneipflanzenkunde boten, sondern sie durchstreifte ihres Reichthums und Adels vergessend, die an Schätzen der Natur so merkwürdige Umgegend ihres Wohnsitzes Solothurn. Einöden und Wälder, Thalschluchten und Felsgebirge waren ihr nicht zu entlegen und beschwerlich, wenn sie hoffen durfte, ihre Kenntnisse der Heilkunde in etwas bereichern, die Größe des menschlichen Elendes vermindern zu können. Ermüdet und erschöpft vom Regen durchnäßt oder im Schweiß gebadet, kam dann gar oft Barbara nach Hause; aber das Alles achtete sie nicht; sie hatte es ja dem Herrn zu Liebe gethan. Die Arzneimittel, deren sie sich bediente, wurden von ihr selbst in einer kleinen Hausapotheke, die sie sich zu diesem Zwecke eingerichtet hatte, zubereitet.

Als Barbara die Arzneikunst betrieb, war diese noch eine freie Kunst, und nicht, wie jetzt, den strengen Regeln einer höhern Gesundheitspolizei unterworfen. Jeder (auch Frauen) konnte sie treiben, der sich dazu für befähigt hielt und das Zutrauen der Kranken gewinnen konnte. Das Letztere verstand Barbara ausnehmend. Ihr liebreiches, edles Aeußere, der milde, wohlklingende Ton ihrer Sprache, vor allem die Fülle der Liebe, die ihrem demüthigen Herzen entströmte und wie ein sanfter Regen über die Kranken sich ergoß, trugen dazu noch mehr bei, als ihre Geschicklichkeit und Erfahrung.

So ausgerüstet war sie eine treue Schülerin des göttlichen Arztes Jesu Christi, so war sie die Zuflucht der hilfsbedürftigen Kranken, namentlich der ärmern Klasse geworden. Diese ersetzten ihr den Mangel der eigenen Kinder vollkommen, und sie sah in der großen Umgebung

so vieler Nothleidenden gleichsam ihre Familie, welche zu warten und zu pflegen sie berufen sey, und zwar um des höchsten Lohnes, um Gottes willen. Ihnen blieb sie eine wahre Mutter immerfort, blieb ihnen, was Alles weit übersteigt, eine Führerin und Wegweiserin der ewigen Liebe, die einst vom Himmel herabstieg, zu heilen die Krankheiten des Leibes und der Seele und zu lösen das Geschlecht der Staubgebornen aus den Banden des ewigen Todes.

Die Pflichttreue dieser Magd des Herrn, verbunden mit ihrer innigen Frömmigkeit und ihrem gottseligen Wandel, verbreiteten weit und breit umher den Glauben, es hätte der Herr ihr eine besondere Gabe verliehen, Kranke herzustellen, und selbst aus drohender Todesgefahr zu erretten. Mancher, der an seiner Rettung oder Herstellung verzagt hatte, Viele, die mit ähnlicher Besorgniß für ihre theuern Kranken erfüllt gewesen waren, hielten sie nach erfolgter Genesung für eine Heilige. So setzte Barbara ihre wohlthätigen Bemühungen bis an das Ende ihrer Tage unverdrossen fort, welches den 26. Juni 1571 erfolgte. Das wahrhaft schöne und edle, aus Liebe zu Gott nur dem Besten der leidenden Menschheit gewidmete Leben, das so manchem Linderung und Heilung hatte bringen dürfen, mußte einer heftigen und schmerzlichen Krankheit unterliegen.

Wie sie einfach, schlicht und ohne Prunk gelebt hatte, so war auch ihr Tod. Keinerlei Gepränge, kein kunstvolles Denkmal brachte ihren Namen auf die Nachwelt; dennoch erwarb sie sich das schönste, ja ein unvergängliches Denkmal, den Dank und die Erinnerung der Menschen, die ihren Namen noch auf folgende Geschlechter hinübertrugen. Darum willst du auch also geehrt werden, so gehe hin und thue, wie Barbara von Roll gethan hat.

10.
Demuth auf dem Kaiserthrone.

Maximilian I., Kaiser von Deutschland, vergaß über den Purpur des Thrones nicht das Leichentuch, welchem einst dieser Purpur Platz machen sollte; darum ließ er schon einige Jahre vor seinem Tode einen Sarg von Eichenholz machen, und diesen mit sich auf seinen Reisen in einen Wagen verschlossen umherführen; im Testamente aber befahl er, seine Leiche in ein rauhes Tuch zu wickeln, die Eingeweide nicht einzubalsamiren und über Augen, Nase, Mund und Ohren ungelöschten Kalk zu schütten.

So hatte der Kaiser einen guten Hofprediger bei sich, der ihm beständig zurief: „Auch Kaiser sterben!"

11.
Die Vorsehung Gottes.

Daß Gott mit mächtiger, vorsichtiger Liebe über die wacht, die als treue Kinder Ihm vertrauen, haben gar Viele erfahren, unter andern auch der heilige Franz von Sales.

Nach vollendeten Studien bereisete der heilige Franz Italien und kam nach Rom. Als er eines Abends ganz ermüdet von Kirchenbesuchen in den Gasthof, wo er abgestiegen war, zurückkam, fand er seine Bedienten im Streite mit dem Wirthe, der darauf bestand, daß sie sich entfernen sollten, um Personen von hohem Range, die er erwartete, Platz zu machen. Der Streit war sehr hitzig, aber Franz endigte ihn dadurch, daß er befahl, man sollte dem Wirth den Willen thun und gleich einen andern Gasthof, in welchen er mit den Seinen einkehren könnte, suchen.

Wie unangenehm dieser Vorfall den Ermüdeten auch seyn mußte, so offenbar war er, wie der Erfolg bewiesen hat, von Gott zugelassen, um ihn einer Gefahr zu entreißen, in welcher er unfehlbar umgekommen wäre. Der Gasthof nämlich, den er hatte verlassen müssen, lag am Ufer der Tiber, und kaum war er in den andern eingekehrt, als ein schrecklicher Regen sich ergoß, der die ganze Nacht hindurch anhielt. Die Tiber, welche ohnedem schon vorhin so hoch geschwollen war, wuchs so stark, daß die Fluthen Alles wegrissen, was nahe am Ufer stand. Auch der Gasthof, welchen Franz am Abende vorher hatte verlassen müssen, ward mit Allen, die darin waren, von den tobenden Fluthen verschlungen, und da das Wasser gefallen war, konnte man kaum mehr sehen, wo einer der schönsten Gasthöfe Roms gestanden war.

Von Rom aus eilte Franz nach Loretto, wo er in der hochberühmten Capelle vor dem Gnadenbilde der seligsten Mutter Maria seine Andacht verrichtete, und von da nach Ancona; hier wollte er sich einschiffen und nach Venedig reisen. Wirklich traf er ein Schiff an, das zum Absegeln bereit war, und nur noch eine vornehme Dame erwartete, die auch nach Venedig wollte, und dieses Schiff für sich und ihr zahlreiches Gefolge gemiethet hatte. Franz sprach mit dem Schiffsherrn, und dieser erbot sich sogleich, um desto mehr zu verdienen, ihn mitzunehmen. Indessen kam die Dame; sie ward äußerst aufgebracht, da sie Fremde, die nicht zu ihrem Gefolge gehörten, im Schiffe fand, und befahl dem Schiffer, sie sofort hinaus zu schaffen.

Franz bat die Dame auf das höflichste um Erlaubniß, sich der schönen Gelegenheit bedienen zu dürfen, und sagte ihr, er hätte nur drei Personen bei sich; gerne würden sie sich mit dem schlechtesten Platze begnügen, und die Reise-

gesellschaft nicht im mindesten belästigen; er stellte ihr ferners vor, wie sie noch lange auf eine Reisegelegenheit warten müßten, wenn sie ihnen die Mitfahrt verweigern würde. Sowohl die Leute von ihrem Gefolge, als auch der Schiffsherr vereinigten ihre Bitten mit den seinigen; aber die Dame wollte nicht nachgeben, und hätte seine Sachen in das Meer werfen lassen, wenn er nicht fortgegangen wäre; denn sie war vor Zorn ganz außer sich.

Stillschweigend ertrug der heilige Franz diese grobe Beleidigung, aber sein Hofmeister und seine beide Bedienten konnten ihren Zorn darüber nicht verbergen. Sie zu beruhigen, sagte er ihnen mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit, man müsse sich dem Willen Gottes, der auch durch noch so zufällig scheinende Ereignisse zu uns rede, unterwerfen, und können nicht immer die Absichten errathen, warum er dieses oder jenes zu lasse. Er setzte ferners hinzu: „Wir wollen uns erinnern, was in dem Gasthof zu Rom geschah, welchen wir zu verlassen genöthigt wurden, und zugleich bedenken, daß das Meer, welches wir hier vor uns haben, der oftmaligen Stürme wegen, verschrieen ist; vielleicht ist einer näher, als wir glauben."

Wirklich erfolgte bald ein heftiger Sturm; der Himmel war heiter, das Meer stille, der Wind günstig und Alles schien dem absegelnden Schiffe eine gewünschte Fahrt zu versprechen. Gleich darauf aber wendete sich der Wind und ward sehr heftig; der Himmel ward mit düstern Wolken bedeckt, und es entstand ein so fürchterlicher Sturm, wie man in langer Zeit keinen erlebt hatte. Die Schiffer boten alles auf, den Hafen wieder zu erreichen; aber vergeblich. Franz und seine Gefährten sahen das Schiff zu Grunde gehen, und keiner von denen, die darin waren, wurde gerettet.

Dieser traurige Anblick ging dem liebreichen Menschen-

freunde tief zu Herzen und diente ihm zum neuen Beweggrunde, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen, und sich unbedenklich der Leitung der göttlichen Vorsehung zu überlassen. „Wie wunderbar, rief er aus, lenket Gott die Schicksale der Menschen, und nöthigt sie, auch in dem, was nur ein Werk des Zufalles zu seyn scheint, seine unsichtbare Hand zu erkennen.“

„Lasset uns, fuhr er fort, mit den Unglücklichen, die vor unsern Augen zu Grunde gegangen sind, Mitleid haben und Gott danken, daß er uns auf eine so unerwartete Art gerettet hat.“

12.

Sanftmuth.

Bei dieser Gelegenheit gab der heilige Franz in einem Alter, das gerade am leichtesten aufbraust (er zählte 24 Jahre) ein herrliches Beispiel von Sanftmuth und Geduld.

Bald nach diesem Sturme, der jenes Schiff sammt allen darauf befindlichen Personen in den Abgrund des Meeres begraben, heiterte sich der Himmel wieder auf, das Meer ward stille und Franz fand ein neues Schiff zur Fahrt nach Venedig. Die Hoffnung einer recht glücklichen Fahrt belebte das ganze Schiff mit ungemeiner Freude. Der Schiffsherr, die Matrosen und alle, die im Schiffe waren, ließen es sich wohl seyn und dachten an keine Gefahr; Franz allein, dessen Ahnungen sich meist erfüllten, zeigte sich nachdenklich und nahm an der Freude seiner Reisegesellschaft keinen Theil.

Sein Hofmeister bemerkte es, und fragte ihn nach der Ursache. „Ich begreife nicht, antwortete er, wie diese Leute so lästig seyn können, da wir und der Tod nur ein zwei Finger dickes Brett zwischen uns haben. Noch vor

kurzer Zeit waren wir Augenzeugen von einem kläglichen Schiffbruche; nichts ist unbeständiger, als das Meer; wer weiß, ob uns nicht ein gleiches Unglück bevorsteht? Die andern mögen sich einer eitlen Freude überlassen: wir wollen Den, der dem Meere und dem Sturme gebeut, bitten, daß Er sie und uns bewahre."

Der Hofmeister, welcher den jungen Grafen wegen seiner Gottesfurcht ausnehmend schätzte und selbst auch ein frommer Mann war, nahm den Vorschlag mit Freuden an und sie begannen miteinander zu beten.

Kaum hatten sie ihr Gebet begonnen, als der Schiffspatron sich erlaubte, darüber zu spotten. „Noch nie," spöttelte er, „haben mir Mönche und Andächtler Glück gebracht." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da änderte sich der Wind, und es erhob sich ein furchtbarer Sturm. Die Freude, die vorher auf dem Schiffe herrschte, verwandelte sich in Angst und Verzweiflung. Jetzt fingen alle, die darin waren, zu beten an; der rohe Schiffsherr allein fuhr fort zu spotten. „Das habe ich," so äußerte er sich unter den gräulichsten Lästerungen, „wohl vorhergesehen, und den Betbrüdern allein haben wir es zu verdanken; man sollte sie in das Meer werfen." Der Hofmeister, der von Natur sehr heftig war, wollte dem Lästerer die verdienten Verweise geben, allein Franz hielt ihn zurück, und trug auch diese Beleidigungen mit schweigender Geduld.

Der Sturm legte sich, und das Schiff kam glücklich an das Land. Der Schiffsherr konnte seine Freude darüber, daß er einer so schrecklichen Gefahr entgangen, nicht verbergen. Franz glaubte, nun wäre der rechte Zeitpunkt da, dem rohen Menschen vorzustellen, wie strafbar sein Betragen vor Gott wäre, den er so gräulich gelästert hätte. Er that es mit dem größten Nachdrucke, aber zugleich auch mit der freundlichsten Sanftmuth, und sagte von der Be-

leidigung, die er selbst von ihm erlitten hatte, kein Wörtchen. Der Schiffsherr, den diese Mäßigung in Erstaunen setzte, ward dadurch auf das innigste gerührt, erkannte seine Schuld, bat um Verzeihung und versprach vor Gott, seinen Sinn und Wandel gänzlich zu ändern. So viel können brüderliche Erinnerungen erwirken, wenn sie zur rechten Zeit mit Sanftmuth und Freundlichkeit angebracht werden und durch den Schleier der Nächsten- und Gottesliebe kein persönliches Interesse durchblickt.

13.

Petrus, der Märtyrer,

ein Held des Glaubens.

Jeder, welcher die Lebensgeschichte des heiligen Augustinus gelesen hat, wird sich an die verabscheuungswürdige Sekte der Manichäer erinnern, die den Heiligen Jahre lang umstrickt hielt. Diese Sekte hatte sich noch Jahrhunderte nach dem Tode des heiligen Augustinus erhalten, ja nicht blos erhalten, sondern sich sogar noch mehr, besonders im Abendlande ausgebreitet, namentlich in Südfrankreich, wo sie zumal um Albi sehr zahlreich waren und deßhalb auch Albigenser genannt wurden. Mit ihren verderblichen Lehren drohten sie dem Staate und der Kirche zugleich den Untergang. Kirche und Staat vereinigten sich also, bald mit Milde, bald mit Strenge die Irrenden zu bekehren, die Widerspenstigen zu züchtigen.

Gelehrte und eifrige Männer durchzogen die Länder den Irrthum bekämpfend, die reine Lehre verkündigend und mit Wundern bestätigend.

Zu dieser Zeit lebte und wirkte zum Heile von Tausenden der heilige Petrus aus dem Orden des heiligen Dominikus. Zu Verona von manichäischen Eltern

geboren, besuchte der kleine Peter als siebenjähriger Knabe schon fleißig die Schule. „Nun lieber Kleiner,“ sprach einst sein Oheim zu ihm, „laß hören, was hast du denn in der Schule schon gelernt?“ Mit kindlicher Unbefangenheit antwortete Peter: „Ich glaube an Einen Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde.“ „Halt!“ rief der Oheim erzürnt, „es ist falsch, was du gelernt hast, nicht Gott, sondern der böse Geist hat die Welt erschaffen.“ (So lehrten nämlich die Manichäer).

Der böse Oheim war von diesem Augenblicke an stets damit beschäftigt, den Knaben jetzt mit Härte und Strenge, dann wieder durch freundliches Zureden eines Andern zu belehren. Da er jedoch nichts ausrichtete, und der Kleine nach jedem Schulbesuche muthiger und gründlicher die katholische Lehre vertheidigte, so wandte er sich an den Vater des Knaben und sprach: „Du hast die höchste Zeit, durch strenge Maßregeln dem Unglücke vorzubeugen, das dir und uns Allen droht; denn wenn das so fortgeht, so wird einst der kleine Peter ein arger Feind unsers manichäischen Glaubens werden. Verbiete ihm den Schulbesuch gänzlich und ich hoffe alsdann, der kleine Trotzkopf werde mir nicht lange mehr widerstehen.“

„Lasse ihn unterdessen so,“ ward des Vaters Antwort; „mit deinen täglichen Quälereien reizest du ihn nur noch mehr; er ist noch ein Kind; später werde ich ihn einem tüchtigen Lehrer unsers Glaubens übergeben, der wird die schwachen Eindrücke aus seiner Kindheit bald verwischt haben.“

Petrus kam als Jüngling wirklich auf die berühmte Hochschule zu Bologna, wo große Gefahren für seinen Glauben, noch größere für seine Unschuld warteten. Zum Glücke fand er treffliche Lehrer, die nicht nur seine herr-

lichen Anlagen zur Wissenschaft pflegten und entwickelten, sondern sein Herz zur ächten christlichen Tugend und Frömmigkeit anleiteten und darin befestigten. Petrus trat in den Orden des heiligen Dominikus, dessen Mitglieder eben so sehr durch Tugend und Heiligkeit, als durch ihre hinreißende Beredsamkeit Tausende und Tausende aus dem Abgrunde des Lasters und Irrthums retteten. In der klösterlichen Einsamkeit bereitete sich Petrus jenen unerschöpflichen Schatz von Kenntnissen, Tugenden und Gnaden, durch die er bald auf seinen Missionen in verschiedenen Städten Italiens so unendlich viel Gutes stiftete. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit erzählen, er habe unzählige Sünder zur Buße und Besserung gebracht, und sie vergessen nicht seinen besondern Eifer und sein Glück in Bekämpfung der manichäischen Irrthümer zu rühmen. Dem heiligen Glauben, den er schon als Knabe so muthvoll bekannt und vertheidigt hatte, wünschte er aller Herzen zu gewinnen; diesen heiligen Glauben mit seinem Blute zu besiegeln war stets sein heißester Wunsch, war täglich der Gegenstand seines Gebetes bei Darbringung des heiligsten Opfers.

Eben hatte er in einer feurigen Rede die Gemüther seiner Zuhörer zu treuem Festhalten an der katholischen Lehre ermuntert, seinen Wunsch zur Bekräftigung der göttlichen Wahrheit sein Leben hingeben zu können, und daß es bald geschehen werde, deutlich vorhergesagt, als er von Como nach Mailand zurückkehrend, von einem gedungenen Mörder überfallen und mit vielen Dolchstichen durchbohrt ward, (im Jahre 1252). Als der Heilige zu Boden sank, hörte man ihn noch mit freudiger Andacht das apostolische Glaubensbekenntniß abbeten und sterbend noch schrieb er mit seinem Blute auf den Boden: „Credo — ich glaube!“

14.

Dankbarkeit.

Als Laffitte, einer der ersten Banquiers Frankreichs, nach der Julirevolution so große Verluste erlitt, daß man allgemein glaubte, er sey völlig verarmt, trat eines Tages Achille, sein Kammerdiener zu ihm in das Zimmer und sagte: „Herr Laffitte, man spricht von einem großen Unglücke, Sie sollen Alles verloren haben und gar nichts mehr besitzen. Ich habe mir, so lange ich mit meiner Frau in Ihren Diensten bin, etwas erspart. Nehmen sie das Geld von uns an — ich und meine Frau bleiben treu bei Ihnen; wir würden eine schwere Sünde begehen, wenn wir Sie jetzt verlassen wollten.“ — „Ich danke Dir, mein lieber Achille,“ antwortete Laffitte gerührt; „noch ist es nicht so weit gekommen, daß ich dein Anerbieten annehmen müßte; (er zog sich mit 6 Millionen Livres zurück); aber dein Anerbieten rührt mich; wir werden immerfort bei einander bleiben.“

Einige Jahre darauf starb der treue Achille. Eines Morgens wurde ein Sarg aus dem Hause Laffitte's getragen; ihm folgte ein einzelner Mann, der ihn den Hut in der Hand, bis auf den Gottesacker begleitete. Der Leidtragende war Laffitte.

15.

Das Kreuz von St. Johann.

Nach einer belgischen Volkssage.

I.

Ehe Karl V. in Gent die Vorstadt St. Bavon zerstörte, die im Munde des Volks, obgleich ihre Ringmauern längst abgetragen sind, noch immer die Burg der Spanier

heißt, hatte dieser für sich ganz abgesonderte Stadttheil von drei bis vierhundert Häusern unter dem Abt St. Bavonius eine eigene Gerichtsbarkeit, und erfreute sich mancher Vorrechte und Privilegien. In den engen winklichten Gassen war das Innere der Wohnungen, in denen größtentheils Armuth und Elend herrschte, dem wohlthätigen Einfluß frischer Luft fast unzugänglich; nur hin und wieder überragten einige Gebäude wohlhabender Bürger diese ärmlichen Häusergruppen, und zeigten durch ihre Lage in Mitte freundlicher Gärten mehr Wohnlichkeit und Sinn für bequemeren Lebensgenuß. Zu letzteren gehörte auch das Haus zum grünen Bären, so benannt nach einem Wappenschilde, das in erhabener Arbeit zwischen den beiden gothischen Fenstern des ersten Stockes prangte. Sein Eigenthümer, Meister Balthasar Marx, ein ehrlicher Genter Handelsmann, war im Jahre 1535, um welche Zeit sich die jetzt folgenden Begebenheiten ereigneten, zwar in einem ziemlich vorgerückten Lebensalter; aber seine feste aufrechte Haltung, breite Schultern und muskulösen Glieder versprachen einen kräftigen, derben Körperbau, der der Last der Jahre zu trotzen vermochte. Noch kein silberner Schimmer spielte in seinen braunen Locken, und aus dem frischgerötheten, vollen, von Blatternarben stark gefurchten Angesicht blitzten die kleinen tief liegenden grünlichten Augen lebhaft unter buschigten Augenbraunen hervor; seine Züge sprachen jene Charakterfestigkeit und Beharrlichkeit aus, mit deren Hilfe Meister Balthasar sich das Glück dienstbar zu machen gewußt hatte. Die abgerundete Nase und aufgeworfenen Lippen beurkundeten nach dem Urtheile der Physiognomen ein leidenschaftliches Temperament, und in diesem Falle schien die Wissenschaft, welche den menschlichen Charakter aus den Gesichtszügen entziffern zu können vorgibt, sich in Balthasar nicht getäuscht zu haben.

Mit einem unbedeutenden Vermögen, das er von seinem Vater, einem schlichten, einfachen Seiler aus der Artorffer Straße geerbt, hatte er einen Lederhandel im Kleinen begonnen, und auf einer Reise nach der Normandie sich an die einzige Tochter eines reichen Viehhändlers verheirathet. Seine Frau gebar ihm einen Sohn, an dem sein liebendes Herz mit voller Zärtlichkeit hing; sie unterlag aber kaum ein Jahr darauf einer epidemischen Krankheit, die in St. Bavon herrschte, worauf sich denn Balthasar entschloß, nie wieder zu heirathen, um all' seine Sorgfalt und Liebe ausschließlich dem zurückbleibenden Kinde zu widmen.

Im Jahre 1535 hatte der junge Simon Marx sein zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, und entfaltete in seinen Zügen eine so sprechende Aehnlichkeit mit seiner Mutter, daß Jeder, der diese früher gekannt hatte, darüber erstaunte. Sein rundes, ausdruckvolles Gesicht war frisch und zart geröthet; das sanfte Auge schien jedem fest auf ihn gerichteten Blick gern auszuweichen, was wohlmeinend von seinen Umgebungen für Schüchternheit gehalten wurde, obgleich es vielleicht eine Neigung zur Verstellung verrieth. So erkannte auch der zärtliche Vater, ungeachtet eines leidenschaftlichen Hanges zum Spiel, nur lobenswerthe Eigenschaften in ihm.

In dem Hause des Herrn Balthasar waren noch drei andere Personen, die gleichsam zu seiner Familie gehörten. Unter ihnen verdient die gutmüthige flandrische Magd, Namens Micheline, zuerst erwähnt zu werden. Sie war eines jener seltenen Wesen, deren wenig versprechendes Aeußere ihre Verdienste sorgfältig zu verhüllen scheint, weßhalb sie in diesem Punkt wohl mit einer alten, unansehnlichen Börse, welche Goldstücke enthält, verglichen werden konnte. Klein und untersetzt, hatte sie dicke un=

förmliche Füße, und die arbeitsamen Hände waren rauh mit verknorpelten Fingern; das blatternarbige Gesicht war durch einige Warzen entstellt, und die großen aus dem Kopfe hervorragenden Augen ermangelten alles Ausdruckes. Aber unter dieser groben Hülle schlug ein Herz voll Treue und Redlichkeit. Bald nach dem Tode seiner Frau kam Micheline in das Haus des Herrn Balthasar, und nahm sich treulich seines Sohnes an. Sie pflegte ihn mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt; sie vereinte in ihm die ganze Fülle ihrer Zärtlichkeit; sie betrachtete ihn zuletzt wie ihren eigenen Sohn, und so fühlte denn der kleine Simon jenen herben Verlust nie so schmerzlich, als andere Kinder in einer ähnlichen Lage; denn in einem so frühen Alter wenigstens sind die Kinder Denjenigen, welche ihnen Beweise von Liebe geben, dankbar, ohne dabei auf ein unscheinbares Aeußere zu achten. Herr Balthasar hatte der alten Micheline als Belohnung für ihre Treue und Aufopferung versprochen, sie solle sein Haus nie verlassen, und ihr Leben nicht kümmerlich in einem Spital enden.

Das zweite in die Familie des Herrn Balthasar aufgenommene Mitglied war Bonaventura, ein Mann in reiferen Jahren, der schon lange Zeit im Geschäft des Lederhändlers als Buchhalter stand. Dieser war der treuen Haushälterin eben nicht besonders hold, weil sie auch in den geringfügigsten Dingen auf den Nutzen ihres Herrn bedacht war, und ihm auf Küche und Keller ein gar zu wachsames Auge hatte. Seine Frau, meinte der Herr Buchhalter, würde sich nicht übel zu dieser Stelle qualifiziren, und derohalben wäre es ihm recht gewesen, eine fügliche Gelegenheit aufzufinden, um dieser langbewährten Dienerin ein Bein zu unterschlagen und den weiblichen Argus entfernen zu können. Allein dazu baute sich die

alte Micheline auf ihres Herren Dankbarkeit und seines Kindes Liebe einen zu festen Grund.

Das dritte Familienglied war Theodor Neuville, ein Vetter von mütterlicher Seite, der vor zwei Jahren aus der Normandie zurückgekehrt, und während eines dreijährigen Aufenthaltes in Paris mit seinem Vermögen so lustig gewirthschaftet hatte, daß er beim Erwachen aus seinem langen Freudentaumel sich nicht länger mit Interessen-Berechnung den Kopf zu zerbrechen brauchte, wenigstens nicht für seine eigene Kasse. Darum entschloß er sich, zu weiterer Ausbildung seiner Kenntnisse bei seinem reichen Herrn Vetter in Gent als zweiter Handlungsgehilfe einzutreten. Schon aus verwandtschaftlichen Rücksichten fühlte sich Balthasar zu manchen Aufmerksamkeiten für den jungen Mann, der jetzt ungefähr in seinem achtundzwanzigsten Jahr seyn mochte, bewogen, obgleich er für das einnehmende Wesen und die unverwüstliche Heiterkeit seines Vetters auch nicht unempfindlich war. Voll Geist und Witz hatte Theodor immer irgend eine launige Anekdote in Bereitschaft, die er mit einer ihm eigenen Anmuth vortrug. Er war viel gereist, und mit der großen Welt nicht unbekannt; in Gesellschaft unterhielt er durch Gesang, verschiedenartige Kunststücke, kleine Spiele, und wußte nach Gefallen Jedermann täuschend nachzuahmen, oder ihm etwas Verbindliches zu sagen — mit Einem Worte, er war ein Mann von vieler Lebensart. Auch über ernstere Dinge konnte er sich zur Noth leidlich unterhalten. Der alte Kaufmann hielt ihn bald für einen vortrefflichen Mentor für seinen Sohn, und empfahl ihn angelegentlich seiner Obhut unter Zusicherung einer hübschen Gehaltszulage. Bei etwas mehr Scharfsinn hätte man in den lebhaftesten Gesichtsfarben und in den funkelnden Augen des neuen Erziehers deutlich genug seine

Leidenschaftlichkeit erkannt; allein Balthasar verstand sich sich besser auf sein Leder als auf das Studium menschlicher Physiognomien. Er war in diesem Punkte kein so scharfsinniger Beobachter, wie der Chronikschreiber, aus dessen Urkunden wir die Einzelnheiten dieser Erzählung entlehnen. Wie dem auch immer sey, seit anderthalb Jahren hatte der Kaufmann seinen Sohn dem Vetter Theodor anvertraut, der seinerseits nicht ermangelte, ihm häufige Gelegenheit zu kostspieligen Vergnügungen zu geben. Simon war überglücklich, einen solchen Menschen zur Seite zu haben, und Herr Balthasar war auch nicht minder zufrieden mit seinem zweiten Commis.

Bonaventura wagte nicht, seinem Mitarbeiter, der in der Gunst des Hausherrn stand, seinen Haß blicken zu lassen. Er suchte sich bei den jungen Leuten einzuschmeicheln, indem er unbedingt alles billigte, was sie vornahmen. Zuweilen fragte er in unterwürfigem Tone, ob Herr Simon nicht auch bald an den Geschäften Antheil nehmen würde? Darauf antwortete Herr Balthasar entschieden, um den vorlauten Frager zum Schweigen zu bringen: Man müsse ihn seine Jugend genießen lassen, so lange es ihm immer beliebe.

Dieser Bonaventura war übrigens ein trockner, nur für Ziffern und Rechnungen und für seinen eigenen Vortheil eingenommener Geschäftsmann, der aber auf den Vortheil seines Herrn achtsam war, weil, wie er wohl wußte, seine Existenz und seine ganze Lage allein von seiner Pünktlichkeit abhingen.

Die alte Haushälterin hingegen war dem jungen Neuville aus doppelten Gründen zugethan. Sie glaubte, Simon bedürfe nothwendig eines älteren Begleiters, und manche Beweise von Freigebigkeit von Seite des jungen Normanen stimmten sie noch überdieß ganz zu dessen

Gunsten. Diese kleinen Geschenke hatten in den Augen des armen Mädchens keinen geringen Werth, weil sie mit dem theils verdienten, theils gelegentlich gesammelten und ersparten Gelde ihre kränkliche alte Mutter in Zotteghem unterstützte. Aber all' dieser Tugenden ungeachtet kam dennoch eines Tages die fromme Dienerin in den Verdacht der Veruntreuung.

Zwischen den beiden jungen Leuten begründete sich allmählig ein immer innigeres Verhältniß; der den Neigungen seines jüngern Freundes schmeichelte, und alle seine thörichten Einfälle billigte, gewann einen stets wachsenden Einfluß auf ihn, und brachte ihn in die verworfensten Gesellschaften; auf diese Weise gelang es dem verführerischen Mentor, seinen unerfahrnen Zögling ganz nach seinem Wohlgefallen zu leiten.

Balthasar gab der Vergnügungssucht seines Sohnes so lange reichliche Nahrung, bis alle Geldmittel, die für andere ordnungsliebende junge Leute ein hinlängliches Einkommen gewesen wären, erschöpft waren. Nun machte Simon Schulden. Er war zwar jetzt auf einem schlechten Wege, ohne sich jedoch blindlings und rückhaltslos dem Laster in die Arme zu werfen; im Gegentheil ging er oft in sich, sah den Abgrund, an dessen Rand seine Verirrungen ihn bereits geführt hatten, und machte einen letzten Versuch zum Besseren, dem Verderben zu entrinnen. Da er die Strenge seines Vaters wohl kannte, wenn dieser auf einen gewissen Punkt gereizt worden war, zitterte er vor dem Augenblicke, wo seine selbst verschuldete bedrängte Lage dem Vater zu Ohren kommen würde; er mäßigte sich einen Monat lang, und nahm sich ernstlich vor, seiner Verschwendung so lange Grenzen zu setzen, bis er alle seine Schulden bezahlen könnte. Unglücklicher Weise kam er eines Abends in eine Gesellschaft leichtsinniger junger

Leute, die im Würfelspiel lustig Thaler an Thaler setzten; die Versuchung war zu mächtig, um ihr ganz widerstehen zu können: einen Wurf kann man ja auch wagen, meinte Theodor! Die beiden jungen Leute spielten, und kamen mit leeren Taschen nach Hause. Die darauf folgende Nacht war eine schreckliche für Simon. Fürchtend die Gläubiger möchten sich in seiner Abwesenheit an seinen Vater wenden, ging er am folgenden Tage nicht aus, sondern arbeitete mit Theodor auf der Schreibstube. Der Vater war ganz erfreut über den seltenen Fleiß seines Sohnes. Kurz vor dem Mittagessen um halb 12 Uhr, wurde Herr Balthasar durch einen ihm angemeldeten Besuch abgerufen; Bonaventura war schon vor ihm hinausgegangen. Kaum zehn Minuten darauf schlossen die beiden jungen Leute die Thüre der Schreibstube, übergaben der Magd den Schlüssel, und gingen fort in der Absicht, erst gegen Abend nach Hause zu kommen. Während dessen hatte Balthasar seinen Freund zu Tische, und alles ging in seiner gewöhnlichen Ordnung.

II.

In einem Zeitraume von vier Monaten bezahlte Simon wahrscheinlich alle seine Schulden; denn sein Vater hörte nie davon sprechen, und hatte nicht einmal eine leise Ahnung von der ungeregelten Lebensweise des Sohnes. Aber seit einiger Zeit bedrückten ihn andere Sorgen, welche endlich am 24. Februar 1535 zu folgender Unterredung mit seinem alten Buchhalter, bei geheimnißvoll verschlossener Thüren in seinem Kabinete, führten:

„Du weißt wohl noch nicht, was mir begegnet ist?“ hub er an; „Dir muß ich es erzählen, denn Du kannst nicht gemeint seyn, wenn ich wegen des Diebstahls anfange, Verdacht zu schöpfen.“

„Wie? Was! ein Diebstahl!“ schrie Bonaventura laut auf, und sprang von seinem Stuhl empor, als hätte ihn eine Viper gestochen.

„Nur ruhig sitzen geblieben, Alter, ich habe Dich schon von allem Verdachte frei gesprochen, und zudem: wie hättest Du mich bestehlen können?“

„Bei allen Heiligen, mein Herr! so sprecht doch, Ihr seyd also bestohlen worden?“

„Das sollst Du gleich hören,“ versetzte der Hausherr. „Siehst Du hier den großen künstlich gearbeiteten Schlüssel? ohne Zweifel kennst Du ihn?“

„Ich kenne ihn; das heißt, ich habe ihn gesehen, aber berührt habe ich ihn nie.“

„Das weiß ich längst, Bonaventura; aber höre nur: es ist der Schlüssel zu meiner Geldkiste. Er kam nie von meiner Seite: am Tage trage ich ihn an der Kette, in der Nacht ruht er unter meinem Kopfkissen, und trotz dem ist meine Geldkiste eröffnet worden.“

„Wie? Eure wohlverwahrte Geldtruhe ward erbrochen?“ rief Bonaventura.

„So ist's,“ erwiderte Balthasar, „zweimal bin ich bestimmt bestohlen worden; vielleicht auch zum dritten und vierten Male. Des Diebstahls bin ich jedenfalls gewiß.“

„Und der Verlust?“ fragte Bonaventura todtenblaß, „ist er von Belang?“

„Zweimal betrug er je tausend Gulden!“ versetzte der Kaufherr.

„Ein solcher Einbruch ist nur bei Nacht möglich!“ rief Bonaventura.

„Darin hast du Recht, Alter, der Diebstahl konnte nur in der Nacht vor sich gehen. Man mußte mir den Schlüssel heimlich wegnehmen; und das kann Niemand

anders gewesen seyn, als Micheline; dennoch machte ich mir einen solchen Verdacht selbst zum Vorwurf."

„Micheline, mein Herr, sagt Ihr?" rief der Buchhalter, „die Versteckte! ich hielt sie immer für eine gottesfürchtige Person. Aber sie ist so geizig, daß sie wohl eines solchen Gedankens fähig seyn mag."

„Kaum vermag ich daran zu glauben," sagte der Hausherr entschuldigend; „ich möchte meinem Verdacht gern eine andere Richtung geben, aber sie allein konnte an jenem Abend, wo ich mich mäßiger hätte erhalten sollen, sich in mein Zimmer einschleichen, und meinen Schlüssel entwenden."

„Ach, mein Herr! über eine so wichtige Sache darf man nicht leicht hinweggehen," sagte Bonaventura, indem er hinterlistig den erwachenden Argwohn zu nähren suchte. „Da kommt mir ein Gedanke," fiel Balthasar plötzlich ein, „ich will die Person auf die Probe stellen. Bis morgen ist Alles klar." — Nach dem Mittagessen kleidete sich der Kaufmann an, dann, geflissentlich den Schlüssel auf dem Bette liegend lassend, sagte er zur Magd:

„Ich werde ich Alost zu Nacht speisen, und komme erst morgen zurück; mein Sohn und sein Freund sind in Brüssel. So wirst du dann mit den beiden Hunden allein zurückbleiben. Lege sorgsam die eisernen Riegel vor die Thüren!"

„Seyd unbesorgt, Herr! die treuen Thiere und ich bewachen schon das Haus."

Kaum war ihr Herr abgereist, so sah Micheline zu ihrer nicht geringen Bestürzung beim Aufräumen des Zimmers den Schlüssel der Geldkiste auf dem Bette liegen.

„Mein Herr wird gewiß besorgt darum seyn," sagte sie zu sich selbst.

Um ein so kostbares Unterpfand nicht zu verlieren,

band sie den Schlüssel unter ihrer Schürze an eine Art Schnur, die ihr als Gürtel diente. Bonaventura, dem der Kaufmann viele Aufträge gegeben hatte, ging fort, und kam an demselben Tag nicht wieder heim. Dieß war an dem schon genannten 24. Februar. Um fünf Uhr schon, obgleich es noch nicht Nacht war, schloß Micheline alle Thüren, verrichtete ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung, strickte dann noch zwei Stunden, bis es auf der Abtei neun Uhr schlug, zu welcher Stunde sie nach alter Gewohnheit ihr Abendgebet verrichtete, zu Bette ging, und mit dem Gebetbuch in der Hand einschlief.

Das Haus, dessen Wächterin sie war, bestand im Erdgeschoß aus einem Speisezimmer, einer Küche und einem großen Gewölbe, das als Waarenlager diente. Im ersten Stocke gingen zwei Zimmer auf die Gasse; das eine davon war Balthasars Schlafzimmer; das andere bewohnte Simon mit seinem Freunde. Die Gartenseite des Hauses, die durch einen langen Gang abgesondert war von der andern, bestand aus zwei Zimmern; das erstere davon war eine geräumige Schreibstube, wo die Kasse verwahrt wurde, das andere, ein viel kleineres, Michelinens Schlafstelle.

Sie ließ die Thüre, der Winterkälte ungeachtet, halb offen, um das Bellen der Hunde zu hören, und im Fall es unruhig würde, aus dem Fenster ihres Herrn die Nachbaren sogleich zu Hilfe zu rufen. Die beiden Hunde, die auch den Beherztesten mit ihren grimmigen Zähnen zurückzuschrecken vermochten, lagen in dem Magazine, dessen Thüre offen war, so daß sie auf den ersten Ruf mit einem Satz nach dem zweiten Stock heraufgelangen konnten, und im Falle die Diebe durch die stark mit Eisengitter versehenen Fenster einbrechen wollten, Hilfe leisten konnten.

Um eilf Uhr in der Nacht, als Micheline schon in

tiefem Schlafe lag, wurde sie plötzlich durch ein lautes Bellen aufgeweckt. Sie wußte nicht, wie spät es war; allein durch die Helle der Nacht und das Verstummen des Hundegebelles ermuthigt, meinte sie, es könnten Vorübergehende gewesen seyn, die sich verspätet hätten, als sie deutlich ein lautes Klopfen an der Thüre vernahm.

„Da kommt gewiß mein Herr zurück, der besorgt war, das Haus allein zu lassen,“ dachte sie jetzt.

Sie eilte an ein sogenanntes Guckfensterchen in Herrn Balthasars Zimmer und fragte, wer da sey?

„Ich bin es, Micheline,“ schallte es von unten. Sie erkannte Simons Stimme, und eilte ihm entgegen, die Hausthüre zu öffnen.

„Wie spät ist es?“ fragte sie.

„Du schliefst,“ versetzte Simon, „und es wird kaum eilf Uhr seyn: Ist mein Vater schon zu Bett?“

„Er ist in Alost,“ gab sie zur Antwort.

„Das könnten wir uns zu Nutzen machen!“ flüsterte ihm Theodor in's Ohr, während die Magd Feuer anschürte, und die beiden Hunde ihren Herrn freudig bewillkommten.

Als sie die Lampe angezündet hatte, erkannte sie die blassen entstellten Gesichter der jungen Leute, und fragte mit Besorgniß, „ob ihnen etwas zugestossen sey?“

„Nichts,“ entgegnete Theodor, „Müdigkeit und Kälte haben uns ein wenig zugesetzt; die Ruhe wird uns gut thun.“

„Das Abendessen ist sogleich bereit,“ entgegnete die gutmüthige Magd, „das Feuer aufschürend; „Ihr mögt es nöthig haben. Hier ist noch ein kaltes Hühnchen übrig.“

„Schönen Dank!“ bringe Du uns lieber ein paar Gläser Wachholderbranntwein.“

„Ihr thut Unrecht, nicht noch etwas Warmes zu genießen,“ fuhr sie fort, „seyd ihr denn krank?“

„Nein, aber wir haben zu Alost zu Abend gespeist. Wir hätten leicht den Vater dort antreffen können.“

Kopfschüttelnd ging die bedächtige Dienerin, den verlangten Branntwein und Gläser zu holen; die beiden jungen Leute aber rückten den Tisch an den Ofen, und fingen an, zu zechen.

Micheline warf noch einen bedenklichen Seitenblick auf das zerstörte Aussehen der Zurückgekehrten, und zog sich dann gedankenvoll in ihre Schlafkammer zurück, ohne jedoch sogleich in einem wohlthätigen Schlummer ihrer Unruhe los zu werden.

Zwei Stunden lang wachte sie, bis endlich doch ein schwerer Schlaf ihr müdes Haupt überwältigte. Aber kaum war sie eingeschlummert, als ein abermaliges Geräusch sie aufweckte. Sie stand noch einmal auf; und befürchtend, Simon könne unwohl geworden seyn, verließ sie leise ihr kleines Stübchen, nach ihm zu sehen: aber die jungen Leute waren nicht mehr in ihrem Zimmer. Mit gedämpfter Stimme zusammensprechend, verweilten sie ohne Licht in der Schreibstube, wo sich die Kassa befand. Jetzt empfand die Alte eine Anwandlung von Furcht und Schauder, trat behutsam näher, und glaubte bei dem Anblick, der sich hier ihr enthüllte, vor Schrecken fast leblos zu Boden sinken zu müssen.

Die beiden jungen Leute saßen vor der mittelst eines Nachschlüssels eröffneten Kasse in einem Streit über die Summe, die sie zu entwenden gedachten, um damit ihre in Brüssel gemachten Spielschulden zu tilgen. Simon wollte sich, wie bei den frühern Diebstählen, mit einer Summe von tausend Gulden begnügen; wogegen sein

älterer Begleiter ihn zu überzeugen bemüht war, daß sie mehr bedürften.

„Dieß würde ja nicht einmal hinreichen, um unsere Schuld von zwölfhundert Gulden zu decken," nahm Theodor das Wort.

„Neunhundert Gulden zahlen wir davon, für das Uebrige erhalten wir eine Frist," tröstete Simon.

„Wie?" rief Theodor, „meinst du für Spielschulden, für Ehrenschulden eine Frist zu erbitten; dann erst wären wir verloren."

„Und, wenn mein Vater es entdeckt?" fragte Simon entsetzt, „wir haben ihm schon jetzt fünftausend Gulden entwendet!"

„Machen wir eine runde Summe, und nehmen noch fünftausend — unsere That bleibt unbekannt, bis wir später das Fehlende ersetzen können. Dein Vater wird nicht so streng nachrechnen!"

„Aber, wenn er es nun dennoch thäte?" fragte Simon weiter.

„Er ist jetzt abwesend, und kommt vor Abend nicht zurück," fing Theodor wieder mit verführerischer Ueberredungskunst an. „Ich habe jetzt eine Berechnung im Kopf, nach welcher wir zu einem ungeheuern Gewinn kommen können; wenn wir nur zu deren Ausführung eine tüchtige Summe besitzen!"

„Und, wenn wir verlieren? wenn wir dennoch das Glück gegen uns hätten?" rief Simon.

„Das ist rein unmöglich," sagte der Verführer, „aber selbst für den Fall, daß mich meine bestimmten Ahnungen trügten, schreibst du an deinen Vater — gesteh'st ihm Alles, — er vergibt dir — und mich.... opferst du auf."

„Dazu kann ich mich nicht entschließen," sagte der junge Marr.

In diesem Augenblicke trat Micheline ein, und warf sich mit einem Ausrufe des Entsetzens vor den Beiden auf die Knie: „Herr Simon!“ rief sie warnend und beschwörend, aber die Stimme versagte ihr.

„Nun ist Alles verloren,“ rief Theodor heftig und ließ die Geldsäcke, die er in den Händen hielt, auf den Boden fallen. Der junge Marx fuhr zusammen, sein Gesicht bedeckte sich mit einer leichenartigen Blässe.

„Ach, Herr Simon!“ flehte die Magd mit zitternder Stimme und schwere Thränen rannen auf ihre gefalteten Hände herab, „welch ein Beginnen! — läßt Euer Vater Euch jemals Noth leiden? Wollt Ihr Eure Seele den ewigen Qualen der Hölle dahin geben? O nehmt den letzten Rest meines Lebens auch dahin, wenn solcher Frevelthat Beginnen Euch nicht mehr schrecket. — Mein Grab wird Euere Sündenschuld dann bergen, und kehrt Euer Vater dann zurück, so fällt der Argwohn dieser schwarzen That auf fremde Missethäter, und sein liebendes Vaterherz wird in dem schweren Kummer um den Sohn nicht bluten. Ach! möge Gott Euer Herz zur Reue lenken!“

Während sie unter Schluchzen und Händeringen durch Vorstellungen ihren jungen Herrn zu rühren suchte, schritt Theodor in hastiger Bewegung in der Schreibstube auf und ab.

„Sie hat Recht,“ sagte er endlich mit dumpfer Stimme, und zog einen Dolch aus seinen Wamms, „wir müssen sie aus dem Weg schaffen; es bleibt uns keine andere Wahl; kommen wir ihr nicht zuvor, so ist es um uns geschehen.“ Ohne weiters ging er auf Micheline los, welche ihrerseits im Stillen ihre Seele Gott empfahl, und nur die Worte hören ließ: „O meine arme Mutter!“ — Aber

mit wilder Hast fiel ihm Simon in den Arm und drängte den Dolch zurück.

„Zurück!" rief ihm sein Kamerad zu, „begreifst Du nicht, daß jeder Athemzug ihres Lebens für uns ein Gifthauch ist? Ermorden wir sie, so faßt Dein Vater keinen Verdacht gegen uns, und wir können ungehindert die ganze Kasse leeren; es sind volle vierzehntausend Gulden."

„Ihr soll kein Leid zugefügt werden!" sagte Simon mit Nachdruck. „Laß uns gehen, hinweg von hier!"

„Jetzt, da Alles entdeckt ist, brauchen wir nichts mehr zu schonen," sagte Theodor.

„Nimm Du diese beiden Geldsäcke, und dann wollen wir gehen, wenn's Dir so recht ist." Damit gab er Simon zwei Geldsäcke in die Hand, welche dieser mit einer mechanischen, bewußtlosen Bewegung ergriff, und winkte ihm zu, hinaus zu gehen. Aber Simon konnte sich nicht entschließen, seine treue alte Pflegerin, die nicht aufhörte mit Bitten und Weinen, allein mit Theodor zu lassen. Sie erinnerte ihn an den liebevollen Vater, sie ermahnte die Schuldigen im Namen der Ehre und des Gewissens, sie beschwor sie im Namen eines gerechten allwissenden Gottes und warnte vor des Himmels unausbleiblicher Rache. Aber während sie noch sprach, hatte Theodor unbemerkt die Kasse geleert, und beladen mit allem dem, was sein jüngerer Begleiter nicht tragen wollte, zog er ihn, der noch immer regungslos und unschlüssig dastand, im Herausgehen mit sich fort.

„Nun auf und davon!" munterte Theodor seinen zögernden Freund, „jetzt ist uns geholfen; zunächst gehen wir nach Madrid — du schreibst deinem Vater — er wird Gnade für Recht ergehen lassen!"

„Micheline verräth uns nimmermehr," wandte sich

Simon zu seinem Freunde, indem er von der treuen Dienerin mit einem Blicke der Liebe und Reue Abschied nahm.

Mit erneuter Anstrengung strebte die Bittende ihren jungen Herrn zurückzuhalten.

„Beraubt nicht Euern würdigen Vater — um des Himmels Willen, stehlet nicht!“ rief sie mit aufgehobenen Händen. „Habt Ihr gefehlt, braucht Ihr nothwendig Geld, so wendet Euch zutrauungsvoll an ihn, er wird Euch anhören; er wird Mitleid haben mit dem verirrten Sohn, und Euch mit Rath und That aus dieser Noth helfen. Und sollte er es nicht, dann will ich für Euch bitten; ich gebe Euch meinen Lohn, und diene auf Lebenszeit meinem Herrn umsonst. Mein Sohn, ich habe ja Mutterstelle an Euch vertreten, hört mich an!“

Theodor zog während dessen, immer mehr auf Flucht dringend, den Unschlüssigen mit sich fort; allein die alte Dienerin warf sich ihm in den Weg, und strebte unablässig ihn aufzuhalten.

„Ihr allein seyd verantwortlich für all das Unheil, das Ihr über dieses Haus bringen werdet,“ sagte sie zu Theodor, „verklagte ich Euch, so würde derselbe junge Mann, den Ihr muthwillig in's Verderben stürzt, Euch beistehen. Aber Gottes Hand wird Euch noch züchtigen: seht Ihr, wie er Euch droht von seinem Himmelsthron herab?“

Bei diesen Worten trat sie an das Fenster, und deutete mit dem Finger auf die volle silberne Scheibe des Mondes, die in dem weiten Himmelszelt der stillen Winternacht ruhig dahin zu schweben schien; Theodor erschrack beim ersten Anblick, denn er glaubte ein Wunder zu sehen — ein schwarzes Kreuz theilte den Mond in vier gleiche Theile. — Es war das Kreuz der St. Johanneskirche, dessen augenblickliche Stellung zum Monde diese Erscheinung bewirkte. Dieses Kreuz über vierhundert Fuß über

der Erde schmückte die gothische Spitze der sich in schlanker und zierlicher Form in die Lüfte erhebenden Pyramide des St. Johannesthurmes. Letzterer ist seitdem verschwunden, und die Kirche selbst führt gegenwärtig den Namen St. Bavon.

„Dieses Zeichen, das Ihr verachtet, wird mich rächen!" sprach Micheline in ihrem großen Schmerz.

Mit höhnischen Verwünschungen stieß Theodor die Magd an die Thür zurück, wo sie ohnmächtig liegen blieb.

III.

Der Tag fing an zu dämmern, als sie erwachte. Sie war allein — die Nacht schien ihr ein fürchterlicher Traum. Aber als Zeugniß des unzweifelbaren Unglück stand die erbrochene Kasse vor ihr. Ihr Herz war zerrissen, der herbe Schmerz machte sich Luft in einem Strom von Thränen.

„Ich bin verloren! für ewige Zeiten verloren," rief sie aus.

Ihr Kopf war wirre, sie fühlte nicht die Kraft in sich, den Blick ihres Herrn zu ertragen, und ohne selbst zu wissen, was sie that, ergriff sie die Flucht. Unwillkührlich schlug sie den Weg nach Zotteghem ein zu ihrer Mutter, die sie sprachlos vor Schrecken bei sich ankommen sah, und sie zu Bette brachte.

In tiefem Schweigen, beladen mit dem gestohlenen Gelde, das größtentheils in Gold bestand, gingen die beiden jungen Leute unter dem Schutze der Nacht durch die Stadt, aus welcher zu fliehen sie wohl Grund hatten. Als sie an dem Wacht-Thurme vorüber kamen, sah Theodor sich ängstlich darnach um; er lonnte sich nicht enthalten, auf das hohe Kreuz der St. Johanneskirche einen Blick zu werfen. Einem unheimlichen Gefühle aber trotzend

wollte er sich selbst überreden, Michelinens Warnung zu verachten.

„Dieß fürchte ich nicht," wandte er sich auf das schwarze Kreuz hindeutend zu seinem Begleiter; „aber in jenem Augenblick, wo das Kreuz auf die helle Mondscheibe geheftet zu seyn schien, wandelte mich ein seltsamer Schauer an. Das Einzige, was ich fürchte, ist die Schwatzhaftigkeit jenes Weibes. Kannst Du indessen auf ihre Verschwiegenheit sicher bauen, so bin ich doch froh, daß Du mich von einer Mordthat abgehalten hast."

„Uns verrathen!" entgegnete Simon, das tiefe Stillschweigen, das er sich aufgelegt zu haben schien, endlich brechend — „eher würde sie ihr eigenes Leben opfern, die arme Micheline."

„Jedenfalls," sagte der junge Normanne, „werden wir wohl daran thun, Gent auf einige Tage zu verlassen. Wenn Dein Vater unsere That erfährt, so ist noch immer Zeit zur Entschuldigung."

Simon verfiel wieder in sein voriges Stillschweigen, bis sie die Stadtthore im Rücken hatten, und nach einer kurzen zurückgelegten Strecke in einem Pachthofe Pferde zu ihrer Reise nach Frankreich miethheten.

Am Morgen nach jener unheilvollen Nacht, während Simon und Theodor sich auf der Flucht befanden, und zu derselben Stunde, als Micheline sich auf den Weg zu ihrer Mutter begeben hatte, trat Balthasar, von düsteren Vorgefühlen beängstigt, auch seine Rückreise nach Gent an.

„Ich hätte besser gethan, sie nicht in die Versuchung zu führen, sondern meine Kasse dnrch Aenderung des Schlosses besser zu verwahren," sprach er zu sich selbst. „Ist sie schuldig, so muß ich sie in's Verderben stürzen." Es wäre ihm unmöglich gewesen, nur den leisesten Verdacht gegen seinen Sohn zu fassen.

Balthasar kam des Morgens um zehn Uhr vor seiner Hausthüre an, wo er nach der ihm gewöhnlichen Art anklopfte; allein Niemand kam ihm zu öffnen entgegen. Nur die Hunde gaben durch ein freudiges Bellen ein Zeichen des Lebens zu erkennen. Er klopfte nochmals, — gleiches Stillschweigen folgte. — „Am Ende sind wirklich Diebe eingebrochen und haben Micheline ermordet," dachte er jetzt, „doch nein, das hätten meine Hunde nicht gelitten."

Während er sich mit Vermuthungen noch abquälte, sah einer der Nachbaren zum Fenster hinaus, den er fragte, ob er Micheline nicht gesehen habe.

„Als ich mit Tages Anbruch meine Thüre öffnete, sah ich sie fortgehen," antwortete dieser. „Unschlüssig ging sie hin und her, als hätte sie den Verstand verloren, oder gar ein böses Gewissen."

Balthasar war zwar erstaunt über diesen Bericht; aber nun kamen auch noch andere Nachbarn dazu, die dasselbe sagten und gesehen hatten, wie Micheline den Weg nach Zotteghem einschlug.

In diesem Augenblicke kam Bonaventura, der schon mehrmals vergeblich geklopft hatte. Als er erfuhr, was vorgegangen war, und daß sein Herr seinem Vorsatze gemäß, sich nur deßhalb vom Hause entfernt hatte, um seine Magd auf die Probe zu stellen, erblaßte er, und fing an zu zittern. Er wollte sprechen, allein Balthasar unterbrach ihn.

„Laß uns nicht voreiligen Verdacht fassen. Wir müssen erst Beweise in Händen haben. Gehe aber hin, und bestelle mir den Schlosser, denn die Thüre hier wird sich nicht von selbst öffnen."

Vor dem Hause des Lederhändlers hatte sich schon eine Menge Menschen versammelt, und auch der Richter

des Stadtviertels, der zufälliger Weise vorüberging, blieb stehen. Als die Thüre geöffnet war, ging der Hausherr mit seinem Gehilfen zuerst hinein, worauf einige Nachbarn folgten, mit denen sich der Richter unbemerkt hineinwagte. Balthasar ging augenblicklich nach seiner Kasse zu sehen, welche er offen und leer fand.

„Ich bin bestohlen!“ rief er in höchster Bestürzung. „Nicht weniger als vierzehntausend Gulden sind mir entwendet worden. Nun begreife ich Michelinens plötzliches Verschwinden; aber sie muß mir wieder zur Stelle hergeschafft werden.“

„Hab' ich's doch gedacht, daß man mich hier brauchen würde!“ sprach der Richter vortretend. „Was sind für Beweise vorhanden, auf Wen fällt der Verdacht?“

„Wir beschuldigen“ . . . hub Bonaventura an. Der Kaufmann trat einen Schritt vor, um ihm Stillschweigen zu gebieten; hielt aber ein, trat wieder zurück, und der alte Bonaventura fuhr fort:

„Wir beschuldigen Micheline.“

„Des Diebstahls von vierzehntausend Gulden, eines Hausdiebstahls mit Einbruch.“ . .

„Ist dieß Euer Schlüssel?“ fuhr der Richter fort, indem er den, der in dem Schlosse stecken geblieben war, abzog.

„Nein,“ erwiederte der Kaufmann. „Dieß ist ein Nachschlüssel. Solche Hinterlist konnte ich mir freilich nicht träumen lassen; schon lange genug bin ich der Geprellte dabei gewesen. O, die Niederträchtige, Verworfene! sie hat sich einen Nachschlüssel machen lassen! — Wo mag der andere seyn?“

Vergeblich suchte man ihn. Der Richter, dessen eifrigen Nachforschungen nichts entging, fand nun einen Manschettenknopf auf der Erde.

„Ein Mann ist hier gewesen,“ bemerkte er sogleich. „Sie hat also einen Mitschuldigen.“

„Hier ist ein Beweis davon,“ rief Bonaventura, indem er in das Zimmer der jungen Leute trat. „Seht die leeren Flaschen und zwei Gläser; ohne Zweifel haben sich die beiden Schuldigen zu ihrem Vorhaben durch Trinken ermuthiget.“

„Der Wohlstand in dem Hause ihrer Mutter ist mir auf diese Art wohl erklärlich,“ begann einer der Nachbaren. „Pfui über die Diebsfamilie!“

„Die genannte Person hat also den Weg nach Zotteghem eingeschlagen?“ fuhr der Richter in seinem Verhör fort. Man bejahte von allen Seiten her.

„Dann, Meister Balthasar, wollen wir uns wohlgerüstet an Ort und Stelle begeben; es sind ja nur vier Stunden dahin. Ist sie nicht davongeflogen, so werden wir sie mit den vierzehntausend Gulden wohl noch einholen können. Hier handelt es sich um ein Verbrechen, das den Tod verdient.“

Der Richter ging hinaus; Balthasar war fast besinnungslos, und Bonaventura wußte nicht, ob er zürnen oder sich freuen sollte, endlich doch seine Frau im Hause installirt zu sehen, was auch wirklich noch denselben Tag geschah.

In seinem Kummer wußte sich der niedergeschlagene Vater keinen bessern Rath, als an seinen Sohn zu schreiben, den er noch in Brüssel glaubte. Er schilderte ihm den betrübenden Vorfall in dem Sinne, wie er ihn sich erklärte, und forderte ihn zur schnellen Heimkehr auf, um ihn zu trösten. Dieser Brief würde Simon, der bei allen seinen Fehlern noch kein verhärteter Bösewicht war, nicht gleichgültig gelassen haben, und vielleicht wäre er noch reuig zu seinem Vater zurückgekehrt. Aber ein unglück-

licher Zufall gab dem Leben des jungen Mannes eine andere Wendung. Er verfehlte das Schreiben seines Vaters, und in Mons angekommen meldete er ihm seine Absicht, auf drei Wochen nach Frankreich zu reisen. Als Balthasar durch einen aus Gent zurückkehrenden Kaufmann diesen Brief erhielt, billigte er auch diesen Schritt seines Sohnes.

„Mein armer Sohn hätte den Gedanken an Michelinens Frevelthat nicht ertragen können,“ meinte er in seiner väterlichen Zärtlichkeit. „Es ist besser, er erfährt nichts darüber, bis ich nach seiner Rückkehr mündlich mit ihm spreche.“

Mittlerweile langte der Richter mit sechs berittenen Häschern in Zotteghem an; hier ging er allein voraus in die Wohnung von Michelinens Mutter.

„Wo ist Eure Tochter?“ war seine erste Frage.

„Ach mein ehrenwerther Herr, macht kein Geräusch!“ erwiederte die harmlose Alte. „Sie ist sehr krank.“

„Sie schläft wohl? versetzte der Justizbeamte mit rauhem Tone. „Nach einer Nacht, wie die vorige, wäre es nicht zu verwundern. Ich muß sie sprechen.“ Mit Heftigkeit riß er die Thüre der Schlafkammer auf, und fand Micheline in Thränen schwimmend auf dem Bette ihrer Mutter.

„Folgt mir, mein schönes Kind,“ redete er sie mit höhnischem Tone an, und zuvörderst laßt uns die vierzehntausend Gulden sehen.“

„Die vierzehntausend Gulden!“ rief sie mit ängstlichem Blick. „Gott, ich hab es wohl gedacht, man würde gegen mich den ersten Verdacht fassen!“

„So geht es immer,“ versetzte der Richter, „wollte man die Leute anhören, so gäbe es keine Diebe mehr.“

„Mein Kind eine Diebin?“ jammerte die alte Frau, „wer kann diesen Verdacht auf sie bringen?“

„Ich, der Richter von St. Bavon!“ erwiederte dieser. „Die vierzehntausend Gulden müssen zur Stelle, und die Mitschuldigen genannt werden; nun folge uns!“

Die alte Frau war vor Schrecken auf dem unebenen Boden ihrer Hütte niedergesunken. Auf ein Zeichen traten die Häscher herein, und die Angeklagte, welche Gewalt und Thätigkeit fürchtete, fügte sich stillschweigend in das Unabänderliche. „Ich werde Euch folgen,“ sagte sie gefaßt.

„Das kann ich nicht ruhig mit ansehen,“ unterbrach sie der Ortsgeistliche dazwischentretend. „Herr, nehmt Rücksicht auf die Krankheit dieses armen Mädchens!“ fuhr er zu dem Richter gewendet fort.

„Keine Entschuldigung für solches Diebsvolk!“ versetzte dieser mit barschem Ton. „Sie gebe das Gestohlene zurück, und nenne die Mitschuldigen, so wollen wir ihr unter Bewachung unserer Leute gestatten, einige Tage noch bei ihrer Mutter zu bleiben.“

„Der Himmel ist Zeuge meiner Rechtlichkeit und Treue! nie hat solch' eine That auf meinem Gewissen gelastet!“ rief Micheline mit bewegter Stimme.

„Dann frag' ich: wer hat den Diebstahl begangen? Ihr kennt die Frevler . . . nennt sie!“

„Das darf ich nicht,“ sagte sie fest.

„Laßt sehen, wem gehört der Schlüssel, den ihr da bei Euch führt?“ sagte der Richter, indem er von Michelinens Gürtel den Schlüssel von der Kasse des Kaufmanns losriß.

„Er diente nicht beim Diebstahl,“ versetzte diese. „Ich weiß — Ihr habt einen Nachschlüssel machen lassen; es war bequem, zwei Schlüssel zu besitzen, freilich, hm! Aber man sehe nur, wie verwirrt sie ist.“

„Bist Du schuldig, Micheline?“ fragte der Geistliche.

Die Magd sah ihn erst mit einem traurigen Blick' an, dann in einem Strom von Thränen ausbrechend, antwortete sie: „Nein, ehrwürdiger Herr!“

„Im Namen unsers Herrn Jesus Christus,“ sprach der Greis, „kennst Du die Schuldigen?“

„Ehrwürdiger Herr, ich bin unschuldig,“ betheuerte sie.

„Nun werden wir die Namen der Schuldigen erfahren?“ fragte der Richter.

„Nimmermehr. Gott kennt sie!“

„Die Tortur wird Euch schon die Zunge lösen, meine Schöne,“ versetzte der gewaltige Richter mit höhnischem Ton.“

„Mein Kind,“ sagte der fromme Priester, „bist Du unschuldig, so wird Gott Dich nicht verlassen. Ich werde auch in dem Kerker zu Dir kommen und Dich trösten.“

Der Richter gab ein Zeichen. Einer der Häscher hüllte Micheline in einen weiten Mantel ein, und setzte sie vor sich auf's Pferd, und der Zug kehrte nun nach Gent zurück, während der Priester sich dem Troste der unglücklichen Mutter widmete.

Schon bei Sonnenuntergang war Micheline in dem Gefängniß der Abtei St. Bavon angekommen. Sobald sich Micheline einmal in der rohen Gewalt des Richters befand, dachte Niemand daran, mit Ruhe ihren früheren Lebenswandel zu prüfen, und daraus Folgerungen zu ziehen, die nur zu ihren Gunsten gesprochen hätten, sondern man hielt sich lediglich nur an solche Umstände, welche sie in düsterem Lichte erscheinen ließen. Dieß kam daher, weil in jenem Lande die Richter wie die Henker auf die Sporteln bei den Verdammungsurtheilen angewiesen waren. Daher zeigte sich auch der Richter bei dem Prozeß der armen Magd, deren Brodherr vor Verdruß

krank war, und sich gar nicht um sie kümmerte, besonders rührig. Nebenher ließen sich auch hämische Stimmen vernehmen; — Michelinens Mutter sey freilich nicht durch Hunger umgekommen, und obgleich dieß der Tochter nur zum Ruhm gereichen konnte, so wußte man auch hieraus eine Waffe gegen sie zu schmieden. Die ehrliche Alte hatte sich stets der Reinlichkeit, Sparsamkeit und Mässigkeit beflissen; es war also ihre Hütte nicht der Sitz liederlicher, lasterhafter Armuth; aber dieser äußere Anstrich eines bescheidenen Glückes wurde von dem parteiischen Richter für eine Frucht der Unehrlichkeit gehalten, und gab auch in Bezug auf Michelinens Anklage zu neuen Folgerungen Veranlassung. Wenig hätte gefehlt, daß man nicht auch die alte Mutter als Hehlerin der vermeintlichen Diebereien ihrer Tochter gefangen genommen hätte.

Nach Verlauf von zwei Tagen kam der Leutpriester, seinem Versprechen gemäß, die Gefangene zu besuchen. Er überzeugte sich von ihrer Unschuld, fand sie aber beharrlich in ihrer Weigerung, die Thäter zu nennen. Er ermahnte sie zur Frömmigkeit und Ergebung und verließ das Gefängniß nicht, ohne Micheline den Wächtern als eine ungerecht Leidende, deren Unschuld Gott dereinst an den lichten Tag bringen werde, dringend anzuempfehlen. Letztere nahmen einige Rücksicht auf die Worte des Priesters; aber der Richter hatte in Verfolgung seiner Rechtshändel, „ein in dreifaches Erz geschmiedetes Herz." Keine Macht, kein Gefühl des Mitleides konnte seiner rauhen Hand die einmal erfaßte Beute entwinden. Den ganzen Tag über wurde Micheline emsig verhört; allein ihre Antworten blieben stets die gleichen: „sie selbst sey unschuldig, aber den Namen der Thäter sey sie verpflichtet zu verschweigen." Dieß brachte den Richter sogar auf die ungegründete Verurtheilung, die arme Magd habe sich

zur Entwendung der genannten Summe mit irgend einem ihm unbekannten Manne verständigt.

Als sie nach Verlauf von acht Tagen sich noch immer beharrlich weigerte, ihre Mitschuldigen anzugeben, als sie betheuerte, über den Ort, wo die vierzehntausend Gulden verborgen seyen, keine Auskunft geben zu können, und ihre Gesundheit anfing, sich allmählig wieder herzustellen, verurtheilte man sie zur Folter. Micheline erduldete ihre Marter mit großer Standhaftigkeit; bei weitem größern Schmerz verursachte ihr aber die qualvolle Lage, in der sie sich jetzt befand. Ihr frommes Gewissen erkannte wohl, daß jede, auch die kleinste Lüge vor Gott eine Sünde wäre, sie sah wohl ein, daß sie durch ihre Weigerung, die Thäter zu nennen, sich selber das Todesurtheil spreche, da ja aller Verdacht auf sie fallen mußte. Aber auf der andern Seite war eben so gewiß, daß Simon, falls durch sie die Frevelthat an das Tageslicht käme, mit ewiger Schande gebrandmarkt, von dem Vater verstoßen und mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe, wo nicht gar mit dem Tode selbst belegt werden würde. Nach dem schwersten Kampfe blieb sie bei dem Entschlusse, für Simon, den sie auferzogen und mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte, ihr Leben aufzuopfern.

Gerne wird jedes fühlende Herz die Größe dieser aufopfernden Liebe erkennen; aber vor dem Richterstuhle der Moral wird Michelinens Entschluß nicht gebilligt werden können.

Micheline erwartete, nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, ruhig das Verhör, zu dem sie auf das neue gerufen ward.

„So frag' ich Euch denn, Angeklagte," begann der Richter, „bekennt Ihr Euch schuldig?"

„Es ist möglich, daß ich Mitschuldige bin," antwor-

tete die Gefragte, „denn ich hätte den Diebstahl verhindern können.“

„Wer hat ihn vollbracht?“

„Ein junger Mann,“ versetzte sie.

„Ein junger Mann? wie kam er in das Haus?“

„Ach,“ erwiederte stockend Micheline; „es half ein Anderer ihm hinein.“

„Ihm half ein Anderer hinein?“ wiederholte lebhaft der Richter, so sind also zwei Theilnehmer an dem Diebstahl?“

„Ja, es waren deren zwei.“

„Abgesehen von Euch? Ausser Euch?“ forschte er weiter.

„Ganz unabhängig von mir — ausser mir.“

„Und Ihr hättet die That verhindern können?“

„Ja,“ entgegnete sie, „denn ich war gegenwärtig; hätte ich um Hilfe gerufen, so würde man meine Unschuld erkannt haben.“

„Schon gut, mein Kind!“ sagte der Richter mit zufriedener Miene; „nun sagt mir den Namen dieser Männer?“

„Ich darf ihn nicht nennen,“ versetzte sie.

„Wo glaubt Ihr, daß sie sich aufhalten?“

„Ich weiß es nicht.“

„Denkt Ihr, sie seyen im Lande geblieben?“

„Ich zweifle,“ antwortete Micheline.

„Ihr sträubt Euch also, sie zu nennen?“

„Mein Leben steht in Eurer Hand; die Namen aber jener Männer werden nie über meine Lippen kommen.“

„Man führe dieß Weib in's Gefängniß zurück!“ herrschte er.

Sobald er wieder mit seinem schweigenden Amtsgenossen allein war, resumirte er ungefähr wie folgt: „Die Angeklagte hat sich schuldig bekannt: was bedarf es noch

Weiteres? Von ihren Mitschuldigen wissen wir, daß ihrer zwei sind; ich werde sie zu finden wissen. Aber diese Sache schleppt sich in die Länge, und es liegen noch andere Untersuchungen vor.“

Nach einer Berathschlagung von wenigen Minuten nur war Michelinens Todesurtheil in optima forma abgefaßt. Am selben Abend noch wurde es ihr von dem Geistlichen von Zotteghem, ihrem Beichtvater, angesagt. Sie vernahm die Kunde von ihrem nahe bevorstehenden Tode mit stiller Freude, beichtete jedes ihrer Worte in dem letzten Verhör, und bat um Absolution für Alles, was in ihren Antworten tadelnswerth und nicht der strengen Wahrheit getreu seyn mochte.

Der Tag der Hinrichtung wurde auf den 15. März 1535 festgesetzt. — Während man den Galgen für Micheline aufrichten ließ, an dem ihr Körper in einem roth leinwandenen Sack, der am Halse zugeschnürt wurde, hängen bleiben sollte, kehren wir zu den beiden Thätern zurück.

Was war diese Zeit über aus den jungen Taugenichtsen geworden, für welche die alte Dienerin so schwere Sühne erdulden mußte? Schon seit acht Tagen hielten sie sich in Paris auf, und bestrebten sich im Strudel rauschender Vergnügungen unter Ausschweifungen aller Art das in ihrem Innern wild tobende Gewissen zu ersticken. Furchtbare quälende Träume raubten Simon jeden Augenblick die Seelenruhe: er sah seinen Vater bald drohend, bald händeringend — Micheline vor dem Richterstuhle, verhört, gefoltert, verurtheilt. Erwachte er aber, so suchte er alle diese Schreckensbilder aus seinem Gedächtniß zu verdrängen durch eitle Selbsttäuschung: „Es war ja nur ein Traum,“ sagte er zu sich, „Micheline ist für eine redliche Seele bekannt — gegen sie wird man keinen Ver-

dacht schöpfen." Aber einst, als sie in der weltberühmten Hauptstadt in den Gärten des Tourilles in der Nähe des Place Royal lustwandelten, trat Michael Van der Haagen, ein Genter Handelsmann, der Balthasar befreundet, und so eben in Paris angekommen war, ganz unverhofft zu ihnen, und redete Simon an: dieß war am 8. März.

— „Ihr lebt hier wohlgemuth und in Freuden," sagte er mit einem Tone des Vorwurfs, „während Euer Vater sich daheim fast zu Tode härmt."

„Was ist ihm begegnet?" fragte der junge Mann vor Schreck erblassend.

— „So wißt Ihr es nicht?" Man hat seine Kasse geleert, und seine Magd ist bereits zum Galgen verurtheilt."

Simon wankte bei diesen Worten, der Kaufmann hielt die sichtbare Bestürzung und Verlegenheit, die sich in seinen Zügen abmalte, für ein natürliches Gefühl der Kindesliebe. Er tröstete ihn, sprach ihm Muth zu, und nahm Abschied, indem er sich von Simon versprechen ließ, daß er am folgenden Tage noch sich zur Rückkehr bereit halten wolle. Ueberdieß war für die jungen Leute die höchste Zeit dazu, denn sie hatten schon über die Hälfte der beträchtlichen von ihnen geraubten Summe verschwendet. Die Hoffnung, Alles wieder zu ersetzen, ließ sie ihr Glück im Spiel versuchen; als sie aber darin noch den letzten Rest ihres Besitzthums verloren hatten, war Simon fest entschlossen, unmittelbar nach Gent abzureisen, sich seinem Vater zu Füßen zu werfen, ihm alles zu gestehen, und die arme Micheline aus dem Gefängniß zu befreien. Theodor, der seinem jungen Freunde das feierliche Versprechen abgenommen, sich selbst nur des letzten Diebstahls, nicht aber der früheren anzuklagen, ließ sich willig finden, Simon nach Gent zu begleiten. Der hinterlistige, im

Bösen schon lange geübte junge Mann erstreckte dabei seine Pläne vielleicht noch weiter, als es beim ersten Anblick erscheinen mag. Es war ihm wohl bekannt, daß Balthasar noch ein unermeßliches Vermögen besitze, welches dereinst seinem Sohne ungetheilt zufallen würde: wer konnte wissen, ob Theodor nicht daran dachte, die Erbschaft zu beschleunigen? — Wem diese Vermuthung in einem gehäßigen Lichte erscheint, der erinnere sich an die Folgen eines ersten Verbrechens; der Weg des Lasters erweitert sich, je länger man darauf fortschreitet, und hier hatte Theodor schon einen bedeutenden Vorsprung erlangt, da er sogar seine Mitschuldigen zu betrügen anfing, denn während er in seinem Gürtel noch zweitausend Gulden bei sich versteckt trug, gab er vor, es bleibe ihnen nicht das Geringste mehr übrig. Wer lügt und stiehlt, geht auch noch weiter.

Bei der zu jener Zeit langsamen und beschwerlichen Art zu reisen, kamen die beiden jungen Leute erst den 15. März in Gent an. Um zehn Uhr Morgens gingen sie durch die Stadtthore, und zwei Stunden später sollte Michelinens Hinrichtung statt finden. Da erinnerte sich Theodor jener Warnung, und sah unwillkürlich nach dem eisernen Kreuze von St. Johann hinauf.

„Das sollte uns ja strafen," sagte er lachend zu seinem Begleiter, fügte aber hinzu: „es war vielleicht unvorsichtig, in dieses Land zurückzukehren — indessen, was wagt man nicht für einen Freund!"

Simon antwortete nicht. Ihn beschäftigte jetzt nur der Gedanke, wie er sich seinem Vater entdecken, und ihn am leichtesten zum Mitleid bewegen könne. — „Er wird mich vor der Welt von jedem Verdacht reinigen, tröstete er sich; er wird vorgeben, daß er sein Geld wieder erhalten, die Schuldigen aber sich eingeschifft, und auf die

Flucht begeben haben." Man konnte sogar diese Entdeckung Simon und Theodor zuschreiben, und ihnen ein Verdienst daraus machen.

Am Tage ihrer Ankunft in Gent war das Wetter rauh und frostig, wie es der März oft mit sich bringt. Ein heftiger Sturm tobte, und der Himmel war umzogen mit dichten schwarzen Wolken, die an einander stossend sich zu bekriegen schienen, wie feindliche Heere. Der dumpf heulende Wind prallte an den Dächern ab, zerbrach die Zügel, und übersäete damit die Straßen; sein Hauch war schneidend scharf, die Vorübergehenden verdoppelten ihre Schritte, und jeder hüllte sich dichter in seinen Mantel. Die Gewalt des Sturmes hätte die beiden jungen Leute beinahe mit fortgerissen, als sie über den St. Kalanderplatz gingen. Jetzt blickte Theodor plötzlich von mächtigem Schauer durchbebt zu dem eisernen Kreuze, das er allen seinen Spöttereien zum Trotz nicht aus den Gedanken verbannen konnte.

Wie sie von diesem Platz in die Straße einlenkten, die zu dem Platze vor der St. Johanniskirche, jetzt dem heiligen Bavonus geweiht, führte, ließ sich ein orkanähnliches Geheul mit verstärkter Gewalt wahrnehmen; der Boden selbst schien in seinem Grund zu erzittern, und das hohe eiserne Kreuz ward auf einmal von seiner Spitze losgerissen, stürzte auf die beiden Diebe herab, nachdem es vorher das Dach des Domkapitels beschädigt hatte, und streckte sie zu Boden. Theodor wurde in zwei Theile zerrissen. Sterbend röchelte er noch: „Sie hatte Recht!"

Simon war tödlich verwundet; zwei Geistliche von dem Domkapitel eilten herbei. In ihrer Gegenwart und vor der versammelten Volksmenge gestand der junge Mann das Verbrechen, wofür Micheline so eben sterben

sollte. Man trug ihn mit der Leiche seines Freundes nach der Vorstadt St. Bavon, wo er seine Beicht nochmals wiederholte, ehe er sein Leben aushauchte. — Es fanden sich noch bei Theodor die zwei tausend Gulden, ein dritter Nachschlüssel zu der Kasse, falsche Würfel und andere Indizien. Darauf hin wurden die Leichen der beiden Diebe an den Galgen aufgehangen, und der Geistliche von Zotteghem beauftragt, Micheline aus dem Gefängniß abzuholen, um von der öffentlichen Abbitte ihrer Richter, die der Abt von St. Bavon anbefohlen hatte, Zeuge zu seyn. Als Balthasar hörte, was sich zugetragen, überließ er sich ganz der Verzweiflung, ging außer Landes, und bestimmte für Micheline eine lebenslängliche Rente von zweitausend Gulden. Sie ging in ein Kloster, denn die Hütte ihrer Mutter hatte seit deren im Lauf des Prozesses vor Kummer erfolgten Tode nur betrübende Erinnerungen für sie, und folgte dieser bald in die Ewigkeit nach.

Seit dieser Zeit führt die Straße in Gent, wo Michelinens Wahrsagung gleichsam durch ein Wunder in Erfüllung gegangen war, den Namen der Kreuzstraße.

17.

Schädliche Augen.

Von Theophilus Nelk.

Poneros, ein rechtschaffener, frommer Beamte hatte nur zwei Töchter, und war jetzt Wittwer. Er verwendete große Sorgfalt und Mühe auf christliche Ausbildung seiner zwei Töchter. Aber die Töchter, deren eine Melania und die andere Perpetua hieß, entsprachen nicht

den Wünschen und Erwartungen des Vaters. Melania, nun in einem Alter von sechzehn Jahren, war frech in ihren Blicken. Perpetua, nun in einem Alter von siebzehn Jahren, war leichtsinnig, und ließ sich leicht einnehmen von Leuten, die in ihren Blicken Frechheit zeigten.

An einem Abende saß Poneros nach dem Nachtessen mit seinen zwei Töchtern, welche eben fleißig strickten, am Tische, und erzählte ihnen Lehrreiches und Angenehmes, wie er denn alle Abende zu thun pflegte. Er erzählte ihnen unter Anderm von schädlichen Augen, und zwar ohne Dichtung und Ausmalung so:

„Zu einer Reisenden, die im Jahr 1679 Spanien und dessen Hof besuchte, sagte eine junge spanische Frau: „In diesem Lande gibt es Leute, die ein solches Gift in den Augen haben, daß sie, wenn sie jemand starr ansehen, verursachen, daß der Angesehene in der Folge an der Auszehrung stirbt; dieß ist vorzüglich dann der Fall, wenn sie ein kleines Kind ansehen. Ich kannte einen Mann, der ein auf solche Weise süchtiges Auge hatte; da er denn die Leute krank machte, wenn er sie mit diesem Auge ansah, so zwang man ihn, es mit einem Pflaster zu bedecken; denn das andere Auge war bei ihm unschädlich, und hatte nichts Giftiges. Manchmal, wann er bei seinen guten Freunden war, brachte man einige Hühner herbei, und er sagte denn: „Suchet euch eines aus, das ihr wollet, ich solle es durch den Blick tödten." — „Zeigte man nun auf eines, so blickte er es starr an; darauf taumelte es einigemal im Kreis herum, und fiel in kurzer Zeit todt darnieder." — Die Reisende fragte die erzählende spanische Frau, ob man nichts Ausserordentliches in den Augen solcher Leute wahrnehme, und sie antwortete: „Nein, ausser daß sie einen solchen Glanz und eine solche Lebhaftigkeit

haben, als ob sie ganz Feuer wären, und ob sie einen wie mit Pfeilen durchschießen wollten *)."

So erzählte Poneros. Die Töchter verwunderten sich sehr über das Erzählte. Er aber sprach: „Eine wunderseltene Erscheinung ist allerdings solche Schädlichkeit eines Auges. Aber leider gar nichts Seltenes sind Augen, welche der Unschuld und Tugend gefährlich sind; und wenn der Gute sich nicht hütet vor solcher Schädlichkeit der Augen böser Menschen, so wird er sittlich krank und endlich sittlich todt. Besonders soll eine Jungfrau nicht leichtsinnig seyn, und sich nicht einnehmen lassen von Leuten, die in ihren Blicken Frechheit zeigen." — Bei diesen Worten des Vaters erröthete Perpetua sehr, und auch Melania. Der Vater sprach aber: „Wie unedel, ja wie schändlich ist es, wenn eine Jungfrau sogar selbst frech ist in ihrem Betragen und insbesondere in ihren Blicken, und so durch die Schädlichkeit ihrer Augen die Unschuld und Tugend nicht nur in sich selbst getödtet hat, sondern auch noch in Andern tödtet! Der Glanz ihrer Augen ist gräßliche Sündenfinsterniß, und die Lebhaftigkeit ihrer Augen ist Seelentod." — Da erröthete Melania noch mehr. Das Erröthen beider Mädchen bemerkte der Vater, und schöpfte daraus einige Hoffnung, daß sie sich bessern werden.

Nun erzählte er wieder, und sprach: „Der berühmte Vida kannte einen, der ein giftiges Auge hatte; dieser war ein alter Mann, der oben auf der Höhe von Viterbo wohnte. Er hatte ein widerwärtiges Ansehen; das düstre

---

*) Der Frau von D'Aulnoy Reise durch Spanien. Aus dem Französischen 1782. Bd. II. S. 33. — Sieh auch bei Jos. von Görres: „Die christliche Mystik." Bd. III. S. 288.

Auge war mit Blut unterlaufen, und borstiges graues Haar bedeckte des Mannes Scheitel. Durch seinen Blick tödtete er von kriechenden Thieren, was ihm vorkam; auch kleines Gevögel und jedes schwächere Leben. Trat er irgendwo in einen Garten ein, wenn der erste Frühling die Keime hervorgetrieben, und die Bäume in der Blüthe standen; dann ward eine Verwüstung unter den Pflanzen und in aller Grüne: denn wohin er irgend den entsetzlichen Blick und des Auges Schärfe richtete, da sah man auf Einmal alle Blüthen, wie vom Todeshauch angeweht, hinwelken und absterben *)."

Perpetua und Melania erwarteten, der Vater werde dieser Erzählung wieder eine kleine Sittenpredigt beifügen. Das that er denn auch, und sprach: „Liebe Melania, es wäre dir doch gar nicht lieb, wenn du dem widerwärtig aussehenden alten Mann oben auf der Höhe von Viterbo gleichen würdest, und wenn dein giftiger Blick Tod verbreiten würde unter allerlei Thieren schwächeren Lebens. Aber wer frech ist in Betragen und Blick, und dergestalt ein schädliches Auge hat, der ist vor Gottes Auge viel häßlicher, als der Mann, dessen düsteres giftiges Auge mit Blut unterlaufen war, vor den Augen der Menschen seyn mochte. Niemand sähe dich gern in seinem Garten, wenn dein Auge giftig wäre und durch den Blick die Blüthen tödten würde; wie müßtest du aber Gott mißfallen, wenn du durch freches Betragen und durch Freiheit der Blicke im Garten Gottes, in welchem die Unschuldigen und die Frommen schöne Blüthen sind, Verwüstung anrichten würdest! Und du, meine liebe Perpetua, wirst im Garten Gottes keine schöne Blüthe

---

*) Vida, Bombycum Bd. II. — Joseph von Görres: „Die christliche Mystik," III. Bd. S. 289.

bleiben, wenn du giftige Augen leichtsinniger, verführerischer Menschen auf dich einwirken lässest. Unschuld und Tugend ist schön, wie Blüthe, aber auch eben so zart, und wird eben so leichtlich getödtet."

Die Töchter nahmen die Worte des Vaters zu Herzen, da aus seinem Herzen weise Vaterliebe sprach. Sie wären nun aber doch froh gewesen, wenn er aufgehört hätte, von schädlichen Augen zu erzählen. Er aber erzählte noch etwas, und sprach:

„Der berühmte Borell sah Leute, deren Blick sogar die Gläser und Spiegel, die sie im Gebrauche hatten, anfraß, so daß sie dieselben von Zeit zu Zeit wechseln mußten, weil die Oberfläche derselben blind, ja das Glas an manchen Stellen sich durchlöchert zeigte *). — Meine Kinder, der trauliche Umgang mit Frechen ist der Seele äusserst gefährlich. Der Mensch ist nicht stärker als Glas; kann Glas von giftigem Menschenblicke blind gemacht und durchlöchert werden, so kann der schwache Mensch durch Umgang mit Frechen blind werden, und leichtlich wird seine Seele durch solchen verwundet. Im Gebete und in dem oftmaligen Empfange des allerheiligsten Altarssakramentes suchet euch übernatürliche Stärke; thut es aber mit aufrichtigem Willen, selbst keine schädliche Augen zu haben, und die schädlichen Augen böser, frecher Menschen stets zu meiden. Durch Frömmigkeit werde euer Geistesauge immer reiner; dann werdet ihr niemand zum Verderben seyn, und euch selbst von Andern nicht verderben lassen."

---

*) Borell, Observ. 67. Centur. 3. und Observ. 1. Sieh auch bei Jos. von Görres: „Die christliche Mystik," Bd. III. S. 295.

(Manuscript.)

18.

Meine Uhr!

Von Theophilus Nelk.

Jemand sah nach der Sonnenuhr, und sagte zu seinem Gefährten: „Es ist zwei Uhr." — Der Gefährte aber erwiederte ihm: „So geht denn die Sonne nicht richtig; denn nach meiner Uhr ist's schon halb vier Uhr."

*

Einen Thoren nennst Du den mit Recht,
Der der eigenen Uhr mehr, als der Sonne traut.
Steht es aber dem im Kopf nicht schlecht,
Welcher auf die menschliche Vernunft mehr baut,
Als auf unsere Religion,
Die gegeben hat der Gottes Sohn?

(Manuscript.)

19.

Niklas und Caspar,

oder:

Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen.

I.

Das Jahr 1796 war für Süddeutschland ein gar hartes gewesen; da waren zum erstenmale die Franzosen unter Moreau und Jourdan durch Schwaben und Bayern bis an die österreichische Gränze gedrungen, und hatten sich überall als übermüthige und trotzige Sieger gezeigt. Die Aeltern unter uns wissen gar wohl noch zu erzählen, wie sie allenthalben schwere Brandschatzungen ausgeschrieben, gar oft geplündert, der Jugend und Unschuld nicht ge-

schont, und nutzlos das verdarben, was sie nicht mehr gebrauchen konnten. Manches Dorf, mancher Flecken empfand noch Jahre lang die Anwesenheit der schlimmen Gäste, und sie durften von Glück sagen, wenn Niemand am Leben und der Gesundheit beschädigt ward, und der Schaden nur in Geld und Vieh bestand. Hiemit soll nicht geläugnet werden, daß auch unter den Franzosen manch gutmüthiges, mitleidiges Herz gewesen ist, das nach seinen Kräften der Noth gesteuert hat, aber die Zahl davon war nicht groß.

Und es war im August desselben Jahres, als mehrere Regimenter der Franzosen in der Nähe der kleinen Stadt M.... am Inn ein Lager bezogen. — Das Städtlein war unvermögend, die große Zahl der Gäste, die auf Kosten der Einwohner ein wahrhaft schwelgerisches Leben führten, genügend zu bewirthen; gern oder ungern mußten deßhalb die benachbarten Ortschaften an der Last der Verpflegung Antheil nehmen, und entweder die ungebetenen Gäste in den eigenen Häusern beherbergen, oder zu ihrer Verköstigung nach Kräften beitragen. Der Befehl, Lebensmittel zu liefern, erging unter andern auch an den Markt T..., der einige Stunden von M.... entfernt liegt, und ohne gerade reich zu seyn, der bemittelten Bewohner manchen zählt.

Zu diesen zumal ward und zwar nicht mit Unrecht Frau Anna Perzlin, Bräuin und Gastwirthin zum Rößl gezählt; Wittwe seit mehrern Jahren, hatte sie nicht ohne Mühe und Trübsal das schwere Hauswesen mit Gebet, mit Vertrauen und tüchtiger Arbeit aufrecht erhalten, und der Segen Gottes war — so glaubte sie fest — vornämlich deßhalb bei ihr eingekehrt, weil sie den Armen gerne und viel Gutes that. — Theils aus Gehorsam gegen die Befehle der landesherrlichen Regierung — theils aus natür-

licher Barmherzigkeit, um den bedrängten M . . . . ern, und den Franzosen zu Hilfe zu kommen, die ja doch zuletzt auch Menschenkinder und hungerig und durstig waren, hatte sie einen möglichst großen Vorrath an Eiern, Mehl, Fleisch (frisches und geräuchertes), Schmalz, Gemüse, Brod von allen Gattungen gesammelt, daß kaum der große Wagen Alles fassen konnte. Das hätte sie alles den Franzosen gerne gegönnt — und nur Eines von dem Wagen zurückverlangt — die Pferde, ein Paar Rappen, groß, jung und von einem schönen, ebenmäßigen Wuchse, daß Meilenweit keine schönere zu finden waren; derenthalben war sie in sehr großer Furcht; denn trotz der bekannten Versprechungen der Franzosen, Vorspann und Fouragepferde zurückzusenden, war es nur zu oft vorgekommen, daß Roß und Wagen unter allerlei Vorwänden von ihnen zurückbehalten, ja die Fuhrleute sogar als Soldaten untergesteckt wurden. Namentlich hatten sich die französischen Offiziere als besondere Liebhaber schöner Pferde gezeigt, und den Eigenthümern dafür Ersatz zu leisten — war ihr letzter Gedanke. Man wird also die Furcht der Rößlwirthin nur zu sehr gerechtfertigt finden; sie empfahl den Wagen, die Pferde und Christoph, den Fuhrknecht, recht eindringlich dem Schutz des Allerhöchsten, und gab letzterm einen wahren Ueberfluß von Ermahnungen und Lehren mit, wie er sich gegen die Franzosen benehmen und sich und die Pferde aus den Klauen des raubgierigen Feindes mit heiler Haut erretten könnte. — Stoffel aber fühlte sich durch Frau Anna Perzlins Zureden nichts weniger als erbaut und ermuntert. Er beschloß in der Stille bei sich einem andern die Ehre zu überlassen, sich in die Höhle des Löwen zu wagen, und schlich sich, ohne ein Wort zu sagen, fort. Morgens, des andern Tages, als die Zeit der Abfahrt da war, blieb er aus; statt seiner aber kam sein

Weib zu der Wirthin, und klagte und lamentirte mit Weinen und Heulen, daß man ihren Mann in das Verderben schicken und sie und ihre Kinder um den Brodvater bringen wollte; den Stoffel zu den Franzosen zu schicken, sey gerade so viel, als das Kalb zu dem Metzger; kurz, sie that so kläglich und laut, daß es der guten Frau Perzlin zu Herzen ging, und sie den Christoph der Gesandtschaft zu den Franzosen enthob. Allein wer sollte statt seiner deu Wagen fahren? Das war eine andere Frage, und hier war guter Rath theuer. Denn all ihre Knechte waren anderwärts dergestalt beschäftigt, daß keiner nicht ohne den größten Schaden die Fuhr übernehmen konnte.

In dieser Noth wußte Susanna, das Weib des franzosenscheuen Christophs Rath und zwar keinen schlechten. Sie meinte, Niemand tauge zu diesem Geschäfte besser als Nikolaus, ihr Gevattersmann, gewöhnlich der Botengänge wegen, zu welchen er sich vornämlich gebrauchen ließ, der Botennikl genannt. Niklas war ein kräftiger, hochgewachsener Jüngling, dessen freundliche Züge schon bei dem ersten Anblick für ihn einnahmen. Seine Treue war eben so bewährt, als die Kraft seiner Arme; er hatte das beste Gemüth und wäre für seine Freunde durch das Feuer gelaufen; mit ganzer Liebe hing er an seiner Großmutter, die sich seiner nach dem frühen Tode der Mutter angenommen und ihn unter vielen Beschwerden auferzogen; denn die Großmutter war blutarm und lebte meist von Gutthätern, namentlich von der Frau Anna Perzlin, die ihr wöchentlich dreimal das Essen in das Haus sandte. Sobald aber Niklas groß geworden war, hielt er es für eine Schande, sich und die Großmutter noch ferners von fremden Leuten nähren zu lassen, und arbeitete mit „Händen und Füßen.“ Und bald konnte der eben so flinke als thätige Junge sich das tägliche Brod erwerben, und es

schmeckte ihm bei weitem besser, als die geschenkte Kost. Niklas lernte Rasiren, Schröpfköpfe setzen und Aderlassen; dieß, Botengänge, Aushilfe in der Gärtnerei und am Felde, des Winters im Dreschen nährten ihn hinlänglich, wenn auch kärglich und er war überglücklich, wenn er an Sonn- und Feiertagen der Großmutter ein Stück Fleisch zu Mittag vorsetzen konnte.

Diesen Niklas schlug nun Susanna als Stellvertreter ihres Mannes vor, und Frau Anna Perzlin hatte nichts im Mindesten dagegen einzuwenden. Susanna lief eilends an das Ende des Marktes, wo an einem kleinen Hügel sich lehnend, Niklas Hütte stand. Sie traf ihn, wie er gerade mit der Großmutter sein Frühstück — Schwarzbrod in saurer Milch verzehrte. Susanna trug ihr Anliegen auf sehr bewegliche Weise vor; Niklas sagte sogleich ja; war ja Christoph sein Gevattersmann und Frau Perzlin die Gutthäterin seiner Großmutter; jede Gelegenheit, wodurch er ihr seine Dankbarkeit bezeigen konnte, war ihm willkommen. Daß es dabei etwas zu wagen gab, reizte den unerschrockenen, kräftigen Jüngling nur noch mehr. Aber anders dachte Grete, die Großmutter; der wollte die Fahrt nicht recht gefallen, und es war, als käme gar eine schlimme Ahnung über sie. Sie schüttelte leise und betrübt das greise Haupt und erkundigte sich mit mütterlicher Sorge, ob denn von Frau Anna Perzlins Knechten keiner die Fuhr machen könne. Es ging ihr sichtbarlich zu Herzen, als ihr Susanna weit und breit auseinandersetzte, wie ein jeder seine schwere Arbeit hätte und unmöglich abkommen könnte; da sprach sie denn zuletzt mit Ergebung: „In Gottes heiligem Namen, so gehe denn Niklas, und thue dein Bestes; Hungerige speisen ist ein gutes Werk, auch wenn sie gerade nicht unsere Freunde sind; Frau Perzlin hat uns ja dieselbe Liebe erwiesen, es wäre Sünde

ihr nicht beizustehen, wenn sie auch andern dasselbe thun will! so gehe denn, und sey klug und vorsichtig; halte die Zunge im Zaum und schlage mir nicht gleich zu, wenn sie dir was thun wollen; ich will beten für dich; merk' es wohl Niklas, denen die Gott lieben, muß alles zum Besten gereichen, und ich meine, ich hätte einige Liebe zu Gott bei dir verspürt; jetzt läuten sie gerade zur heiligen Messe; Niklas, die höre noch zuvor; Du wirst den Segen der heiligen Messe auf den Weg wohl brauchen können!"

Niklas that, wie die Großmutter ihm geheißen, hörte die heilige Messe mit Andacht, empfing den Segen der Großmutter und eilte dann wohlgemuthet zu der Rößlwirthin, die ihn mit sichtbarer Freude empfing und mit einem tüchtigen Frühstücke bewirthete. Die aufrichtige Frau theilte ihm sogleich ihre Besorgnisse in Betreff der Pferde mit; Niklas aber beruhigte sie mir gar zuversichtlichen Worten und suchte ihr alle Furcht auszureden; er selber hatte nicht die mindeste, und mehr als einmal betheuerte er, die Pferde sicher nach Hause zu bringen, oder es solle ihn die Heimath sobald nimmer sehen. Dabei ballte er die kräftige Faust, als wollte er jetzt schon den Franzosen Trotz bieten, falls sie sich gelüsten sollten, ihm oder seinen Pferden etwas Leides zu thun. — Frau Anna Perzlin ermunterte ihn aber zur größten Vorsicht und Geduld; ja möge er sich mit den Franzosen nicht in Streit einlassen, das könnte sein Tod seyn; es sey aber doch tausendmal besser, es gingen ein Paar Pferde zu Grunde und wären sie auch noch so schön, als ein Menschenleben. Niklas betheuerte wiederholt, „er wolle und müsse trotz aller Franzosen und ihrer Schießprügel, die Pferde zurückbringen, und wären ihrer auch noch viel, oder die Heimath solle ihn nimmer sehen."

II.

Wohlgemuthet, von den Segenswünschen des ganzen Marktes begleitet, machte sich nun Niklas mit der Fuhre auf den Weg. Unter Singen und Beten erreichte er das Städtlein und hatte unterwegs keinen andern Schaden erlitten, als daß er jetzt schon den hungernden streifenden Franzosen einen Theil der Lebensmittel hatte abtreten müssen. Dessenungeachtet war der Inhalt des Wagens der pflichtgetreuen barmherzigen Frau Anna Perzlin noch immer so reich und gut, daß der französische Verpflegungskommissär sich wohlgefällig den Schnurrbart strich und alsobald den besten Theil als ein halb dutzend Hühner, ein Fäßlein Bier mit etlichen Laiben Brod für sich nahm, dem Niklas aber die Weisung gab, mit dem Wagen in das Lager zu fahren, wo er seiner Last schon entledigt würde. — Als er nun in das Lager kam, sah er bald, daß der Commissär die Wahrheit gesprochen; er durfte gar nicht weit fahren; schon bei den ersten Baraken ward er von den Franzosen umringt, die mit einer unglaublichen Fertigkeit wie Katzen den hochbepackten Wagen erstiegen und seines Inhaltes entleerten. Soldaten von allen Gattungen konnte man auf dem Wagen bei diesem Geschäfte entdecken; ein paar durstige Artilleristen packten das Bierfaß und hatten es augenblicklich auf den Boden; ein Chasseur warf seinen Cameraden die Würste und Semmeln hinab, wobei es ohne eine arge Balgerei unten nicht abging; Grenadiere mit Bärenmützen räumten desgleichen wacker auf, und es hätte der Beihilfe der dienstfertigen Marketenderinnen gar nicht bedurft, die eilends herbeiliefen und nahmen, was sie nehmen konnten und die andern ihnen ließen. Das alles geschah in der kürzesten Zeit, in wenigen Minuten, so daß der herbeieilende Offizier, welcher den Wagen in Empfang nehmen und die Vertheilung besorgen sollte,

nichts als das leere Nest fand und nichts weiter thun konnte, als seinem Aerger durch Schelten Luft zu machen, worauf aber die Soldaten nicht im mindesten merkten. Dem Niklas hatte das Ganze viel Spaß gemacht, und er sich gedacht: „Nehmt alles und haltet meinethalben eine gesegnete Mahlzeit, nur laßt mir meine Pferde.“

Wie nun sein Wagen leer geworden war, so schickte er sich an, nach dem Städtlein zurückzufahren, dort die Pferde rasten zu lassen und dann den Heimweg zu suchen. Unweit des Städtleins begegnete er einem französischen Reiteroffiziere, der mit mehrern Soldaten, wie es schien, dem Lager zuging. Die Schönheit der Pferde fiel ihm auf; er blieb stehen und fragte Niklas in gebrochenem, doch ziemlich verständlichen Teutsch, wem die Pferde gehören; Niklas nannte die Besitzerin, und der Franzose fragte weiter, ob er sie ihm nicht verkaufen wolle.

„Nein, Herr, das darf ich nicht; bin ich ja nicht der Herr selbst, bin ja nur der Knecht,“ antwortete Niklas und wollte weiter fahren. Der Franzose hielt aber die Pferde an und sprach trotzig: „Die Pferde gefallen mir, ich brauche sie und muß sie haben; ich gebe Dir dafür zwanzig Louisdor, damit sind sie bezahlt genug; Du kannst sie Deiner Wirthin geben.“

Mit zwanzig Louisdor waren die schönen Pferde nicht zur Hälfte bezahlt; übrigens war Niklas klug genug, um sogleich zu sehen, daß der Offizier, sobald er die Pferde hätte, nicht einen rothen Heller zahlen würde.

„Das mögt Ihr selber thun, mich aber und meine Pferde laßt in Ruhe!“ rief Niklas entschlossen, stieß den Franzosen auf die Seite, und trieb seine Pferde dergestalt an, daß die fluchenden Franzosen, die ihm, den Säbel in der Faust, nachrannten, ihm bald aus den Augen verschwanden und er sich in kurzer Zeit in dem Städtchen in Sicher-

heit, wie er glaubte, befand. Am liebsten wäre er nun sogleich nach Hause gefahren, allein er mußte zuvor bei dem Gerichte über die Ablieferung der Lebensmittel auf den ausdrücklichen Auftrag der Frau Anna Perzlin sich eine Quittung erholen, und auch aus der Apotheke mehrere Flaschen Magenwein und Pflaster allerlei Art (die Rößlwirthin war eine kluge Frau) nach Hause bringen. Dieß nahm ihm alles Zeit weg. — Als er sich dem Wirthshaus nahte, sah er bei der Thüre eben nicht zu seiner Freude einen jener Franzosen stehen, die ihm auf eine so wohlfeile Weise seine Pferde abgehandelt hätten. Auch der Franzose schien ihn zu erkennen; er warf einen scharfen Blick auf ihn und strich sich mit höhnischem Lächeln den Schnurrbart. Niklas that, als bemerkte er ihn gar nicht, zahlte eilends seine Zeche und fuhr ab; der Franzose war verschwunden; aber Niklas konnte eine böse Ahnung nicht unterdrücken, er würde bald und eben nicht auf eine sanfte Art mit ihm wieder zusammen treffen.

Und seine Ahnung täuschte ihn nicht; der Weg nach der Heimath führte etwa ein Viertelstündlein von der Stadt über eine Hügelreihe, die mit Tannen und Buchen bewachsen war; das Sträßlein war hier sehr schlecht und trotz alles Eilens konnte Niklas auch mit seinen trefflichen Rossen nur langsam vorwärts kommen. Erleichtert athmete er auf, als er die Spitze des Hügels erreicht hatte; da liefen drei Franzosen aus dem Dickicht des Waldes ihm entgegen, geboten ihm drohend Halt, und machten Anstalt, die Pferde auszuschirren. Aber Niklas war keineswegs der Mann, der sich so etwas hätte gefallen lassen. Rasch hatte der kräftige, unerschrockene Bursche mit einem Schlage seines derben eisenbeschlagenen Knotenstockes den nächsten Franzosen darniedergestreckt, der andere schoß auf ihn und verwundete ihn leicht an der Schulter, was ihm

aber Niklas mit einem Schlage auf dem Arme vergalt, daß er heulend und wüthend wankte und bald gefallen wäre. Der dritte Franzose — eben der, welcher im Wirthshause den Spion gemacht, hatte derweilen seinen Vortheil ersehen und den Niklas von hinten gepackt und fast auf den Boden gerissen. Sie rangen wüthend; es wäre wohl doch noch Niklas des Franzosen Meister geworden, hätte nicht der eine der verwundeten Franzosen sich wieder aufgerafft, und seinem bedrängten Kameraden Hilfe geleistet; nach einer wüthenden Gegenwehr bezwangen sie Niklas, bedeckten ihn mit Schlägen, und warfen ihn zuletzt in den Graben des Sträßleins; den Wagen führten sie in das Dickicht des Waldes, der unweit von der Straße lag, die Pferde aber schirrten sie ab und sprengten davon. Dem armen Niklas wollte fast das Herz brechen vor Jammer und Zorn; nochmals raffte er sich auf und wollte ihnen nach, aber ohnmächtig stürzte er zusammen, und alles Leben schien von ihm entweichen zu wollen.

Als er wieder zu sich kam, sah er ein Mädchen von etwa zwölf Jahren vor sich knieen, das sein Haupt stützte und voll Mitleiden die Aeuglein auf ihn richtete; mit Wasser, das sie aus einer ganz nahe fließenden Quelle geschöpft, hatte sie ihm Stirne und Wangen gewaschen, und mit ihrem Kopftüchlein die leichtblutende Schulter umwunden. Als Niklas nun die Augen aufschlug, röthete ein Strahl der reinsten Freude das freundliche Antlitz der Kleinen, und fröhlich rief sie aus: „Gott sey gelobt, daß Du wieder ein Zeichen des Lebens von Dir gibst! armer Niklas, wie siehst Du aus! wie schlimm ist es Dir ergangen! sage mir nur, wer Dich so unbarmherzig zugerichtet hat!"

„Drei Franzosen, die ärgsten Schelme, die je auf Erden gelebt haben! Ach meine Pferde, meine armen

Pferde!" sprach Niklas mit allmählig wiederkehrendem Bewußtseyn; „was werden sie von mir denken, wenn ich ohne Pferde nach Hause komme! werden sie mich nicht für einen Prahlhans und untreuen Knecht halten? werden sie mich nicht verachten? o die arme Großmutter, und erst die Rößlwirthin!"

Das Mädchen begriff jetzt bald, was dem armen Niklas widerfahren; sie bot alles auf, ihn zu trösten; sie versuchte es, ihm wieder auf die Füße zu helfen und Niklas hatte wirklich Kraft genug, zu stehen, ja mit Hilfe seines Stockes, der unweit von ihm lag, ohne Beschwerde zu gehen. Einen schmerzlichen, klagenden Blick warf er zum Himmel, und sprach mit gefalteten Händen das Donnerstagsgebet; so hatte es ihn die Großmutter gelehrt: „In Kreuz und Noth," war deren Ermahnung, „wende das betrübte Herz zu Jesu und gedenke seiner Angst und Trübsal am Oelberge, opfere Ihm Alles auf, und gewiß, es wird Dir leichter werden." — Und gar oft hatte Niklas erfahren, daß die Großmutter recht gesprochen; auch dießmal stärkte ihn das schöne Gebet, und erleichtert rief er aus: „In Gottes Namen! der Wille des Herrn geschehe! ich habe mich gewehrt, so gut ich konnte, aber drei Bewaffnete mit Säbeln und Flinten — das ist zu viel für Einen!"

„Gewiß!" tröstete das Mädchen liebreich, „Du hast das Deinige tapfer gethan; die Franzosen haben Dir die Pferde genommen, unser Herr Gott kann sie Dir ja wieder geben; und gewiß, auch dieß Unglück kann für Dich gute Folgen haben; denen, die Gott lieben, muß ja Alles zum Besten gereichen."

Da hatte das Mädchen, ohne daß sie es wußte, das Wort gesprochen, welches vor Allen geeignet war, in das verwundete Herz des armen Niklas ein linderndes Oel zu gießen. „Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten

gereichen" — so pflegte ja immer die gute Großmutter zu sagen, wenn ein Leid oder Kreuz bei ihr einkehrte; damit hatte sie Niklas gar oft getröstet, wenn er zur Zeit der Noth und der Trübsal, die nur zu oft sie heimsuchte, verzagen oder gar ungeduldig werden wollte. Und nicht einmal konnte die Großmutter auf das deutlichste dem Enkel zeigen, daß Gottes Weisheit, Macht und Güte selbst das Widrigste zum Vortheil des Menschen wandte; und wie strahlte dann ihr Antlitz vor Freude, wenn sie die Liebe und Vorsicht des barmherzigen Gottes pries! wie oft rief sie dann nicht mit der innigsten, hoffnungsfreudigsten Ueberzeugung aus: „Niklas, hier ist der Finger Gottes! wie wunderbar sind seine Wege! wie groß seine Weisheit! Niklas, und wie erst seine Liebe! Niklas, merke es dir: Wer auf Gott vertraut, ist niemals zu Schanden geworden, und denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen!"

Diese letztern Worte wiederholte er mit Andacht, und sprach dann bewegten Gemüthes zu dem Mädchen: „Ich sehe ja, daß Gott mich noch immer liebt; in meiner größten Noth hat er Dich zu mir geschickt, du gutes Dirnlein; hab' herzlichen Dank für Deine Liebe; Gott möge sie Dir vergelten! aber Du kommst mir so bekannt vor! sage mir doch, wer bist Du denn?"

„Freilich, Du solltest mich wohl kennen; ich bin ja die Nagerliese von Z....; meinen Vater kennst Du ja wohl, und Du hast gar manchen Brief in unser Häuslein gebracht!"

Jetzt wußte sich Niklas der Eltern des Mädchens wohl zu erinnern; er kannte den Vater gut, der ein durchaus rechtschaffener Mann war, aber dabei in Armuth lebte. Lisabeth war in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu sammeln und durch den Verkauf derselben einige Kreuzer zu

erlösen. „Ich hatte anfangs gar wenig Lust, nach Erdbeeren zu gehen; denn ich fürchtete mich vor den Franzosen,“ sprach Lisabeth; aber im Schlosse sind französische Offiziere einquartirt, und da dachte ich, „könnten sie für die Gäste Erdbeeren brauchen; und dann litt es mich auch nicht zu Hause; es war mir immerfort, als riefe mir eine Stimme zu: „Geh in den Wald und suche Erdbeeren!“ Und gewiß, das war die Stimme eines guten Engels; ich hätte ja sonst nicht die Freude gehabt, Dir helfen zu können.“

„Du bist ein gutes Dirnlein und ahmst Deinem Vater nach,“ erwiederte Niklas gerührt; „wollte Gott, ich könnte Dir auch etwas Liebes erweisen!“

„Gewiß, Du hättest mir und dem Vater dasselbe gethan,“ meinte Lisabeth; aber sage mir, „waren deine Pferde nicht Rappen?“

„Freilich, Lisabeth, die schönsten Rappen weit und breit.“

„Wie ich den Hügel heraufstieg, sah ich von weitem zwei Reiter auf schwarzen Pferden; es waren Franzosen; da versteckte ich mich hinter die Büsche; aber ich konnte wohl sehen, daß sie den Weg nach dem Schlosse einschlugen.“

„Nach dem Schlosse?“ rief Niklas eifrig, als hätte er jetzt ein neues Leben empfangen; „die Schelme ritten meine Rosse nach dem Schloß? Ich will auch nach dem Schloß; ich will einmal sehen, ob die Diebe meine Rosse behalten sollen! heilige Mutter Gottes von Altötting, jetzt stehe mir bei! ich will, ich muß meine Pferde wieder haben.“

Jetzt rötheten sich seine Wangen, seine Augen blitzten voll Muth und Entschlossenheit, sein Körper richtete sich wieder auf, als hätte er plötzlich die alte Kraft erhalten

und fühlte nichts mehr von den erlittenen Schlägen; ganz erstaunt betrachtete Lisabeth den Niklas, der auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden war. „Ja Lisabeth," rief er, und schwang kräftig den schweren Knotenstock, „ins Schloß will ich gehen, und meine Pferde suchen; Gnade den Schelmen, wenn sie noch einmal unter meine Faust kommen!"

„Gott helfe Dir zu den Pferden!" meinte Lisabeth; „aber Niklas, mit Gewalt geht es nicht; da brauchts Klugheit und Vorsicht; bitte Gott um einen guten Rath; ich meine, Du solltest zuvor zu meinem Vater gehen, der ist im Schlosse wohl bekannt; der kann es leicht erkundidigen, ob Deine Pferde im Stalle des Schlosses stehen."

III.

Der Rath war gut und gefiel Niklas; sie schlugen einen nähern Seitenweg zum Schlosse ein, der durch dichtes Gestrüppe führte; sie waren nicht weit gegangen, als sie den Wagen erblickten, den die Franzosen hieher versteckt hatten. Ihre Eile mußte groß gewesen seyn; denn der Sack, in welchem Niklas die Flaschen mit Wein und die Arzneien gelegt hatte, lag noch unberührt auf dem Wagen; Niklas erquickte sich mit dem Weine, und Lisabeth konnte nun die Schulterwunde Niklas bei weitem besser verbinden. „Hätte nicht geglaubt," sprach dieser mit wehmüthigem Lächeln, „daß ich der erste seyn würde, der dieß Pflaster kosten müßte."

„Da siehst Du auf das Neue, daß Gott Dich liebt," tröstete Lisabeth; „Du brauchst ein Pflaster und Gott schickt es Dir; jetzt hast Du Deinen Wagen wieder und vielleicht schickt Dir Gott auch die Rößlein."

So kamen sie ganz nahe zu dem Schlosse; etwa hundert Schritte vor dem Schlosse stand ein großer Brunnen;

da sahen sie zwei Franzosen Pferde tränken — Niklas zuckte auf — es waren seine Rappen.

„O Niklas,“ warnte Lisabeth und faßte ihn bei der Hand, „halte dich um des Himmelswillen zurück, sonst kannst Du Dein Leben einbüßen; mit Gewalt geht es nicht, o Niklas folge mir!“ und sie zog den Widerstrebenden hinter eine große Linde und hielt ihn fest, bis die Franzosen die Pferde getränkt hatten und sie in das Schloß führten. — Niklas hatte sich wieder gesammelt: im Schlosse waren mehrere Stallungen, es lag ihm daran zu wissen, in welcher seine Pferde standen. Lisabeth erbot sich, darüber Erkundigungen einzuziehen; das konnte sie leicht; sie war im Schlosse bekannt und wollte ihre Erdbeeren verkaufen. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück; ihre Botschaft klang nicht tröstlich; zwar standen die Pferde in der Stallung, die am Ende des großen Schloßgartens lag, und hiemit weniger beaufsichtigt werden konnte; aber sie hatte auch gesehen, wie der eine der Franzosen den Stall sorglich versperrt und den Schlüssel zu sich genommen hatte. Da ließ Niklas den Kopf bekümmert hängen. „Wie werd' ich da hinein kommen?“ seufzte er; „das wird hart gehen!“

Aber Lisabeth tröstete wieder: „Vertraue auf Gott! weißt Du denn nicht, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereichen muß?“

Lisabeth hatte Recht, wie der Verlauf dieser Erzählung zeigen wird.

Lisabeths Eltern wohnten eine Viertelstunde von dem Schlosse in einem abgelegenen, von der Straße entfernten Häuslein. Caspar, der Vater Lisabeths, war früher ein sehr wohlhabender Mann gewesen, aber plötzlich verarmt. Vor etwa zehn Jahren hatte er schnell sein Anwesen, ein schönes Haus mit einer Krämerei zu M . . . .

verkaufen müssen; auf einer Reise nach Straßburg, wo er für sich und mehrere andere kleinere Handlungshäuser der Nachbarschaft theils Einkäufe machen, theils Schulden an dortige Kaufleute zahlen sollte, war er in seinem Gasthause auf eine ganz unerklärbare Weise um seine ganze Baarschaft — mehr als 3000 fl. gekommen. Das Unglück war um so größer, als mehr denn 2500 fl. fremden Handlungen gehörten, die ihm dasselbe zur Tilgung von Schulden anvertraut hatten. Caspar hatte alles aufgeboten, um den Dieb ausfindig zu machen, aber vergebens; Caspar ertrug diesen so schweren Schlag mit wahrhaft christlicher Geduld; niemand sollte unter seinem wenn auch unverschuldeten Unglücke leiden. Er verkaufte sein Haus und seine Handlung, befriedigte seine Gläubiger und stellte alle zufrieden, die durch den Diebstahl zu Schaden gekommen waren. Mit dem Reste seines Vermögens kaufte er sich nahe bei dem Schloße Z . . . ein Häuschen und nährte sich und die Seinigen ehrlich, wenn auch mühsam, durch Schreiben in der Schloßkanzlei und durch Gärtnerei, die er gründlich verstand. Nie hörte man eine Klage über sein Geschick; still und ergeben ertrug er mit seiner eben so frommen Gattin Christine die Last der Armuth, die für ihn um so bitterer seyn mußte, da er im Wohlstande geboren war und lange Zeit darin gelebt hatte.

Caspar war nicht zu Hause, als Niklas und Lisabeth anklopften. Aber mit aller Liebe und Güte nahm Christine den Niklas auf und bezeigte ihm die größte Theilnahme über sein Geschick. Wie Lisabeth tröstete sie ihn mit liebreichen Worten und eilte, als eine barmherzige Martha ihm ein warmes Süpplein zu bereiten, und deren bedurfte der zerschlagene Niklas, der außer einem Schlucke Weins den ganzen Tag nichts genossen, gar wohl.

Während nun Niklas auf dem besten Stuhl des ärmlich aber mit höchster Reinlichkeit eingerichteten Stübleins ausruhte, brachte Lisabeth die beiden Brüderlein Franz und Joseph zu Bette. Niklas Herz schlug wärmer, als Lisabeth zwischen den beiden Brüderlein, vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes knieend, mit ihnen das Nachtgebet verrichtete. Franz betete mit gefalteten Händlein:

Schützend beim Schlafengehen
Vierzehn Engeln um mich stehen,
Zwei beim Kopfende,
Zwei beim Fußende,
Zwei an der rechten Seite,
Zwei an der linken Seite,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum Himmelsparadeisen.

Joseph aber rief so zu den Engeln:

O Englein komm!
Zum Kindlein fromm,
Und thu' es recht behüten;
In deiner Hut
Da schlaft's so gut,
Da ruht's in süßem Frieden!

„Aber, Franz und Joseph,“ mahnte Lisabeth, „heute ist Mittwoch, vergeßt das Vater Unser nicht; heute ist ja Mittwoch!“

Die Kinder beteten bereitwillig das heilige Vater Unser, und ein zweites für die armen Seelen im Fegfeuer. Verwundert erkundigte sich Niklas bei dem Mädchen, warum die Knäblein gerade heute, an einem Mittwoche, ein Vater Unser beteten. „Ach, Niklas,“ erwiederte Lisabeth mit großer Betrübniß, „Franz und Joseph beten

nicht allein dieses Vater Unser; Vater und Mutter, wir alle beten es; denn schau', an einem Mittwoche ist der Vater zu Straßburg um all sein Geld bestohlen und wir sind arm geworden; mit diesem Vater Unser opfern wir dem Herrn unsere Armuth auf; mit diesem Vater Unser bitten wir unsern Heiland um die Kraft, daß wir unser Leid und Kreuz recht geduldig ertragen können. Niklas, dieß Leid ist manchmal groß; mitunter geht es uns recht schlecht."

Die Thränen kamen ihr bei diesen Worten in die Augen und auch Niklas wischte sich die seinigen.

Bald aber strahlte das alte Licht des Vertrauens und der Ergebung in ihren treuen Augen. „Nimm es nicht in Uebel, daß ich weine; es ist heute gerade der Jahrestag, daß dieß Unglück über uns gekommen, sonst, meinte ich, wäre ich schon standhafter."

„Was sagst du? der Jahrestag?"

„Ja, es jährt sich heute das zehntemal."

„Und habt Ihr niemals erfahren, wer der Dieb war?" fragte Niklas weiter.

„Niemals, obschon sich der Vater alle Mühe gab; an Verdacht fehlte es freilich nicht, aber der Vater wollte lieber das Geld missen, als einer schuldlosen Person Unrecht thun; der Vater und die Mutter und wir alle haben dem Thäter vom Herzen verziehen! möge er deßhalb an seiner Seele nichts zu leiden haben."

Diese Feindesliebe machte auf Niklas Gemüth einen tiefen Eindruck; seinen Zorn gegen die Franzosen stimmte sich um ein gutes Theil herab. „Die Schläge und Püffe, die sie mir wahrlich nicht sparsam aufmaßen, sollen ihnen verziehen seyn," dachte er bei sich; „aber die Rappen — die kann ich ihnen nicht schenken, die müssen sie mir herausgeben — oder —"

Da kam Christine mit der Suppe und setzte sie mit einem „Gott segne es" dem hungrigen Niklas auf, der fand sie gut, aber noch besser hätte sie ihm geschmeckt, würde der Hausherr sie mit ihm genossen haben. Caspar war von dem Schloßverwalter in einem dringenden Geschäfte nach der etwa zwei Stunden entfernten Post geschickt worden und Frau Christine erwartete ihn jeden Augenblick. Schon ging die Sonne unter und sehnend blickte die Hausfrau hinaus in das von der Sonnenglut purpurn bestrahlte Thal, von woher sich der Weg zu dem Häuslein durch Felder und Wiesen hinzog. Es war ihr etwas ängstlich zu Muth, als stünde ihr etwas Unheimliches bevor. Auch Niklas und Lisabeth konnten sich eines ähnlichen, niederdrückenden Gefühles nicht erwehren, und das Gespräch, das sie mehrmals begannen, wollte keinen Fortgang nehmen. Selbst die Knäblein im Bette zeigten sich unruhig und Fränzlein schrie sogar einmal im Schlafe: „Ein Dieb! Vater, sie wollen einbrechen. Vater, ich lasse Dir nichts thun!"

„Armes Kind," beruhigte die Mutter mit einem traurigen Lächeln, „fürchte dich nicht; was wir hatten, das haben sie uns ja schon genommen; die Diebe würden hier nichts finden."

„Der Vater kömmt," rief plötzlich mit heller Freude Lisabeth; ihr Auge durch kindliche Liebe und Sehnsucht geschärft, hatte trotz der trüben Dämmerung des Vaters Gestalt von weitem erkannt; jubelnd eilte die gute Tochter dem Längsterwarteten entgegen, und bald darauf stand Caspar in der Stube, die eine Hand seinem Weibe, die andere dem Botenniklas treuherzig bietend.

„Gott sey es gedankt, daß ich wieder bei Euch bin," sprach Caspar heiter und wischte sich den Schweiß von der heißen Stirne; „mir ist heimwärts warm geworden,

auf der Post gab es mehr Geschäfte als ich geglaubt hatte." Er ging zu seinem Kasten und legte ein Säcklein hinein, das er recht sorglich verwahrte. Dann warf er einen zufriedenen Blick auf seine Söhnlein, die blühend und schön, wie Englein in ihren Bettlein lagen, und setzte sich dann neben Niklas an den Tisch, wo die gute Mutter schon das Abendessen — ein großes Stück Butterbrod nebst einem Krüglein Bier aufgesetzt hatte. Caspar schenkte, ehe er trank, dem Niklas ein, und sprach recht freundlich: „Den Traurigen gib Wein; weil ich aber keinen Wein habe, so nimm mit Bier vorlieb, und zeige uns ein getröstetes Gesicht, mein Niklas, sage mir einmal, wie du um deine Rappen gekommen bist?"

Es wird dem Betrübten allzeit leichter, wenn er seinen Kummer einem treuen Herzen mittheilen darf. Niklas erzählte seinem Gastfreunde Alles, und verschwieg ihm nicht, daß er entweder mit List oder im Nothfalle selbst mit Gewalt seine Pferde in der Nacht aus dem Stalle führen wolle. Caspar aber schüttelte den Kopf; das Wagniß wäre zu groß und könnte ihm selbst das Leben kosten. „Es lägen," bemerkte der kluge Mann, „mehr denn fünfzig Franzosen in dem Schlosse, und Wachen seyen ausgestellt; besser wäre es, wenn Niklas den Schloßverwalter, welcher der französischen Sprache vollkommen mächtig und bei den Offizieren wohlgelitten sey, um sein Vorwort ansprechen wolle; er, Caspar selbst, wolle ihn morgens zu dem Verwalter führen, und für ihn bitten."

„Das wird es wohl bitten brauchen," meinte Niklas etwas kleinmüthig; aber Caspar, Christine und Lisabeth sprachen ihm zu und suchten ihn durch allerlei freundliche, trostreiche Reden aufzuheitern. So ward es Zeit zur Nachtruhe; Caspar und die Seinigen verrichteten ihr Nachtgebet; Niklas betete mit größerer Andacht als sonst;

nach der Andacht sprach Lisabeth zu ihm: „Niklas schlafe recht gut und empfiehl alle deine Sorgen dem heiligen Schutzengel; denen die Gott lieben, muß ja Alles zum Besten gereichen.“

Niklas wiederholte den schönen Spruch und ward auf das neue getröstet; Christine gab ihm das Weihwasser, und entschuldigte sich, „daß sie ihrem Gaste kein besseres Nachtlager bieten könnte.“

„Es gab wohl eine Zeit, wo es bei mir anders bestellt war und sich Niemand schämen durfte, bei mir über Nacht zu bleiben,“ sprach nicht ohne Schmerz Caspar; „indessen der Wille des Herrn sey gelobt!“

„Vater, Mutter! ach, welch' ein schönes Haus! welch schöne Zimmer! welch glänzende Spiegel! welch reiche Betten!“ rief träumend der kleine Joseph, „und alles gehört uns.“

„Im Traume, armes Kind,“ antwortete mit trüben Lächeln Caspar; „wenn du erwachst, so wirst du die armseligen Betten sehen wie zuvor. Träume sind Schäume!“

„Nicht alle,“ meinte nachdenklich Niklas und schaute auf das Knäblein, das mit einem recht fröhlichen Gesichtlein da lag. „Die Großmutter sagt oft, es gäbe auch Träume, die von Gott kämen. Möge der Traum eures Söhnleins von Gott seyn und recht bald in Erfüllung gehen! — Jetzt, gute Nacht, Gelobt sey Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ war die Antwort; Caspar führte seinen Gastfreund zu seinem Nachtlager; das befand sich im Hofe des Häusleins; dort stand eine kleine, alte und größtentheils zerfallene Scheuer, wo Regen und Wind von allen Seiten freien Zugang hatten; hier hatten Christine und Lisabeth für Niklas aus Stroh zur Noth ein Bett bereitet, und Lisabeth, das gutherzige Kind, hatte

ihm den größten Theil ihres eigenen Bettes hergegeben, damit sein zerschlagener Körper eine weiche Unterlage hätte.

IV.

Niklas aber konnte lange nicht schlafen; daran trugen weit weniger die körperlichen Schmerzen Schuld, die — Gott sey es gedankt — jetzt ganz leidlich waren, als vielmehr die Sorge, wie er wieder zu seinen Pferden kommen und sich vor dem Markte und der Frau Anna Perzlin als ehrlichen Mann, der lieber sein Leben, als sein Wort lassen wollte, zeigen könnte. So kam die Mitternacht und es durstete ihn heftig; nur wenige Schritte von der Scheuer stand der Brunnen. Niklas ging hinaus, um Wasser zu schöpfen; da sah er plötzlich eine Gestalt über die niedrige Hofmauer steigen, eine zweite folgte; Niklas erschrack, hielt sich aber ganz bei dem Brunnen; die beiden Männer waren mit einer Blendlaterne versehen und suchten eine Stelle, wo sie am bequemsten ohne Geräusch zu machen, in das Häuslein einbrechen konnten. Jetzt konnte sich Niklas nimmer zurückhalten; mit aller Kraft schrie er: „Caspar, Caspar, Diebe, Diebe!"

Die Männer waren auf das höchste überrascht; gräuliche Flüche, bald in französischer, bald in teutscher Sprache ausstoßend, stürzten sie jetzt erbittert auf Niklas. Der hatte die Stimme des einen Franzosen gar wohl erkannt; sie gehörte dem an, der ihm heute seine Rosse geraubt; Niklas Herz schwoll vor Zorn und Kampfeslust; er hatte keine Waffen, aber der Zorn verdoppelte seine Kräfte; gerade noch zur rechten Zeit konnte er ein schweres Scheit Holz, das neben dem Brunnen lag, ergreifen, und er schleuderte es mit solcher Macht auf den Franzosen, daß er an der Brust getroffen, heulend und fluchend niedersank. Der andere Dieb hieb wüthend mit seinem Säbel

nach Niklas, aber dieser unterlief ihn, und rang mit ihm, immerfort nach Caspar schreiend. Der kam endlich mit einer Hake bewaffnet, und nun ward der Franzose sogleich überwältigt, gebunden, und in die Scheuer geworfen. Entsetzt standen Christine und Lisabeth und stammelten dem Allerhöchsten Dank, der die Anschläge der Schelme vereitelt hatte.

„Was sollen wir mit diesem Schufte beginnen?" sprach jetzt Niklas, und deutete auf den andern Franzosen, der blutend und halb ohnmächtig auf der Erde lag.

Schaudernd blickte Christine auf den Verwundeten; aber bei dem Anblick des bleichen mit Blut überströmten Antlitzes regte sich in ihrer Brust die alte Liebe und das Mitleid, das sie von jeher für fremde Noth und anderer Elend gefühlt hatte, mochten sie ihre Freunde oder Feinde seyn.

„Niklas," sprach sie, „Gott war uns heute Nacht so barmherzig! Heilige Jungfrau, welcher Jammer hätte uns diese Nacht nicht treffen können, wäre seine Barmherzigkeit nicht unser Schutz und unsere Wache gewesen! Niklas, laß uns auch barmherzig seyn und dem Elenden beispringen! Nicht wahr Caspar, es ist dir recht?"

Caspar drückte ihr bewegt die Hand; sie hatte ihm ja aus der Seele gesprochen. Niklas schwieg; aber auch sein Herz empfand das Edle von Christinens Gesinnung und es hatte Liebe genug, ihrem Beispiele zu folgen. Was er niemals für möglich gehalten hatte, das geschah jetzt. Mit Caspar hob er den Verwundeten auf, und half ihn in die Stube tragen, wo Caspar ihm sein eigenes Bett einräumte. Frau Christine wusch sein blutiges Antlitz — der Franzose hatte bei dem Falle seinen Kopf an den Stein neben dem Brunnen arg zerschlagen — mit Wasser und Essig rein; Niklas holte seine Pflaster und

verband die Wunde, und tröpfelte ihm Wein ein. Der Verwundete athmete schwer; Niklas, der, wie wir wissen, etwas von der Baderkunst verstand, öffnete ihm mit einem Messer die Ader, dem Franzosen ward es etwas leichter; er schloß die Augen und begann zu schlummern.

Caspar heftete nachdenklich die Augen auf ihn. „Kommen mir doch diese Züge so bekannt vor,“ sprach er, „nur weiß ich nicht, wo ich sie zum Erstenmale gesehen habe.“

„Ich sah ihn auch schon,“ begann Niklas, „und das ist nicht lange her; Caspar, der Franzose ist es, der mich heute mit noch zwei andern angefallen, und die Pferde mir genommen hat.“

„Wie?“ riefen Caspar und die Seinigen erstaunt, „der Franzose ist der Roßdieb?“

„Er ist es,“ bekräftigte Niklas; „die Strafe ist nicht ausgeblieben; aber sie ist schneller gekommen, als ich geglaubt hätte.“

Ihm und auch den Andern kamen jetzt ganz eigene Gedanken.

„Aber,“ fragte Christine, „was wollte er in unserer Hütte nehmen?“

„Er hätte uns viel, sehr viel nehmen können,“ antwortete Caspar bewegt; „sieh, Frau, ich war, wie du weißt, auf der Post; da bat mich der Postmeister auf das dringendste, ein Säcklein mit Gold, unserm Gutsherrn gehörig, nach dem Schlosse zu bringen, da er sich durchaus auf meine Ehrlichkeit verlassen könne, und ich ja so in der Kanzlei des Verwalters arbeite. Ich weigerte mich lange, erst die Vorstellung des Postmeisters, daß dieß Geld, nähme ich es nicht mit, noch Tage lang da liegen, und meine übergroße Vorsicht mir von dem Gutsherrn als Ungefälligkeit könnte ausgelegt werden, bewog mich, das Gold mitzunehmen. Ich wollte es sogleich nach dem Schlosse

bringen, allein noch unterwegs erfuhr ich, daß weder der Gutsherr noch der Verwalter zu Hause wären und erst Morgens gegen Mittag zurückkämen. So mußte ich wohl das Geld behalten; es hat mir Sorge genug gemacht; du sahst es, wie ich das Säcklein mit dem Golde in den Kasten legte. Großer Gott, wie elend wäre ich geworden, hätten die Räuber mir dieß Gold genommen! Den Franzosen, der draußen gebunden liegt, den sah ich auf der Post; er hatte seine Augen und Ohren überall; unmöglich ist es keineswegs, daß er auf eine oder die andere Art erfahren hat, daß ich Gold bei mir habe; es sind 6000 Gulden in Louisdor. Großer Gott! was wäre dann aus mir geworden, hätten die Räuber sich des Goldes bemächtigt! nein, lebendig hätte ich es Ihnen nicht gelassen, erst über meine Leiche hätten sie zu dem Kasten kommen können!"

Frau Christine schlug entsetzt bei diesen Worten die Hände zusammen, Lisabeth faltete die ihrigen zu einem inbrünstigen Dankgebete; Niklas überlief es ganz kalt, dachte er an den Jammer, der in dieser Nacht über die rechtschaffenen Bewohner des Hauses hätte kommen können.

Caspar aber reichte in tiefer Rührung dem Niklas die Hand und sprach: „Dem Herrn, dem Vater der Barmherzigkeit, und seinen Engeln habe ich gedankt; jetzt danke ich auch Dir, mein lieber Niklas; Gott muß Dich zu meinem Schutze gesandt haben; ich einzelner Mann hätte den zwei wohlbewaffneten Schelmen nicht widerstehen können, und das Aergste wäre mir und den Meinigen bevorgestanden."

„Ich glaube selber, daß Gott mich in dein Haus geführt," meinte Niklas, „und gewiß, die Großmutter würde wieder sagen: Der Fingerzeig Gottes ist hier unverkennbar."

„Sie würde noch beifügen,“ sprach Lisabeth mit nassen Augen, „denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen! O mein Niklas, das war ja freilich ein großes Unglück, daß Dir die Franzosen die Pferde nahmen und Dich so erbärmlich schlugen, aber hätten sie Dir die Pferde nicht genommen, so wärest Du auch nicht in unser Haus gekommen — und dann — heilige Jungfrau! Raub und Mord hätten dann unser Hüttlein befleckt, und ich und die Brüderlein hätten Waisen werden können! Sage selbst, Niklas, wo säßest du lieber, zu Hause bei den Pferden, in der Gaststube bei der Rößlwirthin, oder hier, in unserer Hütte, wo Du Raub und Mord verhüten konntest und uns Vater und Mutter erhalten hast?“

„Hier bin ich schon lieber,“ meinte Niklas mit steigender Gemüthsbewegung, „und hier war ich auch nothwendiger; mein, was sind alle Pferde, ja was alle Schätze der Welt gegen ein Menschenleben? Die Franzosen haben mich recht gekränkt und sehr arg geschlagen — und doch segne ich diese Schmerzen und lobe Gott dieses Tages wegen, an dem Er Sich uns allen als einen so weisen und barmherzigen Vater gezeigt hat!“

Aus aller Herzen stieg ein neues Dankgebet zu dem Herrn. Dann begann Christine: „Wie lenkt Gott Alles so wunderbar! selbst das Schlimme, das Er zuläßt, wendet Er in seinen Folgen den Menschen zum Besten; so mußte Dein Unglück uns zum Segen werden! Aber sey versichert, Niklas, Gottes Güte wird auch Deiner nicht vergessen, da Du so tapfer und so liebevoll Dich unser angenommen hast.“

„Wie? ich sollte mich derer nicht annehmen, die mich so freundlich aufgenommen haben? was hat nicht Lisabeth an mir gethan? sie hat im Walde mich verbunden, sie hat mich in Euer Haus gebracht, Ihr habt den Hungrigen

gespeiset, den Betrübten getröstet, dem Müden eine Lieger-stätte gegeben! Ihr ärntet nur, was Ihr ausgesäet habt; ich hätte Euch nicht helfen können, wäret Ihr nicht zuvor mir zu Hilfe gekommen!“

So ward es auch hier wiederum wahr, daß jedes Werk der Liebe, dem Nächsten erwiesen, ein Samenkorn ist, welches zu seiner Zeit tausendfältige Früchte bringt.

Der kleine Joseph schien auf das Neue zu träumen. „Ah, ah, Vater!“ stammelte er, „was hast Du für schöne Sachen in Deinem Laden! wie viele Leute gehen ein und aus und kaufen Dir ab!“

„Er träumt von den früheren guten Zeiten,“ sprach Caspar; „armes Kind, du hast sie nicht gesehen, du wirst sie nimmer sehen!“

„Weißt Du das gewiß, Caspar?“ fragte Frau Christine nicht ohne Ernst; „würdest Du denn der Erste seyn, den Gott aus der unverschuldeten Armuth wieder zur Wohlhabenheit hälfe?“

„Fränzleins Traum ist in Erfüllung gegangen,“ bemerkte Niklas; „er hat von Dieben geträumt und richtig, sie sind gekommen; kann denn nicht auch Josephs Traum erfüllt werden?“

Caspar schwieg nachdenklich; dann sprach er: „Wie Gott will! mein Herz hängt nicht an Reichthum und hat nie darnach verlangt; um was ich Gott bitte, ist dieß: Er möge mir mein gutes Gewissen und meine Gesundheit lassen, damit ich für mich und die Meinigen wie bisher auf ehrliche Weise mein Brod verdienen kann.“

Da sprachen die Andern „Amen;“ der Verwundete aber ächzte und auf das Neue ward sein Athem schwer und ängstig. Niklas ließ ihm wieder zur Ader und die Aderlaß hatte einen so guten Erfolg, daß der Franzose sichtbar erleichtert ward, die Augen zum erstenmal mit

dem Ausdrucke des klaren Bewußtseyns öffnete und umhersah; dann fragte er leise, wo er wäre.

„In guten Händen," versetzte mild Christine; „Ihr seyd bei Leuten, die vergessen haben, was Ihr ihnen Böses anthun wolltet, die jetzt nur Euerer Noth gedenken und Euch das Böse mit Gutem vergelten wollen."

Der Franzose, der jetzt sicht sichtbar zum vollen Bewußtseyn gekommen war, antwortete mit einem grimmigen Blick und wollte in einen Fluch ausbrechen. Aber Caspar sprach mit ernstlichem Verweise: „Haltet ein! es ist jetzt nicht die Zeit zum Lästern, wohl aber die Zeit zum Weinen: Ihr seyd auf den Tod verwundet und habt nur kurze Zeit mehr zu leben; wahrlich, Ihr thätet besser, zu Gott um Barmherzigkeit zu beten, als durch Fluchen und Lästern Euere Sündenschuld zu mehren."

Der Franzose fuhr bei diesen Worten wie entsetzt zusammen. „Welche Stimme!" murmelte er vor sich hin; „nur Einer spricht so." Starr blickte er lange Zeit auf Caspar und fragte dann: „Sagt mir Euern Namen?"

„Caspar Thonauer nenn' ich mich!"

„Er ist es! er ist es! Caspar Thonauer! Gericht Gottes! in Euerm Hause muß ich den Todesstreich empfangen!" schrie der Verwundete und gebärdete sich wie ein Verzweifelnder.

Eine ängstliche Spannung kam über die Umstehenden. „Unglücklicher!" rief Caspar, „Ihr habt etwas auf dem Herzen! sprecht es aus! Ihr kennt mich? wo saht Ihr mich?"

„Zu Straßburg," stammelte wie von Todesangst und Gewissensbissen gefoltert der Franzose.

„Heilige Jungfrau! zu Straßburg, meine Ahnung!" rief Caspar erschüttert.

„Ihr ahnet recht, wenn Ihr mich für den Dieb hal-

tet," sprach der Franzose; „ja, Caspar Thonauer, Du siehst den Elenden vor Dir, welcher Dir in Straßburg 3000 Gulden stahl und Dich zum Bettler machte! heute ist es gerade zehn Jahre, daß ich die Schandthat verübte. Und heute empfange ich meine Strafe dafür."

Alle standen in tiefster Erschütterung; ja, das war der Fingerzeig Gottes, das war das Gericht der ewigen Gerechtigkeit — das fühlte ein jeder. Von Angst und Reue tief gequält vollendete der Elende sein Bekenntniß. Sein Name war Bertrand Marzet; seine Eltern starben frühe und ein Verwandter seiner Mutter, ein Kaufmann zu Straßburg, nahm ihn gewissermassen an Kindesstatt an und lehrte ihn die Handlung. Der junge Bertrand zeigte bei großen Fähigkeiten viel Leichtsinn und einen ungebändigten Hang zum Spiele. Spielsucht und Geiz zu gleicher Zeit waren die Leidenschaften, die er auf jede Weise zu befriedigen suchte. Bald erlaubte er sich Betrug im Kleinen und bestahl seinen Pflegevater, um das gestohlene Geld am Spieltische wieder vergeuden zu können. Er war schlau genug, um seine Betrügereien längere Zeit verbergen zu können; aber zuletzt schöpfte sein Pflegevater doch Verdacht und hielt ihn strenger. Bertrand sah keine Möglichkeit, ihn wie bisher zu bestehlen, aber er brauchte Geld für seine Leidenschaft; jetzt bestahl er andere. Um diese Zeit kam Caspar in Handlungsgeschäften nach Straßburg und hatte auch mit dem Pflegevater Bertrands zu thun. Bertrand sah bald, daß Caspar bedeutende Geldsummen mit sich führte und faßte den Entschluß, sie ihm zu stehlen. Mit größter Schlauheit vollführte er den Diebstahl, so, daß kein Verdacht auf ihn fiel, noch auf ihn fallen konnte. Sein Pflegevater starb bald darauf und hinterließ ihm seine Handlung und ein bedeutendes Vermögen; aber Bertrand kam in wenig Jahren um all

sein Hab und Gut, und zwar weniger durch eigene Schuld, als durch eine Reihe von Unglücksfällen, die alle, auch seine besten Pläne zu Schanden machten. Konnte es wohl anders seyn? Auf seinem Gute ruhte der Fluch, ruhten die Thränen und der Jammer einer ganzen Familie. Als Bertrand sah, daß Nichts ihm glücken wollte, gab er sich nur um so maßloser seiner Leidenschaft hin, und suchte seiner Sorgen und Verdrüßlichkeiten beim Spieltische los zu werden; das hieß aber Oel in das Feuer gießen. Um so schneller ward er ein Bettler. Keiner seiner Mitbürger hatte mit ihm Mitleiden, als er sein Haus verkaufen und die Stadt verlassen mußte. Die Noth verleitete ihn zu neuen Schlechtigkeiten, die ihn sogar in das Zuchthaus brachten. Er verließ es ungebessert gerade zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution. Trotz alles Bemühens, wie so viele Schlechte, vorwärts, zu Ansehen und zu Reichthum zu kommen, hatte er vom Glücke zu sagen, daß sein Kopf nicht unter dem Beile der Guillotine fiel; er hatte sich Feinde gemacht, und ihnen zu entgehen, ward er Soldat; er brachte es bald zum Offizier, allein seine Nachlässigkeit im Dienste, woran hauptsächlich seine noch immer leidenschaftliche Liebe zum Spiele Schuld war, und noch mehr seine schlechte, niedrige Aufführung waren die Ursache, daß er bald degradirt wurde. Mit den Franzosen war auch er nach Deutschland und hierher gekommen.

Von den Schauern des Todes und des nahen Gerichtes zermalmt, hatte Bertrand dieß Alles bekannt. „Aber, wie kamst Du dazu, in dieß arme Häuslein einzubrechen?“ fragte Caspar weiters. — „Etienne, einer meiner Spießgesellen und schlecht wie ich, war heute auf der Post, wie Ihr; er sah es, wie der Postmeister Euch ein Säcklein einhändigte, und konnte an Euerer Miene, an Euerer

Weigerung es mitzunehmen, leicht errathen, daß es etwas Kostbares enthalten müsse; der Postmeister schrieb nach Euerer Entfernung in seinem Buche die Summe und die Person ein, die sie zu überbringen hätte. Das las Etienne heimlicher Weise; nun hatte er volle Gewißheit; er ging Euch nach; aber Ihr hattet einen Vorsprung und Ihr ginget so schnell, daß er Euch nicht einholen konnte. Bei dem Hölzlein, unweit Euerer Wohnung, traf er auf mich und machte mir den Vorschlag, bei Euch einzubrechen. Ich hatte anfangs wenig Lust, aber er ließ nicht nach, bis ich einwilligte; hätte ich aber gewußt, daß Ihr hier wohntet, Caspar Thonauer — Gott ist mein Zeuge, ich wäre nicht über die Mauer gestiegen und hätte ich Millionen gewinnen können; nein, zum zweitenmale hätte ich an Euch nicht zum Diebe werden können!"

Bertrand sank erschöpft zurück; er mußte ausruhen; Caspar reichte ihm einen Trunk frischen Wassers, der ihn sichtlich erquickte. Bertrand umklammerte mit Angst Caspars Hände, und bat: „Um Gotteswillen, seyd barmherzig und verzeiht mir Alles, was ich so schwer gegen Euch gesündigt habe. O, wüßtet Ihr, wie sehr mich mein Leben reut, welch Feuer mein Herz verbrennt! O verzeiht mir Alle, damit ich armer Sünder ruhig sterben kann!"

„Bertrand, ich verzeihe Dir Alles vom Herzen, von ganzem Herzen sey Dir Alles verziehen," versicherte Caspar und reichte ihm zur Versöhnung bewegt die Hand.

Dasselbe thaten auch Mutter Christine und Lisabeth, das gute Kind, der die Augen voll Thränen standen, und auch Niklas wäre hingegangen und hätte ihm die Hand geboten — Bertrand aber winkte Caspar und sprach:

„Ich weiß, daß es meine Pflicht wäre, den Schaden, welchen ich Elender durch Betrug und Diebstahl so vielen Personen verursacht, wieder gut zu machen; Gott

weiß es, wie gerne ich wollte! ach, ich wollte so gerne den letzten Tropfen Blutes dafür hergeben! Es ist nicht möglich, allen Ersatz zu leisten. Aber Euern Schaden, Caspar Thonauer, kann ich, Gott sey es gedankt, noch gut machen."

„Wie?" rief Caspar mit ungläubiger Ueberraschung, „Du kannst ersetzen, was Du mir entwendet hast?"

„Ja, Caspar Thonauer, ich kann Dir Alles mit Zinsen aus dem eigenen Vermögen erstatten," betheuerte der Verwundete.

„Und wenn Du es kannst, darf ich es nehmen mit gutem Gewissen? ist es reines, ehrliches Gut?" fragte Caspar weiter.

„Es ist reines, ehrliches Gut und kommt aus der besten Hand; es ist ein Erbe von wackern Verwandten, die unerwartet starben und Liebe genug hatten, auch meiner zu gedenken. Vor 2 Tagen erhielt ich durch die Feldpost die Summe von 20,000 Franken in Gold, unberührt liegen sie in meinem Tornister; sie sind dein; ich bitte Dich, nimm die ganze Summe; was drüber ist über 3000 Gulden, das nimm für Zinsen, das nimm als eine kleine Entschädigung für das Leid, das meine Bosheit Dir gefügt; ich bitte Dich, nimm Alles — ich werde bald nichts mehr bedürfen, als einen Sarg."

So war es; im Besitze einer Summe, die ihn auf Lebenszeit vor allem Mangel sichern konnte, hatte Bertrand sich dennoch verleiten lassen, wieder zu stehlen. Aber das Maaß der göttlichen Erbarmung war dadurch voll geworden. Christine schluchzte laut: „So hilfst du, o Herr? so hätte wirklich alle Noth ein Ende? o Herr, wie wunderbar sind deine Wege!"

Caspar sprach kein Wort; aber sein Blick auf das Bild des Gekreuzigten, ein Blick voll Dank, voll Lob und

Anbetung drückte das Gefühl seines Herzens aus. Was mußte nicht alles geschehen, bis Bertrand in sein Haus kam, und derjenige, der ihn in der Fremde bestohlen, in der Heimath ihm mit zerknirschtem Sinne Abbitte und Schadenersatz leistete! Caspar neigte sich zu dem Leidenden und sprach zu ihm Worte des Trostes und der innigsten Theilnahme.

Bertrands Blick fiel nun auf Niklas, der näher gekommen war und sich auch gerne mit ihm ausgesöhnt hätte; denn bei dem Anblick der Reue und der Schmerzen des Verwundeten war es ihm etwas weichmüthig um das Herz geworden, und es wollte ihn jetzt fast gereuen, daß er gar so schwer auf ihn geworfen hätte.

„Da ist auch einer," begann Bertrand langsam, „dem ich heute ein recht großes Unrecht gethan habe! verzeihe mir!"

„Von ganzem Herzen," betheuerte Niklas und drückte ihm die Hand, „verzeiht auch mir, daß ich Euch gar so schwer getroffen habe."

„Was verzeihen? Du thatest nur, was Du thun mußtest, um dein Leben zu retten; ich habe nur empfangen, was ich verdient habe, so mußte es kommen; nur auf diese Weise konnte ich zur Besinnung gebracht werden. Ach, ich Elender, um ein Paar Pferde willen, hätte ich Menschen gemordet!"

„Aber weil Ihr von den Pferden sprecht — könnt Ihr mir nicht mehr dazu verhelfen?"

Bertrand sann eine Zeit lang nach und sprach dann: „In Güte bekommst Du sie nimmer; mein Capitain weiß bereits, daß die Pferde im Schlosse stehen, und will sie morgen holen; er ist ein Mann ohne Billigkeit und Du hast auf das höchste seinen Zorn gereizt, als Du ihn in den Graben stießest. In Güte geht es nicht. Du

mußt sie dir nehmen; hier in meiner Rocktasche steckt der Schlüssel zum Stalle, der am Ende des Garten steht; nimm die Pferde, reite aber damit nicht nach Hause, warte zu; der Capitain möchte Dich verfolgen lassen und bekommt er Dich in seine Gewalt, so stünde Dir das Aergste bevor."

Niklas empfing den Schlüssel und Bertrand sagte ihm auch die Parole für diese Nacht, damit er durch die französischen Wachen ungehindert passiren könnte. Voll frischer, fröhlicher Hoffnung wollte Niklas Abschied nehmen und zu seinen Pferden eilen. — Da hielt ihn Caspar zurück, und bat ihn, noch einige Augenblicke sich zu gedulden. „Bertrand," begann er mit ernstem ergreifenden Tone, „Du hast Dich mit den Menschen ausgesöhnt; willst Du denn Dich nicht auch mit Gott, Deinem Vater und Herrn aussöhnen?"

Bertrand zuckte zusammen. „Ich bin ein gar großer Sünder," stammelte er erbleichend —

„Seht den, der für Euere Sünden genug gethan hat," sprach Christine und reichte ihm das Kreuz, „und sollten Euere Sünden roth seyn, Er wird sie weiß waschen wie zum Schnee."

„Sie sind auch roth wie Blut," rief Bertrand düster, „ach, mein Leben, könnt' ich es ungeschehen machen!"

„Auch der Mörder am Kreuze ward noch begnadigt," tröstete Christine, „und sind unsere Sünden noch so groß, Seine Barmherzigkeit ist noch größer. — O erweckt doch in Euerm Herzen die Hoffnung auf die Gnade und die Verdienste dessen, der den Himmel für Euch verließ, für Euch die Schmach, die Marter und den Tod auf sich nahm."

Bertrand sah wehmüthig auf das Kreuz; er küßte es, und sprach in tiefer Bewegung: „Ja, es war eine Zeit,

wo auch ich nicht zur Ruhe gehen, nicht aufstehen konnte, ohne mich mit diesem Zeichen zu segnen.“ Ein Paar Thränen rannen bei diesen Worten über seine bleichen Wangen und bezeugten seine Reue. Christine und Caspar ließen nicht nach, sie suchten in Bertrands Herzen den frühern Kindesglauben und die Hoffnung auf des Erlösers Barmherzigkeit wieder zu erwecken und zu entzünden. Und Gott segnete ihr Bemühen; Bertrand bat, man möge ihm noch diese Nacht den Caplan des Schlosses holen; er wolle beichten und sich für sein nahes Ende vorbereiten.

Caspar überließ den Kranken der Fürsorge Christinens und Lisabeths, und ging mit Niklas dem Schlosse zu, nachdem sich beide überzeugt hatten, daß der gefangene Franzose noch fest gebunden und wohl verwahrt in der Scheune liege. Ungehindert kamen sie zu dem Stall. Als Niklas den Stall mit dem Schlüssel öffnete, sprach er tiefbewegt: „O meine lieben Thiere, weil ich Euch nur wieder habe! aber sieh, Caspar, wie Gott Alles lenkt: Der, welcher mir die Pferde gestohlen hat, muß mir selber die Schlüssel geben, damit ich wieder zu meinem Eigenthume komme; der, welcher mit List und Gewalt der Pferde sich bemächtigt, gibt mir nun selbst Rathschläge, wie ich mich und die Pferde der Verfolgung entziehen und sicher nach Hause kommen kann! Der Name des Herrn sey gelobt!“ „In Ewigkeit!“ antwortete Caspar, und half dem Niklas in möglichster Stille die Pferde aus dem Stalle führen; er begleitete ihn eine Strecke Wegs über das Dörflein hinaus und rieth ihm, am linken Ufer des Inns zu bleiben; hier möchte er vor den Nachstellungen des Feindes am ehesten gesichert seyn. Als nun Niklas das Schloß und die Franzosen hinter sich sah, drückte er dem Caspar freundlich die Hand und sprach:

„Vergelte es Gott, was Du und die Deinigen mir heute Liebes gethan! grüße mir Alle; schau' doch nach meinem Wagen im Walde; ich denke, ich werd' ihn bald abholen; auch den Franzosen grüße mir, und bitt' ihn in meinem Namen, er möge für seine arme Seele sorgen."

Bei diesen Worten schwang er sich auf den Sattel des einen Thieres, und ein heller Jubelruf drang aus seinem Munde, als er im Sattel fest saß, und nun ging es vogelschnell auf der gebahnten, von Mondlicht bestrahlten Straße vorwärts.

Caspar sandte ihm einen Segenswunsch nach und eilte dann zurück, den Schloßkaplan zu holen. Unter seinem Beistande vollendete Bertrand seine Buße. Er lebte noch zwei Tage unter großen Schmerzen, die er aber segnete und mit wahrer Geduld und Bußfertigkeit ertrug. Gerichtlich übergab er die 20,000 Francs an Caspar als Ersatz für den angestifteten Schaden. Bertrands Buße und Tod machte auch auf den gefangenen Franzosen einen tiefen Eindruck; er folgte der dringenden Aufforderung des Sterbenden, wie er, umzukehren und ein anderer Mensch zu werden.

Ein halbes Jahr darauf erfüllte sich auch Josephs Traum. Caspar und die Seinigen wohnten wieder in dem frühern, schönen Hause; seine Handlung hatte er wieder an sich gebracht, auch der Garten für die Kinder fehlte nicht, und eine Fülle des Segens ergoß sich über Caspar und seine Familie, als sollte ihnen dreifacher Ersatz werden für das erlittene Leid. Gedachte nun der wackere Mann der frühern Zeit des Unglücks, so sprach er, voll Dank für die Huld des Allerhöchsten: „Kinder, merkt es wohl! vertraut auf Gott in jeder Noth und Ihr werdet nie zu Schanden werden; denn denjenigen, die Gott lieben, muß ja Alles zum Besten gereichen."

V.

Aber was war aus dem Boten-Niklas geworden? Der hatte auf das Neue die Wahrheit des Spruches der Großmutter erfahren.

Niklas ritt scharf und wacker fort durch die Waldung, die sich längs des Ufers hinzog; er kannte als Bote, der auf Stunden weit überall hin kam, die Gegend genau und meinte gegen Sonnenaufgang schon das Dorf G.... erreichen zu können, wo ein Vetter der Frau Anna Perzlin ein schönes Anwesen besaß; bei ihm wollte er die Pferde einstellen, und dann in der Stille nach seiner Heimath sich begeben und erzählen, wie es ihm ergangen wäre. Allein auch dießmal ging es nicht so, wie er gemeint hatte. Die Nacht ist keines Menschen Freund. Er war etwa eine Stunde geritten, als der Mond sich verbarg und tiefes Dunkel ihn umgab. Die Wege wurden schlechter, die Waldung dichter, und trotz seiner genauen Ortskenntniß sah Niklas ein, daß er vom Wege abgekommen wäre und sich mitten in der Waldung befände.

Doch das kümmerte ihn wenig; hier, in der Mitte des wilden Dickicht, wo beinahe alle Wege aufhörten, war er ja um so sicherer. Er band die Rosse an die Bäume fest, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über sich, und legte sich auf den üppigen Grasboden, um etwas zu ruhen.

Kaum hatte die Sonne mit den ersten Strahlen die Wipfel der Bäume vergoldet, so machte sich Niklas auf, und suchte aus dem Walde zu kommen; bald fand er ein Sträßlein und gemächlich ritt er, bald betend, bald singend darauf fort, in der sichern Hoffnung, bald ein Dörflein zu erreichen. Noch war er nicht an den Saum des Waldes gelangt, als er zu seiner großen Ueberraschung in der Nähe Schüsse fallen hörte. Waren das Jäger oder

Soldaten? galt das vielleicht nicht gar ihm? Niklas spornte seine Pferde zur möglichsten Eile an; sieh, da lief ihm ein Offizier, in einer fremden, ihm ganz unbekannten Uniform entgegen; er trug einen Säbel an der Seite, und zwei Pistolen in der Hand. „Gott sey gelobt,“ rief er, „da kommt Hilfe! he, Kamerad, sey so gut und gib mir eines Deiner Pferde! das meine ist gestürzt; ich will Dir den dreifachen Werth zahlen, wenn Du mir Dein Sattelpferd abtrittst.“

Mißtrauisch und kopfschüttelnd betrachtete Niklas den Offizier, der jetzt ganz nahe gekommen war; er hatte erst so seine Pferde aus einer großen Gefahr befreit und jetzt sollte er sie schon wieder verlieren?

„Säume nicht, Kamerad! bei Gott, die Zeit ist kostbar! oder willst Du, daß ein kaiserlicher Hauptmann, der Dein Vaterland vertheidigen hilft, in die Gewalt der Franzosen falle? Siehst du sie kommen?“ Wirklich zeigten sich einige Reiter im Walde, die rasch heran trabten.

„Da sey Gott vor!“ antwortete Niklas, „nicht blos mein Pferd, meine ganze Person steht Euch zu Diensten. Rasch sprang er ab; der Offizier saß im Augenblicke droben, und tummelte das Pferd mit der Kraft und Kunst eines vollendeten Reiters, er untersuchte jetzt die Pistolen, und blickte scharf auf die Franzosen. Da blitzten auf einmal seine Augen voll Kampfeslust auf. „Höre, Kamerad, hättest Du wohl den Muth, es mit einem Franzosen aufzunehmen? mit den beiden andern will ich schon fertig werden.“

„Mit zweien, wenn es seyn muß, hab' erst heute in der Nacht einen bezwungen,“ war Niklas Antwort, und er schwang seinen Knotenstock den Franzosen drohend entgegen. Der Offizier wollte ihm eine seiner Pistolen geben; aber zu seinem größten Erstaunen sah er, daß Niklas

blitzesschnell, wie wüthend, aus dem Dickicht herausbrach, auf den ersten der Reiter, der Offiziers-Auszeichnung trug und den Seinigen etwa zwanzig Schritte vorausgeritten war, sich stürzte und zwar mit solcher Gewalt, daß des Franzosen leichtes Pferd von dem schweren gewaltigen Rosse des Botenniklas überrannt mit seinem Reiter zusammensank. Schneller noch, als die Franzosen, war der Oesterreicher bei der Hand, seinen Kameraden zu schützen; rasch schoß er den einen Franzosen vom Pferde, der andere entfloh mit verhängten Zügeln auf dem Waldsträßlein. Niklas aber hob den ganz verblüfften Franzosenoffizier etwas unsanft auf, und hielt ihm nach seiner Manier eine derbe Strafpredigt.

„Kennst Du mich noch?“ schalt er; „ich bin der Mann, dem Du gestern die Pferde stehlen ließest; aber wer dem andern eine Grube gräbt, der fällt selber hinein; Du wolltest meine Rosse, jetzt habe ich das Deine dafür und Dich auch noch dazu. Führt sich ein ehrlicher Mann, wenn er auch zehnmal ein Feind ist, also auf?“

In einem ähnlichen Tone ging es noch längere Zeit; der Franzose knirrschte mit den Zähnen, allein er war in Niklas Gewalt. „Kamerad,“ sprach er zu dem Oesterreicher, „schützen Sie mich gegen die Rohheit dieses Bauern.“

„Rohheit ist das nicht, was Ihnen widerfährt,“ war die Antwort des kaiserlichen Offiziers, den Niklas jetzt über den Vorfall aufklärte; machen Sie Sich für die Zukunft diese Lehre, die Ihnen jetzt gegeben wird, zu Nutzen; merken Sie Sich's, daß der Soldat sich niemals zum Diebe oder Räuber erniedrigen soll, oder er muß sich der Gefahr aussetzen, als solcher betrachtet und behandelt zu werden. Uebrigens Sie sind jetzt mein Gefangener und folgen mir in das österreichische Lager; Ihre Börse übergeben Sie Ihrem Ueberwinder; sie wird nur eine kleine Entschädigung

für die Größe der Schandthat seyn, die Sie an ihm begehen wollten."

Wie auch der Franzose tobte und drohte, er mußte mit der Börse heraus; Niklas zögerte, sie anzunehmen. „Du darfst das Geld mit gutem Gewissen nehmen," sprach der Oesterreicher; „es ist so meist deutsches Geld."

Mit einem grimmigen Blicke und einem heimlichen Fluche übergab der Franzose seine Börse; sie war gut gefüllt; sie enthielt in Gold 1500 Gulden. Ein freudiger Schreck durchzuckte Niklas, als er die Menge glänzenden Goldes gewahrte. So viel Geld hatte er in seinem Leben nicht gesehen, und das Alles sollte jetzt sein werden! Er bot dem Oesterreicher die Hälfte davon an. „Gott bewahre," erwiederte dieser; „Du, nicht ich, hast den Franzosen gefangen." Da zeigte Niklas sein gutmüthiges, verständiges Herz; er bedachte das Geschick des Gefangenen und die Noth, in die er kommen müßte, wenn er ganz von Geld entblößt wäre. Er theilte mit dem Franzosen und überließ ihm an 800 Gulden; dieser schlug sie nicht aus. Der Oesterreicher aber klopfte gerührt dem Niklas auf die Schultern und sprach: „Das ist brav, Kamerad, das wird Dir vergolten werden; aber beeile Dich; ringsumher streifen die Franzosen, und noch haben wir wenigstens fünf Stunden in das kaiserliche Lager."

Niklas warf einen fragenden Blick auf die Pferde der Franzosen. „Versteht sich, die gehen mit uns, und sie gehören Dein!"

Sie nahmen den Franzosen, der sein Pferd wieder besteigen durfte, in die Mitte und suchten den Weg nach B . . . ., wo die Oesterreicher im Lager standen. Ohne den mindesten Unfall erreichten sie es. Mit Jubel wurde der kaiserliche Offizier — er nannte sich Rudolf, Graf von Ch . . . . . von seinen Waffenbrüdern aufgenommen.

Graf Rudolf, ein eben so kühner, als kenntnißreicher Krieger, war mit zwei Begleitern über den Inn geschwommen, um das feindliche Lager zu erkundigen. Das gelang ihm vollkommen; allein eben im Begriffe, zu den Seinigen zurückzukehren, war er von feindlichen Reitern überfallen worden; seine zwei Begleiter sanken nach der tapfersten Gegenwehr; ihn rettete nur die Schnelligkeit seines vortrefflichen Pferdes, das aber bald verwundet und erschöpft im Walde zusammenstürzte; dort traf er auf Niklas und ihm verdankte er seine Rettung. Niklas ward seiner kühnen That wegen von allen belobt, reichlich beschenkt und vortrefflich bewirthet. Acht Tage blieb er bei den Oesterreichern im Lager, da er es nicht wohl wagen durfte, nach Hause zurückzukehren; in dieser Zeit heilte seine Schulterwunde vollkommen; es ging ihm nichts ab; aber ihm kam bald die Sehnsucht nach der Heimath, wo die Großmutter und die Rößlwirthin seiner und der Pferde wegen in keiner geringen Angst seyn mußten.

„Nur einige Tage noch, Kamerad," tröstete Graf Rudolf, „und Du wirst die Franzosen bald über den Rhein laufen sehen."

Also geschah es auch. Erzherzog Carl, dieser jugendliche Kriegsheld, schlug Jourdan und Bernadotte bei Amberg und Würzburg dergestalt, daß auch Moreau seinen Rückzug antreten mußte und in kurzer Zeit ganz Bayern und Schwaben von den Feinden befreit waren. Jetzt ließ sich Niklas nimmer halten; Graf Rudolf nahm herzlichen Abschied von ihm und schenkte seinem Retter zum Ankaufe eines Gütleins 2000 Gulden. Wer war jetzt reicher Niklas? 2700 Gulden hatte er in der Tasche und dazu noch die zwei schönen Beutepferde, die gewiß an 500 Gulden werth waren. Als er nun bedachte, wie er zu diesem Gelde, das ihn sein Lebelang von allen Nahrungssorgen

frei machte, gekommen wäre, aus welch großen Gefahren ihn der Herr sichtbarlich errettet, und mit welch großer Gnade ihn Gottes Liebe in so kurzer Zeit überhäuft hätte, da kamen ihm heiße Thränen in die Augen, und er rief mit gefalteten Händen: „Ja, Herr und Vater! Dir sey's tausendmal gedankt! wer auf Dich vertraut, der ist nicht zu Schanden geworden; ja, denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen!"

So schnell, als er konnte, eilte er nach dem Städtlein M....f., und von da nach dem Schlosse Z......g, wo er den biedern Caspar aufsuchte. Jetzt sah es freilich in seiner Hütte besser aus. Dort erfuhr er, was wir schon vermeldet haben, das reumüthige Ende Bertrands, betete ein andächtiges Vater Unser auf seinem Grabe, und ließ eine heilige Messe für ihn lesen. Man kann denken, mit welcher Freude ihn Caspar und die Seinigen empfingen! sein langes Ausbleiben hatte ihnen schon ernsthafte Besorgnisse erregt. Mit welcher fröhlicher Theilnahme hörten sie nicht, wie Niklas durch Gottes Hilfe und seinen Muth aus aller Noth und zu vielem Gelde gekommen wäre! Den Wagen hatte Caspar in Verwahr genommen, und ließ ihn, als Niklas des andern Tages in aller Frühe nach T... fahren wollte, stattlich mit Blumen und Kränzen zieren, alles dem wackern, tapfern Niklas zu Ehren. Niklas spannte seine Rappen und die Fuchsen, die er von den Franzosen erbeutet hatte, an den Wagen und nun ging es flugs nach T.....

Eben ward das erstemal zu der heiligen Messe geläutet, als Niklas mit vier Pferden und dem recht hübsch verzierten Wagen seinen Einzug hielt. Ganz erstaunt blieben die Leute auf der Straße stehen, und begrüßten ihn freudig und mit lautem Zuruf. Niklas hielt bei dem Gasthause zum weißen Rößlein, und Frau Anna Perzlin

wollte kaum ihren Augen trauen, als sie den Niklas, ihre schönen Rappen und die zwei Füchse noch dazu erblickte.

„Um Gottes Willen Niklas, bist Du es?“ rief sie mit vor Freude und Ueberraschung glänzenden Augen, „Gott sey es tausendmal gedankt, weil Du nur da bist! was haben wir uns gesorgt um Dich, was nicht gebetet und geweint!“

„Das war Alles recht gut,“ lachte Niklas seelenvergnügt, und schüttelte die Hand der Wirthin, „das hat uns recht Noth gethan; denn manchmal staken ich und die Rappen recht in der Klemme. Jetzt aber Gott gedankt, der wahrhaftig an mir ein Vater der Barmherzigkeit gewesen ist! Aber haltet mich nicht auf; da habt Ihr Euere Rappen und Euern Wagen, ich muß jetzt zu der Großmutter.“

Die aber saß bereits in der Kirche, in brünstiger Andacht begriffen, und um was sie bat — das ist leicht zu errathen. Da lief eine gutherzige Nachbarin eilends in die Kirche und brachte ihr die Freudenbotschaft, und wie Niklas sehnlich nach ihr verlange. Nun verklärte ein Schimmer unendlicher Freude das bleiche Antlitz der Alten; ihr erstes Wort war: „Herr, Dir sey es tausendmal gedankt! Dich loben und preisen wir; ich wußte ja, Du würdest mir meinen Niklas wieder schenken!“ Dann sprach sie zu der Nachbarin: „Gott vergelt' Euch Euere Liebe! aber aus der Kirche gehe ich nicht; ich muß jetzt um so mehr drin bleiben, weil mir Gott so große Gnaden erwiesen hat; ja, da muß ich recht danken! ich wollte, ich könnte es recht! Der Niklas kommt gewiß auch in die Kirche, das weiß ich; ich habe ihn so erzogen, daß er für jede Gutthat dem Herrn dankt und den Dank nicht aufschiebt.“

Die Großmutter hatte wahr gesprochen; nach wenig

Minuten kam auch Niklas in die Kirche, von der Rößlwirthin und andern theilnehmenden Freunden begleitet. Niklas kniete sich still neben der Großmutter hin, die sah ihn an, einmal nur, aber mit einem Blick der reinsten, innigsten mütterlichen Liebe, und brachten sie mit einander aus vollem Herzen dem Herrn ein Lob- und Dankgebet dar, das gewiß die Engel zum Throne des Allerhöchsten trugen. Wer möchte aber die Freude und den Jubel schildern, als die Großmutter und Niklas nach vollbrachter Andacht ihr Herz gegenseitig ausgießen konnten! Frau Anna Perzlin, die sich nicht satt genug an Niklas Erzählung hören konnte, lud sie beide auf ein Frühstück ein und ließ das Beste auftragen, was Küche und Keller vermochten. Das war ein Jubel; die Wirthsstube füllte sich bald mit den Bewohnern des Marktes, und wie im Triumph saß Niklas da, zwischen der Großmutter und der Frau Perzlin, und gar oft ward seine schlichte Erzählung von lautem Beifallrufen unterbrochen. Nur Stoffel, der Hausknecht, zog die Stirne etwas kraus, und hätte zwar nicht an den Püffen und Schlägen, wohl aber an den Füchsen und den Goldstücken ein aufrichtiges Wohlgefallen gefunden.

Niemand aber zeigte eine größere Freude, als die gute Großmutter, einmal über das Glück und den tapfern Muth des Enkels, der sich mit drei Franzosen geschlagen, den einen erlegt, den andern gefangen und den dritten in die Flucht geschlagen hatte, das andermal und noch mehr, weil ihr frommes Gemüth mit wahrer Herzenslust in dem ganzen Hergange auf das neue die ganze Liebe Gottes und Seine wunderbare Weisheit und Vorsicht in Leitung der menschlichen Angelegenheiten erkannte.

„Niklas," hatte die für Gottes Ehre eifernde Frau während der Erzählung oft gerufen, „Niklas, da siehst

Du wieder handgreiflich den Finger Gottes! So mußte es kommen und nicht anders, ja, nur auf Gott vertrauen — der hilft, hilft zur rechten Zeit; was sagt' ich Dir immerfort? jetzt hast Du es auf das allerdeutlichste erfahren. Wie oft war es auf Deinen Untergang abgesehen, und doch hat Er mit mächtiger Hand Dich wieder aus der Grube herausgezogen! Ja, gewiß, denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen! Möge Seine Gnade nur diese Liebe in unsern Herzen recht vermehren, recht entzünden!"

„Amen!" riefen Niklas und die Anwesenden alle.

Von Niklas und der Großmutter bleibt nur zu berichten übrig, daß sie sich ein Gütlein kauften und von Gott gesegnet, ein stilles, sorgenfreies Leben führten, und jede Gelegenheit benützten, wo sie zur Ehre Gottes und zum Besten ihrer Mitmenschen ein gutes Werk verrichten konnten. Die Großmutter erreichte ein sehr hohes Alter und kam mehr in Folge der damit verbundenen Schwachheit, als Krankheits halber auf das Sterbebett.

„Niklas," sprach sie ergeben, „Niklas, ich glaube, es geht heimwärts; nun in Gottes Namen! der Herr wird mir beistehen; denn ich habe mein Leben lang fest auf ihn vertraut; ich wäre gerne etwas länger bei Dir geblieben, aber ich denke, wir kommen doch noch zusammen; das Sterben soll hart und bitter seyn; ich will es dem Herrn aufopfern; Niklas, du kennst meinen Spruch: Denen, die Gott lieben, wird Alles zum Besten gereichen; gewiß auch der Tod, denn er führt mich ja zu meinem Vater, zu meinem Heiland."

Sie starb auch in dem Herrn, gestärkt mit den hei-

ligen Sakramenten voll Sehnsucht und freudiger Hoffnung; ihr letztes Wort zu Niklas war:

„Mein Sohn! tröste Dich und nimm Dir meinen Tod nicht zu sehr zu Herzen! Denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen!“

19.

Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit.

Bilder aus dem Leben einer frommen Mutter und eines guten Sohnes.

Die Wittfrau und ihr Kind.

In Birshausen, einem Dörflein in dem gebirgigen Theile von Oberschwaben, lebte seit einem halben Jahre eine Wittfrau von mittlern Alter; woher sie eigentlich gekommen sey, und was sie eigentlich früher gewesen, das wußte Niemand, und sie selber beobachtete darüber das tiefste Stillschweigen; aber das sah jeder gleich bei dem ersten Anblicke, daß sie von einem edlen Geschlechte seyn müsse; dieß verriethen die feinen Züge ihres bleichen Gesichtes, die zartgeformten Hände, die schöne Sprache und ihr anständiges Benehmen, das gegen Alle freundlich, aber doch ernst war. Mißtrauisch hatten die Birshauser die Köpfe zusammengesteckt, als es hieß, eine „städtisch gekleidete Frau“ sey in das Dörflein eingezogen und wolle in dem Bachhüttlein (von dem vorbeifließenden Bache also genannt) die Wohnung aufschlagen. Aber sie wurden bald anders Sinnes; die Frau sah so bleich und leidend aus, daß jeder bei dem Anblicke schon mit ihr Mitleid

hatte; sie grüßte alle so freundlich, sie richtete ihr Hüttlein so hübsch und wohnlich her, sie ging so fleißig in die Kirche des benachbarten Pfarrdorfes, daß bald die Bewohner von Birshausen Respekt vor ihr hatten und ihr gar Vieles zu Gefallen thaten. — Frau Monica — so nannte sich die Wittwe — nahm Alles, ohne es zu suchen, mit Dank an; man sah wohl, daß ihr mehr die Theilnahme der gutmüthigen Leute wohl that, als die Gabe selbst. — Arm war sie, sehr arm; sie läugnete weder ihre Armuth, noch schämte sie sich derselben. Aber bei Niemanden bat sie um Unterstützung; rastlos war sie bemüht, mit Handarbeiten, durch Nähen, Stricken und Kleidermachen das Nöthige zu erwerben; darin war sie eine kundige Meisterin; vom frühen Morgen saß sie da bis zur späten Nacht, und die schwere Arbeit ward ihr jedesmal leichter, blickte sie auf Anton, ihr Söhnlein, den einzigen Trost ihrer Einsamkeit und die Freude ihres Lebens.

Und in der That, nicht ohne Vergnügen konnte man das blühende Knäblein betrachten; sein Antlitz, jugendlich voll, war etwas bleich, nur die Wangen färbte eine leichte, liebliche Röthe; aus seinen lichtbraunen Augen strahlten Liebe und muthige Unschuld, seine gewölbte Stirne verrieth Einsicht und Nachdenken und ward von einer Fülle dunkler Locken umschattet, die leicht auf die Schulter herabwallten. Sein Körper war etwas schmächtig gebaut, zeigte aber nichts desto weniger Gesundheit und beginnende Kraft. Sein Aeußeres war nur der Spiegel einer eben so schönen guten Seele; er besaß ein seltenes Gedächtniß und sein Urtheil war für sein Alter überraschend richtig und treffend; er lernte leicht und der Schulbesuch, der manchem Kinde so schwer fällt, war für ihn eine wahre Freude. Zu diesen so schätzenswerthen Eigenschaften hatte ihm der Herr ein wahrhaft gutes, ja zärtliches Herz gegeben, das an

Gott mit aller Liebesglut hing und um Andern einen Liebesdienst zu erweisen, wahrhaft, wie das Sprichwort sagt, durch das Feuer gegangen wäre. Ein sicheres Zeugniß von dieser innigen Liebe zu Gott gab sein Eifer im Gebet, den die fromme Mutter durch das eigene Beispiel belebte. Zu beten war dem kleinen Anton nicht bloß eine Lust, es war für ihn ein wahres Bedürfniß. Sein Erstes bei dem Aufwachen war: Gott zu danken und Seine Liebe um Gnade für sich und die theuere Mutter anzuflehen; und die kindliche Weise voll Liebe, Zutrauen und Ehrfurcht zugleich, rührte Frau Monica oft bis zu Thränen. Einen kleinen Altar hatte er sich neben seinem Bettlein erbaut, und vor ihm knieend verrichtete des Tages seine Andacht. Es war für ihn, wie für die Mutter, ein wahrer Schmerz, daß in Birshausen keine Kirche war; die Kirche und die Schule befanden sich in Burkersberg, einem großen Dorfe, das etwa 1 Stunde von Birshausen entfernt war. Dennoch, so oft es seyn konnte und auch des Winters, besuchten Mutter und Söhnlein die Kirche, und wenn diese ihre Kränklichkeit beklagte, so war es vornämlich, daß sie deßhalb ihren Heiland und Herrn in der heiligen Messe nicht so oft begrüßen konnte, als es ihr frommes, sehnsüchtiges Herz verlangte. Waren sie aber in der Kirche, so boten beide dem versammelten Volke das Bild der innigsten Andacht dar; Mutter und Söhnlein knieeten da, Herz und Hand zu dem Allerhöchsten erhoben, mit Inbrunst den drei Haupttheilen der heiligen Messe folgend, mit Demuth und Vertrauen den Gottmenschen anbetend, sobald Er in der Wandlung erschien, und mit Leib und Seele sich in Seine liebreiche Hände empfehlend.

Anton lernte alle Lehrgegenstände mit gewissenhaftem Fleiße, aber keinem widmete er mehr Eifer und Liebe, als

dem Religionsunterricht, und zwar mit allem Recht; denn der Unterricht, der uns unsern Herrn und Vater, unsern Heiland kennen lernt, der uns die Mittel weiset, zu Ihnen in die ewige Seligkeit zu kommen, dieser Unterricht ist ja gewiß eben so wohl der nothwendigste, als auch der freudenreichste und trostvollste; deßhalb konnte der kleine Anton nie die Lauigkeit und Trägheit begreifen, mit welcher so viele Kinder in der Schule den Religionsunterricht vernachlässigten und geringachteten. In seinen Augen gab es nichts Schöneres, als Gott, den Herrn und Vater, in Seiner Macht, Herrlichkeit und Liebe kennen zu lernen, gab es nicht Trostreicheres, als von der unendlichen Barmherzigkeit Jesu des Gottmenschen zu hören, und an dem Leben und den Thaten Seiner jungfräulichen Mutter und Seiner Heiligen sich zu erbauen. —

Ward es nun Abend, und sank der müden Mutter die Nadel aus der Hand, so kam dann Anton und bat: „Liebe Mutter, laß die Nadel; sie ist müde, und ist vor Müdigkeit Dir entfallen! o ruhe aus! die Nacht kommt, wo Alles ruht! darf ich Dir sagen, was ich heute in der Schule gelernt habe? ich habe viel gelernt, und viel gehört; aber verstanden hab' ich Alles nicht, willst Du mir es erklären? hilf mir auch heute, wie gestern!"

Dann ließ die Mutter die Arbeit, dann zog sie ihr Söhnlein zu sich, und Anton erzählte ihr Alles, was heute in der Schule vorgefallen war, was der Lehrer und der Pfarrherr gesprochen. Nun schlug er sein Buch und seine Hefte auf, sagte auf, las, rechnete ihr vor, und erklärte ihr jeden Unterricht, den sie heute genommen, als sey sie die Schülerin, er aber der Lehrer. Aber das war nur Schein; der Lehrer that Frage auf Frage und die Schülerin hatte Mühe genug, die Wißbegierde des jugendlichen, scharfsinnigen Lehrers zu befriedigen. Waren nun Antons

Zweifel gelöset, seine Wißbegierde befriedigt, dann brachte die Mutter das Abendsüpplein, sprach darüber den Segen, und es schmeckte ihnen, und es brachte ihnen Gedeihen, als hätte der Herr der armen Suppe eine Fülle von Kraft und Gesundheit gespendet. Nach der Mahlzeit — für sie war es eine — betete Frau Monica mit Anton abwechselnd das Nachtgebet, eine Station des Kreuzweges, das Salve Regina, und gesegnet von der Mutter ging der Knabe in sein Kämmerlein, wo er sich aber erst dann zur Ruhe legte, nachdem er sich gefragt, wie er den Tag über vor Gott gewandelt und heilsame Entschlüsse für den morgigen Tag gefaßt hatte.

So war ein halbes Jahr verflossen und Anton hatte viel gebetet und viel gelernt. Da saßen Mutter Monica und Anton wieder des Abends bei einander; er hatte der Mutter wieder aufgesagt, und Frau Monica war das Mutterherz ganz warm geworden, als ihr Anton mit steigender Glut der Lernbegierde und der reinsten Gutmüthigkeit ihr von dem heutigen Tage Rechenschaft ablegte. Vor ihm lag sein Katechismus, und der Unterricht von der christlichen Barmherzigkeit und ihren Werken. Seine Aeuglein leuchteten im Glanze der Liebe und seine Wangen rötheten sich wie Morgenroth, als er der Mutter erzählte, wie schön ihnen der Pfarrherr die Werke der Barmherzigkeit erklärt, wie eifrig er die Schulkinder aufgefordert hätte, nach ihren Kräften und Verhältnissen in ihrem Kreise Barmherzigkeit zu üben. Denen, welche sich der Armen, Kranken und Nothdürftigen annähmen, hätte der barmherzige Vater gar großen Lohn versprochen, und es sey die Freude aller guten Herzen, die Armen zu begaben.

„O gewiß, Mutter, das ist wahr; ja, das habe ich selbst empfunden; wie ward es mir innerlich so warm und

so wohl, als Du mir erlaubtest, mein Stück Brod der armen Frau zu schenken, die heute zu Mittag bei uns anklopfte, und so hungerig war!“ versicherte der Kleine lebhaft.

„Es war dein Nachmittagsbrod, das du im Nachhausegehen von der Schule verzehren durftest, bemerkte die Mutter; ich konnte dir kein zweites geben; hat dich denn nicht unter Wegs gehungert?“

„Ja, Mutter, es hungerte mich etwas; aber das that nicht weh, gar nicht weh; hätte ich nur noch ein zweites Stück gehabt! ach, denke nur, es kamen uns zwei arme Kinder, barfuß und hungrig entgegen; Franz, des Schultheiß's Sohn, hatte ein großes Stück Kuchen, den aß er; wie sehnlich schauten die hungrigen Kinder auf den Kuchen! „Franz bat ich, habe Mitleid mit den hungerigen Kindern, gib ihnen ein Stück deines Kuchens.“ Aber Franz sagte: „Laß mich in Ruhe; mich hungert selbst; die Bettelkinder sollen nur Schwarzbrod und Erdäpfel essen.“ Mutter, nicht wahr, das war gar nicht schön von dem Franz?“

„Nein, Anton, Franz hat da kein gutes Herz gezeigt. Theil' dem Hungrigen dein Brod, spricht der barmherzige Tobias.“ Franz hätte wenigstens Ein Stücklein des Kuchens den Hungrigen mittheilen sollen.“

„Das mein' ich auch, liebe Mutter; ich hatte mir im Walde einige Erdbeeren gesammelt; es waren wunderschöne; aber ich gab sie den Kindern, mir that ihr Hunger gar zu weh; Mutter, Du hättest sehen sollen, wie ihnen die Beeren schmeckten!“

„Recht, lieber Anton; da wird der Vater im Himmel eine Freude mit dir gehabt haben.“

„O, das wäre gut! o Mutter! hätte ich wirklich dem Vater im Himmel damit eine Freude gemacht? ach,

die Gabe war so klein! hätte ich nur mein Abendsüpplein bei mir gehabt, wie gerne hätte ich sie ihnen gegönnt."

Frau Monica zog gerührt das gutherzige Söhnlein an sich und betheuerte ihm wiederholt, der Vater im Himmel und alle Seine Engel hätten sich über seine Gabe gefreut, wäre sie auch noch so klein gewesen; denn Gott sehe nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf den guten Willen des Gebers, und der sey ja bei ihm der beste gewesen."

„Ich mein' es wenigstens," war Antons Antwort, „aber höre nur weiter, liebe Mutter; Christoph, des reichen Nachbars Sohn hat immer Geld bei sich; den bat ich: „Christoph greif' doch in dein Täschlein und gib den hungrigen Kindlein nur einen Kreuzer, daß sie sich im Dorfe eine Semmel kaufen können; schau', der Hunger thut gar so weh!" Der Christoph griff gleich und lachend in die Tasche: „Da habt Ihr einen Groschen, damit könnt Ihr Euch heute und morgen Brod kaufen!" „Ach Mutter, die Freude der Kinder hättest Du sehen sollen, wie sie dankten und fast vor Freuden weinten!" Auch ich und die andern Knaben freuten sich mit den Kindern; wir lobten den Christoph wegen seiner Freigebigkeit. Der aber lachte und sprach: „Ich kann leicht freigebig seyn; das ist mein Schade ganz und gar nicht; erfährt die Großmutter zu Hause, daß ich den Kindern einen Groschen zum Brod kaufen gegeben habe, so lobt sie mich ganz gewiß und schenkt mir statt des Groschen einen Zwölfer; das weiß ich; sollte sie mir es aber nicht glauben — denn manchmal ist sie ganz hartgläubig — so ruf' ich Euch als Zeugen auf, und Ihr müßt mir es bezeugen."

„Aber Mutter, das gefiel mir gar nicht. Das war nicht schön gehandelt von Christoph, nicht wahr?"

„Du hast Recht, Anton," war die Antwort derselben;

aber was fandest du nicht schön in der Handlungsweise des Christoph?"

„Daß Christoph aus so eigennützigen Absichten das Almosen gab; er wollte von der Großmutter gelobt werden und statt des weggeschenkten Groschen gar vier andere haben; er hätte seinen Groschen den hungrigen Kindern schenken sollen aus Liebe zu Gott, der ein Vater der Nothleidenden ist und sich so sehr freut, wenn wir Ihnen mit einem Almosen zu Hilfe kommen; er hätte ihnen den Groschen schenken sollen aus Erbarmniß mit ihrer Noth, die war ihnen deutlich anzukennen."

„Du hast vollkommen Recht, mein Anton; nur dann haben unsere Werke der Barmherzigkeit vor Gott einen Werth, und für uns ein Verdienst, wenn wir sie aus Liebe zu Gott und dem Heiland Jesu Christi verrichten, wenn wir von der Noth des Nächsten, den wir ja, wie uns selbst lieben sollten, gerührt werden, und alle unsere Kräfte aufbieten, ihnen wahrhaft zu helfen."

„Mutter, Du sprichst gerade so, wie der Herr Pfarrer; der sagt auch immerfort: Alles, was wir thun, müssen wir aus Liebe zu Gott und den Nächsten und des Himmelreiches wegen thun. Aber Mutter, ich habe in meiner Sparbüchse 30 Kreuzer; darf ich nicht die Hälfte herausnehmen? ich möchte so gerne den Armen etwas geben und den Hungrigen, wenn sie mich ansprechen; du glaubst gar nicht, wie sehnlich ich heute mein Sparbüchslein herbeigewünscht habe."

„O liebes Kind," rief Frau Monica bewegt, „du bist ja selber arm! aber, da sey Gott vor, daß ich dir wehre, von deiner Armuth die Armen zu begaben! wer den Armen gibt, der wird ja nicht arm." — „Ja Anton, nimm was du hast, und theil' es aus, wie dein Herz es dir eingibt."

Anton äußerte hierüber die lebhafteste Freude. „O Mutter,“ sprach er, „ich will so geben, daß Gott und die Heiligen sich freuen und Du mit mir gewiß zufrieden seyn sollst.“

„Recht Anton, so lege Dein bischen Erspartes als ein Capital bei Christo an, und gewiß, es wird Dir reichliche Zinsen bringen.“

Anton hatte heute der Mutter durch seinen Fleiß und seine Herzensgüte eine so große Freude gemacht, daß sie ihm auch wieder eine Freude machen wollte; nichts aber erfreute den guten, wißbegierigen Knaben mehr, als eine lehrreiche Geschichte. Eine solche wollte ihm die Mutter erzählen und ihn zugleich in seiner Liebe für die Armen und Nothleidenden bestärken, aber auch dabei ihm den Lohn zeigen, mit welchem der Gott der Barmherzigkeit die Werke der Nächstenliebe vergilt.

Und die Händlein des Knaben fassend, hob Frau Monica an:

„Ich habe Dir schon gesagt, daß jedes Almosen, den Armen mit christlicher Liebe gespendet, ein Capital ist, das wir bei dem Heilande gleichsam verzinslich anlegen, und das Er reichlich, sehr reichlich verzinset; ich will darüber eine Geschichte erzählen.

„Es war in der Stadt Nisibe ein christliches Weib, das aber, wie es in der ersten Zeit des Christenthums öfters vorkam, einen heidnischen Ehemann hatte; beide waren einfache Leute und ziemlich arm; denn ihre ganze Habe bestand aus fünfzig silbernen Doppeldrachmen, die der Mann auf Zinsen legen wollte, damit sie einigen Nutzen von dem Gelde hätten und solches nicht allmählich ausgegeben würde. Da sprach das fromme Weib zu dem Manne: „Wenn Du gesonnen bist, das Geld auf Zinsen zu leihen, so wollen wir solches dem Gott der Christen

als ein Darlehen übergeben.“ Der Mann fragte, wo dieser Gott anzutreffen sey? sie aber antwortete ihm: „Das will ich Dir wohl zeigen; und wofern Du das Geld ihm anvertraust, wird Er Dir gewißlich reichen Zins bezahlen und die Hauptsumme zweifach erstatten.“ Und es glaubte der Mann dem Worte; und sie führte ihn mit sich in die katholische Kirche. Die Kirche aber hatte fünf Pforten, wo viele Bettler versammelt saßen. Da sprach die Frau: „So Du das Geld unter den armen Christen vertheilst, nimmt der Gott der Christen solches als empfangen an; denn alle diese Armen sind Ihm gleich Brüdern und Schwestern.“ Der Mann vertraute der Versicherung der Frau und spendete das Geld mit fröhlichem Herzen unter die Armen aus, worauf Beide im Frieden nach Hause kehrten.

„Es begab sich aber nach zwei Monaten, daß sie in große Geldnoth geriethen; darum sprach der Mann zu seiner Hausfrau: „Wie ist es nun, meine Schwester, wird der Gott der Christen denn nicht beginnen uns einigen Zins zu geben, da wir in so großer Noth sind?“ Die Frau antwortete ihm mit größtem Vertrauen: „Ganz sicherlich wird Er uns helfen; begib Dich nur hin an den Ort, wo Du das Geld ausgespendet hast, und sey versichert, Er wird Dich nicht leer heimkehren lassen.“ Mit diesem Troste ging der Mann zur Kirche, wo er das Geld ausgespendet hatte, wandelte bei allen Pforten und in der Kirche selbst umher; es war daselbst Niemand, als die Bettler, und auch nicht Einer zeigte eine Lust, ihm etwas geben. Indessen er sich bedachte, wen er darum ansprechen sollte, sah er auf einer Marmorplatte zu seinen Füßen eine Silberdrachme liegen, dergleichen er unter die Armen vertheilt hatte; er bückte sich, hob selbe auf, kehrte damit heim und sprach zu seiner Hausfrau: „Siehe, ich bin in

der Kirche gewesen, wie Du mir gesagt hast, habe aber den Gott der Christen nicht gesehen; auch hat Niemand ein Verlangen gezeigt, mir etwas zu geben; doch habe ich an dem Orte, wo ich dieses Geld ausgetheilt, diesen Silberling gefunden."

Die Gott vertrauende Christin aber antwortete ihm: „Glaube mir, der Gott der Christen und Niemand anders hat dieß Geld Dir auf unsichtbare Weise zu Füßen gelegt; denn Er ist es, der durch seine unsichtbare Gewalt die ganze Schöpfung regiert. So gehe denn nun hin, und kauf' ein zum Essen, und habe ein gutes Vertrauen, denn Gott wird gewißlich weiter für uns sorgen." Es ging also der Mann hin, kaufte Brod und Wein und ging nach Hause; unterwegs aber kam er vor einem Bache vorbei, der durch die Stadt floß; eine Angel lag am Gestade, und der Mann beschloß damit, nach einem Fische zu angeln, denn jeder Bürger der Stadt hatte das Fischrecht in diesem Bache. Und wirklich fing er bald einen Fisch und brachte ihn mit dem Brod und Wein nach Hause. Die Frau nahm den Fisch und fing ihn abzuschuppen und auszuweiden; da fand sie in den Eingeweiden einen glänzenden Stein, über dessen Schönheit sie sich sehr verwunderte, wiewohl sie nicht wußte, was für ein Stein es wäre. Und sie zeigte solchen ihrem Ehemanne und sprach: „Sieh, diesen Stein habe ich in dem Fische gefunden." Der Mann besah den Stein, deßgleichen ward er ebenfalls über die Schönheit desselben erfreut; aber auch er kannte den Werth des Steines nicht.

Nach dem Essen also sprach er zu seiner Hausfrau: „Gib mir doch den Stein her; ich will sehen, daß ich denselben verkaufe, vielleicht können wir daraus ein Paar Silberlinge erlösen; denn er kannte, wie gesagt, den Werth des Steines nicht, sondern er war ein sehr einfacher und

schlichter Mann. So also nahm er den Stein und ging damit zu einem Kaufmann, welcher dergleichen Dinge zu kaufen und zu verkaufen pflegte. Der Kaufmann hatte bereits seine Bude geschlossen, weil es schon Abend geworden war. Gleichwohl redete er ihn an und sprach: „Hast Du nicht Lust, diesen Stein zu kaufen?“ Der Kaufmann besah den Stein genau und fragte sogleich: „Wie viel willst Du dafür haben?“ Der gute Mann sprach: „Gib mir, was Du meinest, daß solcher werth sey!“

Darauf sprach Jener: „Ich will Dir fünf Doppeldrachmen dafür geben!“ Der einfältige Verkäufer aber antwortete: „Ei, so viel willst Du mir dafür geben?“ denn er meinte, der Stein sey keine zwei Silberlinge werth. Jener aber glaubte seinerseits, das Gebot sey dem Manne zu gering, bot ihm zehn Doppeldrachmen; er aber schwieg dazu; und so bot er durch die Einfalt des Mannes getäuscht, ihm zwanzig, dann dreißig, bis er ihm zuletzt dreihundert Doppeldrachmen bot, die er ihm auch baar bezahlte.

Der Mann aber lief in großer Freude mit dem Gelde nach Hause. Als seine Frau ihn so fröhlich sah, fragte sie ihn sogleich: „Wie theuer hast Du den Stein verkauft?“ Denn auch sie vermeinte, er werde kaum einige Groschen dafür empfangen haben. Da zog der Mann die dreihundert Silbermünzen heraus, gab sie seinem Weibe und sprach: „Sieh, dieß Alles habe ich für den Stein bekommen!“ Die fromme Frau staunte über die wunderbare Güte des Herrn auf das höchste und sagte: „Siehst Du, wie der Gott der Christen so gütig ist und wie reich Er vergilt? Denn nicht nur hat Er Dir die fünfzig Doppeldrachmen, die Du Ihm geliehen, getreu zurückgestellt, sondern in so kurzer Zeit auch sechsfach ersetzt. So erkenne denn und bekenne, daß kein anderer Gott, weder

im Himmel noch auf Erden ist, als er allein!" Der Mann aber konnte das Wunder nicht läugnen, das ihnen durch Christum widerfahren war, und er fing an, den Gott der Christen zu verehren. Und so ward er allmählig zum christlichen Glauben bekehrt, empfing die heilige Taufe und lobte den Herrn Jesum Christum mit dem Vater und dem heiligen Geiste, dankte auch seiner frommen, klugen Hausfrau gar sehr, die ihn auf solche Weise zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit geführt hatte, und beide führten ein frommes und gottgefälliges Leben bis an ihr Ende."

Anton hatte der Mutter mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört; er saß, nachdem sie die Erzählung geendet, nachsinnend einige Zeit da; dann sprach er: „O Mutter, wie gnädig ist doch Gott! wie reich hat Er nicht vergolten! aber recht hat es mir doch nicht gefallen wollen, daß der Mann von Gott einen Zins verlangt hat; Mutter, ich will Gott und den Armen mein Sparbüchslein umsonst geben, keinen Heller Zins will ich verlangen; ach Mutter, Nichts will ich von dem Heiland dafür, als daß Er Dich und mich liebe und uns einstens das Himmelreich gebe."

Der Frau Monica traten die Thränen in die Augen. „O mein Sohn," rief sie in tiefster Rührung und drückte ihn freudig an ihre mütterliche Brust, „o mein Sohn, bewahre Deine Sinnesart! mögest Du immer Dein Lebelang also denken! Ja, Anton, gib Alles Gott hin und verlange von Ihm nur Seine Liebe und Sein Reich dafür, das ist ja der beste Zins; aber tadle diesen Mann nicht, wenn er Zins von Gott begehrte; er brauchte ja Speise und Trank zum Leben, das mußte er kaufen, kaufen um Geld. Es spricht ja der weise Salomon: „Wer sich des Armen erbarmt, legt sein Geld bei dem Herrn auf Zinsen und der Herr wird es ihm mit Gewinn zurückgeben."

„Recht, Mutter, der Mensch bedarf auch der Speise

und des Trankes; das begreif' ich wohl; so will ich denn Gott bitten, Er möge mir für das, was ich den Armen gebe, seine Liebe und Huld schenken und meinem Leib die nothdürftige Nahrung gewähren.“— „Amen!“ sprach die Mutter mit gefalteten Händen, „gib uns um Jesu willen Alles, was wir bedürfen zum Besten des Leibes und der Seele, Du Vater der Menschen!“

Wie Anton die Hungrigen speiset.

Von nun an trachtete Anton mit der ganzen Kraft seiner Liebe, die Werke der Barmherzigkeit, so weit er es vermochte, an dem Nächsten zu erfüllen. An Gelegenheit dazu konnte es ihm nicht leicht fehlen. Da gab es in der Schule gar manchen Knaben, gar manches Mädchen, das über Mittag, wie er selbst, der weiten Entfernung wegen, in der Schule bleiben mußte, und deßhalb sein Mittagsmahl mit sich brachte. Und gar oft kam es vor, daß der Appetit bei den Kindern größer war, als das Brod, das sie von Hause gebracht; und manchmal hatten sie es gar vergessen oder mit allzu gierigem Appetit als Frühstück auf dem Wege nach der Schule verzehrt. Da gab es dann unter den Kindern viel heimliches Leid oder auch offene Verdrüßlichkeit, wenn der Mittag kam, und andere zu essen hatten, sie aber nicht, oder nur etwas Schlechtes und Weniges. Das ging dem guten Anton allemal recht zu Herzen; mit wahrer Güte und Liebe bot er dann solchen Kindern sein Brod oder seine Speise an, und er hatte seine Freude, wenn sie davon genossen und es ihnen schmeckte. Da hungerte ihn gar oft selbst, aber das litt er geduldig; war ja das Verdienst seiner Spende um so größer und die Freude, etwas Gutes zur Ehre Gottes und zum Besten des Nächsten gethan zu haben, wog ja den kleinen Schmerz des Hungers mehr als zehnfach

auf. Dank verlangte er keinen, wiewohl es ihn freute, wenn ein dankbares Gemüth dabei seine Absicht erkannte; wehe, recht wehe that es ihm, wollte ihn der eine oder der andere seiner Gutherzigkeit wegen loben und seine Freigebigkeit preisen. Dem Herrn wollte er ja die Ehre geben, Ihm allein; da wehrte der demüthige Knabe nach Kräften ab und lief, ward es ihm zu arg, dem Lobe davon.

Wiewohl Anton recht gerne in der Gesellschaft fröhlicher, sittenreiner Knaben war und mit heiterm Gemüthe an ihren Spielen Antheil nahm, so war er doch im Ganzen lieber allein oder bei der guten Mutter Namentlich liebte er es, allein den Weg nach der Schule zu Burkersberg zu gehen, deßhalb brach er früher als die übrigen Knaben des Dorfes auf; auf dem Weg bereitete er sich zur Schule vor, sandte Gebete zu Gott, und erfreute sein Herz an dem Anblick der Natur, die in dieser Gegend so anmuthig ist. Das Sträßlein lief zwischen reichen Getreidfeldern und hohen, ernsten Buchenwaldungen hin, und war zum Theil mit Obstbäumen bepflanzt; da gab sich der sinnige Knabe seinen Betrachtungen hin, da lauschte er dem fröhlichen Gesange der Vögel, da ruhte er auf den Grasboden zwischen den Schlehstauden, labte sich an den Quellen, die hie und da rauschend aus den Wänden des Berges hervorbrachen, oder erquickte sich an kühlenden Beeren. Dazumal war es, wo Antons Gemüth zum Lobe der Barmherzigkeit Gottes hingerissen ward, der da ja Alles aus Liebe erschaffen hat und jedes seiner Geschöpfe aus dem Borne seiner endlosen Milde tränkt und speiset. Kam Anton an ein Getreidefeld, so erinnerte er sich an die Liebe Gottes, die unser tägliches Brod wunderbar aus der Erde hervorsprossen läßt; auf denselben Gedanken führten ihn die Bäume, die da mit ihren Früchten die Menschen nähren, wie die Pflanzen der Erde, die

alle zum Besten derselben dem Boden entkeimen. Die Quellen und der Bach, der vor seiner Wohnung floß, bezeugten ihm, daß Gott, der Herr des Meeres und des Regens, die Durstigen tränke, und nicht blos mit Wasser sie labe, sondern auch mit Milch und Wein sie erfreue. Die Schafe und Lämmer, die er auf der Weide so fröhlich springen sah, wiesen ihm die Wolle, mit der Gott die Nackten kleidet, der auch den Lein, die Baumwollenstaude und den Seidenwurm zu gleichem Zwecke erschaffen hat. Er kam einstmals an einer Stelle vorbei, auf welcher ein Landmann sich ein nettes Haus erbauen wollte; Holz, Steine, Eisenwerk, Kalk, lagen umher, und Anton dachte: „Sieh, das Alles hat Gott gemacht, auf daß der Mensch sich eine Herberge baue und nichts von dem Wetter, der Kälte und Hitze, dem Regen und Schnee zu leiden hätte!" Einstmals begegnete ihm auf dem Wege Barthel, ein alter Hirt der Nachbarschaft, der von einem Schergen nach Obernburg, in das Landgericht abgeführt ward; denn er war boshafter Weise fälschlich angeklagt worden und seine Feinde hatten es dahin gebracht, daß er ein Vierteljahr im Loche sitzen mußte. Der Anblick des alten Mannes, der weit und breit von allen für rechtschaffen und schuldlos gehalten ward, ging Anton so zu Herzen, daß er ihm mit thränenfeuchten Augen die Hand bot und den Schergen fragte, ob er ihn nicht einmal zu Obernburg im Gefängnisse besuchen dürfe? der aber sagte, das dürfe nicht geschehen. Da ward Anton sehr traurig, denn er hätte so gerne den Gefangenen besucht und an ihm ein Werk der Barmherzigkeit verrichtet. Barthel aber tröstete ihn und sprach zu ihm gefaßten Muthes: „Vergelte Dir Gott Dein Mitleid, mein Anton; wenn sie mich auch in das tiefste Loch werfen, so bin ich doch nicht einsam und verlassen; Einer besucht den Gefangenen doch, das ist mein Vater

im Himmel; der ist mein Freund und sein Trost und seine Hilfe kann durch Mauern und eiserne Thore nicht abgehalten werden.“ Und getröstet hatte Anton geantwortet: „Ja, Barthel, Du hast Recht, wenn Gott Dich besucht, so brauchst Du keinen andern Trost.“

Daß Gott in seiner Liebe auch für die Kranken und Nothleidenden sorge, sah er aus den Heilkräutern, die zahlreich auf den Fluren und in den Wäldern dieser Gegend wuchsen; enthält ja jedes Element der Erde eine wunderbare Heilkraft! Als er einstmals mit der Mutter eine sterbenskranke Nachbarin besucht, tröstete diese sie liebreich und verwies sie auf Gottes Liebe und Macht, die sie gewiß aus der Hand des ewigen Todes errette; es sprach aber die Frau: „Darauf vertrau' ich fest; nirgends sind die Gnaden Gottes größer, als wenn der Mensch auf die Welt kömmt, und meinen Leib lege Er in die Erde, meinen Geist aber nehme Er zu Sich!“ Und so war sie getröstet gestorben. Nach zwei Tagen aber kam der Pfarrer und legte ihren Leib in die geweihte Erde. Anton aber sprach: „Mutter, der Frau ist geschehen, wie sie von Gott gefleht hat; sieh, der Stellvertreter Gottes, der Priester, ist gekommen und hat ihren Leib in die Erde gesenkt!“ In seinen Augen hatte Gott die Verstorbene beerdigt.

So fand der fromme Knabe überall in der ganzen Natur Spuren der unendlichen Vaterliebe Gottes, so daß ihm das ganze Weltall nur als Ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit erschien. Was er in dem großen Buche der Natur las, das fand er in dem Buche aller Bücher, der heiligen Schrift, auf das herrlichste erläutert und durch zahllose Beispiele bestätigt. Da sah er den Vater der Barmherzigkeit vom Himmel herab den hungrigen Israeliten das Brod senden, welches ihnen die unfruchtbare Wüste nicht geben wollte. Er tränkte es mit frischem

Quellwasser, das Er aus dem dürren Felsen entspringen ließ. Er erhielt wunderbar ihre Kleider, daß sie Jahre lang nicht abgenützt wurden. Er bereitete ihnen in dem Lande, das von Milch und Honig floß, eine Wohnstätte; in der Gefangenschaft Aegyptens wie der Assyer hatte Er sie mit mächtiger Liebe heimgesucht und befreit. Als in der Wüste eine Pestseuche unter dem Volke ausbrach, heilte Er die Kranken durch ein großes Wunder; Er, der Herr des Lebens und des Todes, errettete die drei Jünglinge zu Babylon von dem Martertode in den Flammen, und Daniel vor dem Rachen der Löwen.

Und verdoppelt, unendlich groß und herrlich erschien ihm die Liebe Gottes in Jesu Christo, Seinem Sohne, der da eben Mensch ward, um uns die ganze Fülle der göttlichen Liebe und Erbarmung zu zeigen. Der Heiland speisete fünf tausend Menschen in der Wüste mit wenigen Broden und Fischen; das Wasser verwandelte Er in Wein, um die Menschen zu erfreuen, und o Wunder der Liebe! — bei dem letzten Abendmahle verwandelte Er das Brod in Sein allerheiligstes Fleisch und den Wein in Sein allerheiligstes Blut. Um die Nackten zu bekleiden, machte Er es durch Seinen Vorläufer zur Bedingung, unter Seine Jünger aufgenommen zu werden; „wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat.“ Jesus war der eifrigste, liebreichste Besucher der Kranken, ihr tröstender Freund; wer kann wohl die zählen, denen Er die Gesundheit, Linderung der Schmerzen und innerliche Heiterkeit gegeben hat? Jesus erweckte die Todten zum Leben; das konnte nur Er, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist.

Wenn Er nun mit der frommen Mutter diese Werke der Barmherzigkeit Gottes und Seines gleich ewigen Sohnes erwog, wenn er in den heiligen Schriften und

Geschichten der Heiligen die Thaten der Liebe und Selbstverläugnung las, die sie von dem göttlichen Geist der Erbarmung erfüllt, an den Nächsten mit Inbrunst verrichteten, so wuchs das Verlangen ihnen gleich zu thun und überall Liebe und Hilfe zu verbreiten, zur Lust, ja zur wahren Sehnsucht. Was er hatte, das theilte er mit, seine Speise und seinen Trank, seine Bücher und Bildlein, die er hie und da von dem Pfarrherrn als Preis für seinen Fleiß erhielt, seine Kleider und Schuhe, so weit sie reichten und die Mutter es zuließ. Und diese überströmende Liebe seines Herzens empfanden nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere und die Geschöpfe der Natur. Wie oft fütterte er nicht die hungrigen Hunde des Dorfes mit Beinen und Brocken, die er mühsam aufgesucht oder mit Brod, dessen er keinen Ueberfluß hatte. Den Vögeln half er Nester bauen, die verirrten Lämmer trug er auf seinen Armen zur Heerde zurück; kam er vor Blumen vorbei, die in der Sonne welk werden wollten, so war es ihm, als riefen sie ihm zu: „Sieh, wie wir dürsten!" und er begoß sie mit Wasser, das er oft weit her holen mußte.

Die Gelegenheit, das Capital seines Sparbüchsleins bei dem Heiland auf Zinsen anzulegen, fand sich für Anton bald. Eines Nachmittags — es war im Anfange eines wunderschönen Herbstes, wo er gerade keine Schule hatte — ging er von Burkersberg nach Hause. Da begegnete ihm eine Frau von mittlern Jahren, und sehr reinlicher, aber eben so ärmlicher Kleidung; auf dem Rücken trug sie ein Bündelein, am Arme ein etwa dreijähriges Mädchen; das hatte das eine Aeuglein mit einem Tüchlein verbunden. Die Frau ging recht langsam den Hügel hinauf, über den der flinke Anton wie ein Gemslein herabsprang, und der Anblick des kräftigen,

raschen Knaben entlockte ihr ein trübes Lächeln, als dächte sie: „Wer doch auch so laufen könnte, wie der Knabe da!“

Anton grüßte sie mit einem „Gelobt sey Jesus Christus!“ worauf das Weib sich freundlich bedankte; es war ihr große Müdigkeit, ja fast Erschöpfung, deutlich anzusehen. Das ging dem Anton zu Herzen und er sprach: „Frau, du bist so müde, was ruhst du nicht aus? sieh, da wäre ein nettes Plätzlein!“ und er wies auf ein Bänklein, das neben dem Sträßlein zwischen drei mächtigen Buchen zum Besten der Schulkinder errichtet worden war und von ihnen fleißig benützt ward. Die Frau aber schüttelte leise den Kopf. „Die Zeit der Ruhe ist noch nicht für uns gekommen,“ erwiederte sie; unser Weg ist noch etwas weit und die Nacht ist bald da!“ und sie nannte den Ort, den sie heute noch erreichen wollte und da durfte sie wohl nicht säumen, wollte sie noch vor Ankunft der Nacht hinkommen.

„Ach,“ rief Anton mit größtem Mitleid, „wäre ich doch ein großer Herr und hätte Kutschen und Pferde, wie gerne wollte ich Dich fahren lassen! aber willst Du mir nicht Dein Bündlein geben? ich will Dir es über die Berge tragen; noch drei Berge kommen bis Burkersberg, und gewiß gehst Du ohne Bündelein leichter, hast Du ja an Deinem Kinde zu tragen genug.“

Und nicht ließ er nach, bis die Frau ihm das Bündelein gab und Anton trug es mit Freuden über die Berge; es war für seine Kräfte eben nicht leicht; er schwitzte bald und doch hätte er es nicht hergelassen, sah er ja, daß die Frau um ein gutes Theil leichter sich ging. So kamen sie über den ersten und zweiten Hügel; jetzt mußte die Frau ausruhen des Kindes wegen, das jämmerlich zu schreien begann, sie setzte sich auf einen großen Baum-

stamm, der längs der Straße lag und suchte das Kind zu beschwichtigen. Aber das Kind schrie fort.

„Arme Josepha," klagte die Mutter bekümmert, „ich weiß, was dir fehlt; du hungerst; jetzt kann ich dir nichts geben, gedulde dich nur kurze Zeit, und du wirst Speise und Trank bekommen." Sie fragte den Knaben, wie weit noch nach der nächsten Herberge wäre, und zeigte großes Leid, als sie erfuhr, sie dürfe fest auftreten, wolle sie in einer halben Stunde in dem Wirthshause zu Burkersberg sitzen.

Ihr Leid und Kreuz konnte nicht größer seyn, als das des Knaben. Umsonst suchte er alle Täschlein durch nach einer eßbaren Krumme Brod; er pflückte rasch einige Beeren ab, die in der nächsten Umgebung wuchsen; aber das Kind verschmähte sie; umsonst schaute er nach allen Seiten, ob er nicht einen gutmüthigen Bauern oder ein mildthätiges Dirnlein auf dem Felde entdecken und es um Brod ansprechen könnte. Gerne hätte er für eine ganze Woche sein Frühstück hingegeben, wäre es jetzt — ein Schüsselein mit Milch und schwarzem Brode — zur Hand gewesen.

Das Kind schrie fort und der Mutter kamen in der Noth fast die Thränen in die Augen. Anton blickte um Hilfe und rief recht inbrünstig: „O mein liebster Heiland, Du hast ja in der Wüste fünftausend Menschen gesättigt, hast Du denn nicht Ein Stücklein Brod für die armen Leute?"

Und sieh' da, als hätte der Herr ihn gehört, zeigte sich jetzt auf der Spitze der Höhe, Peterl, gewöhnlich der „Semmelpeterl" genannt. Der diente seit vielen Jahren in dem Wirthshause zu Burkersberg in allerlei Geschäften und mußte jeden Samstag — und heute war dieser Tag — von dem benachbarten Markte das weiße Brod nach

Burkersberg bringen. Der Semmelpeterl hatte sonst einen raschen Gang, heute aber meinte Anton, er käme nicht von der Stelle, und lief ihm, was er laufen konnte, entgegen, nachdem er zuvor der Frau bedeutet hatte, daß die ersehnte Hilfe nahe sey. Aber sie war doch nicht so nahe, als sie glaubten; Peterl war etwas blödsinnig und wie die Blödsinnigen gewöhnlich sind, auch etwas eigensinnig. Peterl wollte keines seiner Brode hergeben; weder gute Worte noch das Anerbieten Antons ihm jedes Semmelbrod zweifach zu bezahlen, wollten anfänglich auf ihn Eindruck machen. „Es gehört alles dem Wirth, war seine Antwort; ich darf nichts hergeben.“ Erst als Anton ihm drohte, ihn bei dem Pfarrherrn zu verklagen, gab er nach und überließ ihm gegen die doppelte Bezahlung zwei Semmeln und ging dann, einen gleichgiltigen Blick auf das Weib mit dem Kinde werfend, seine Wege.

Frohlockend reichte er das eine Brod der Mutter, das andere dem Kinde, das zappelnd, mit fröhlichem Geschrei, die Händlein darnach ausstreckte. „Gott lohn' Euch Euere Liebe,“ dankte tief gerührt die Frau; „möge Gott Euch zur Zeit der Noth auch so liebreiche Helfer schicken, als Ihr mir und meinem Kinde heute gewesen seyd!“ Sie gab dem Kinde zu essen, und aß auch, und an der Begierde, mit der sie aßen, konnte man leicht bemerken, daß ihr Hunger nicht klein war. Die kleine Josepha hatte bereits die Hälfte des Brodes verzehrt, da wandte sie ihr Aeuglein deutungsvoll und flehend bald auf die Mutter, bald auf Anton. Und die Mutter verstand diesen Blick; Josepha wollte trinken. Flugs war Anton bereit, Wasser zu holen, das etwa eine kleine halbe Viertelstunde im Walde aus dem Gestein hervorsprudelte. Da hörte er in der Nähe Glöcklein klingen und eine Ziege steckte ihr Köpflein aus dem Gesträuche und betrachtete verwundernd die Ankömmlinge.

„Seht die Ziege?“ rief fröhlich der Knabe, „ist es nicht gerade, als hätte sie uns der Herr selber zu uns geschickt?“ und er nahm aus dem Bündelein ein irdenes Gefäß und molk die Ziege, die sich nicht im mindesten widersetzte. Wie ließ sich Josepha nicht die frische Milch schmecken! auch der Mutter bot der Knabe und sie fühlte sich dadurch sehr erquickt. Josephas Angesicht ward wie verklärt, sie schlang liebkosend die Aermlein um die Mutter, und diese hob das Kind dem Anton entgegen mit den Worten des Heilandes: „Was ihr dem Geringsten unter Euch gethan habt, das habt Ihr mir gethan!“

„Recht,“ versicherte der Knabe gemüthlich, „zuerst wollte ich dem Heiland es thun, Ihm Speise und Trank reichen, und dann Euch! der Heiland segne es nur Euch; aber wollt Ihr denn heute wirklich so weit noch gehen? bleibt doch in Burkersberg!“

„Ich kann nicht,“ versicherte das Weib; „in Leupersdorf habe ich eine Anverwandte, die wird mich wohl über Nacht behalten; in Burkersberg kenne ich Niemanden, da müßt' ich zahlen und ich bin fast ohne Geld!“

Welch schöne Gelegenheit für Anton, sein Geld bei Christo verzinslich anzulegen! die durfte er nicht unbenützt vorübergehen lassen. Er zog eilends sein Sparbüchslein heraus, darin die fünfzehn Kreuzer lagen, und bot dem dem Weib einen Groschen an mit den Worten: „Thut mir den Gefallen und bleibt heute Nacht doch zu Burkersberg im Wirthshause, sonst könntet ihr mir Schaden leiden, an Euerer Gesundheit; mit diesem Groschen könnt Ihr ja das Schlafgeld bezahlen und mit diesem Sechser die Zehrung.“

Die Frau wollte das Geld nicht nehmen; da drückte der Knabe es dem Kinde in die Hände und sprach freundlich: „Seht, ich schenk' es Euerer Josepha, und wenn sie

zu Jahren kömmt, gewiß, gibt sie mir es wieder." Das Kind hatte mit dem Gelde große Freude und spielte mit den Münzen. Die Frau aber sprach: „Das lohne Dir Gott, Du frommer Knabe! Du bist mir heute ein größerer Helfer gewesen, als Du selber glauben magst! schau, ich bin eine tief gebeugte Wittfrau und dieß Waislein hat seinen Vater kaum ein Jährlein gehabt! vor anderthalb Jahren starb mir der Mann, dem Gott die ewige Ruhe geben wolle — und bald darauf ward mein einziges Kind auf beiden Augen blind! ach Herr, das war ein Jammer, ich wäre bald selber blind geworden vor Weinen, ich lief zu allen Badern und Doctoren und es ward dem Kinde wenigstens in so weit geholfen, daß es auf einem Auge wieder sah: Gott sey es tausendmal gedankt! aber die theuern Arzneien hatten mein ganzes bischen Vermögen aufgezehrt, und es ward eine große Noth. Da nahm ich meine Zuflucht zu der Mutter Gottes und verlobte mich nach Maria Einsiedeln in die Schweiz, auf daß durch ihre mächtige Fürbitte meine Josepha ihr Augenlicht wieder ganz erhielte, und meine Noth gemildert würde. Der Weg nach Maria Einsiedeln ist aber ein weiter und mühsamer; seit mehrern Tagen habe ich mit dem Kinde kaum trockenes Brod zu essen, und heute wollte mir fast das Vertrauen auf Gott sinken und Zaghaftigkeit mich beschleichen! Da kamst Du, und halfst uns zu Speise und Trank, und sprachest trostreiche Worte zu mir, daß meine betrübte Seele wieder Muth fassen und die Versuchung überwinden konnte. Das danke Dir Gott, und ich meine fast, Er hätte Dich zu mir gesendet."

Dem Knaben war es ganz weich um das Herz geworden, als ihm die arme Frau ihre Noth erzählte, alles bot er auf, sie zu trösten und in dem Glauben zu bestärken, daß ihr der barmherzige Gott durch die Fürbitte der

seligsten Mutter Maria helfen werde; bis dorthin solle sie ihr Kreuz geduldig in dem Herrn tragen, der zu der rechten Zeit gewiß mit seiner Hilfe kommen werde. Da lächelte die Frau; recht fröhlich sah sie zu dem Himmel, und sprach: „Hab' ich denn nicht schon eine Hilfe und zwar eine große Hilfe von Ihm erhalten? mein Gelübde will ich lösen und zu den Füßen der liebreichen Mutter beten für Dich, daß Dir tausendfach vergolten werde, was Du an uns heute gethan."

Und Anton bat, sie möge also thun und auch seiner Mutter nicht vergessen. Die Frau versprach es und drang nun in den Knaben, heimzukehren. Der aber trug ihr das Bündelein bis auf die Höhe des letzten Berges, von wo aus man Burkersberg schon sehen konnte. Auf dieser Höhe stand ein Kreuz; hier beteten sie miteinander ein Vater Unser und nahmen dann Abschied. Anton hob ihr das Bündelein auf den Rücken; den letzten Sechser hatte er ihr heimlich in das Bündelein hineingeknüpft. „Geleite Euch Gott und kehrt gesund und gesegnet nach der Heimath zurück," war Antons letztes Wort. Und die Frau rief: „Komm' ich zurück, so will ich Euch aufsuchen und Euch ein Andenken bringen von der Mutter Gottes." Josepha warf ihm ein Kußhändlein zu — und bald waren sie den Augen des Knaben entschwunden.

Anton aber verweilte noch eine Zeit lang bei dem Kreuze; eine süße Freude erfüllte sein Herz; und leise fragte er: „Herr, habe ich mein Capital recht angelegt? der Wille war gut, o nimm es nur gnädig auf!" Und es war ihm, als spräche eine freundliche Stimme zu ihm, der Heiland hätte seine Gabe gerne aufgenommen und würde sein Capital reichlich verzinsen. Der Knabe aber bat: „Keinen Zins, mein Jesu, nur Deine Liebe und einst Dein Reich!"

Auch die Mutter war vollkommen mit Anton zufrieden, als er des Abends nach Hause kam und ihr Alles erzählte. Anton bat sie um Erlaubniß, auch die zweite Hälfte seiner Capitalien auf Zinsen bei Christo ausleihen zu dürfen. Wie gerne gab sie ihm die gute Mutter! hätte sie ihm nur so viele Gulden geben können, als im Sparbüchslein Kreuzer lagen! Anton hatte durch seine Mildthätigkeit der Mutter große Freude gemacht; deßhalb wollte sie ihm auch eine Freude machen und erzählte ihm des Abends folgende Geschichte:

„Es lebte einmal vor vielen hundert Jahren ein König von England, der Alfred hieß; es war ein tapferer, frommer König; aber der Anfang seiner Regierung war voll Unglück und Jammer für ihn und sein Reich. Schaaren von Feinden brachen ein in sein Land, und trotz aller Tapferkeit ward er mehrmals besiegt, denn sie waren ihm mehr als dreimal überlegen; dazu kam noch eine Hungersnoth und anderes Elend, so daß Alfred in seinem Lande als Flüchtling gar oft umherirren mußte, oft von einigen Edeln oder wenigen Kriegern begleitet, oft ganz allein oder in der Kleidung eines Bauern.

In einem geheimen Schlupfwinkel seines Reiches, der von Waldung und Sümpfen wohlgeschützt war, sammelte er endlich einige Krieger um sich, die aus ihrem verborgenen Aufenthalte Tag und Nacht Streifzüge machten, theils zu jagen und zu fischen, theils andere Bedürfnisse von den Feinden zu erbeuten, und ihnen auf jede Art Abbruch zu thun.

Zu dieser Zeit begab sich ein Ereigniß, das des Königs mit Kummer und Leid erfülltes Herz ungemein tröstete und mit neuer Hoffnung belebte. Eines Tages nämlich — es war Winterszeit — waren alle seine Krieger ausgegangen; er allein und seine Gemahlin waren zu

Hause geblieben. Alfred las, als er auf einmal am Thore klopfen hörte; er ging und öffnete das Thor: da stand ein Armer, welcher bat, ihm um Christi Willen einen Bissen Brod zu geben. Alfred heißt seine Gemahlin im Brodschranke nachsehen, ob noch etwas vorhanden wäre. Die Königin sieht nach und meldet ihm, daß nur noch Ein Brod übrig wäre, kaum möge es hinreichen, die Krieger, die zu fischen ausgegangen wären und jeden Augenblick kommen sollten, zu sättigen.

„Gesegnet sey Gott in seinen Gaben!“ rief Alfred aus, und fügte hinzu: „Ich bitte Dich um Christi willen, Weib, gib ihm die Hälfte des Brodes.“ Wer mit fünf Broden und zwei Fischen fünftausend Menschen speisete, der kann auch, so es ihm gefällt, dafür sorgen, daß das halbe Brod für uns ausreiche.“

„Und die Königin gab dem Armen das halbe Brod.

„Hierauf nahm Alfred sein Buch wieder in die Hand, schlummerte aber bald ein und sieh! der heilige Cuthbert, welcher vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte, erscheint ihm im Traume und gibt ihm im Namen Gottes die Versicherung, Gott werde sich nun Englands erbarmen, und ihn, weil er sein letztes Brod mit dem Armen getheilt, wieder auf den Thron setzen. Als bekräftigendes Zeichen dieser Verheißung würden bald seine Krieger mit außerordentlich reichem Fischfange zu ihm kommen.

„Alfred erwacht, ruft seiner Gemahlin, ihr den Traum mitzutheilen; sein Ruf erweckt sie, denn auch sie war eingeschlummert. Wie groß war beider Erstaunen, als jedes von ihnen seinen eigenen Traum erzählen hörte. Die Königin hatte denselben Traum gehabt. Bald kamen Alfreds Krieger von ihrem Zuge heim mit so reichem

Fischfange, daß dieser schon an sich, auch ohne Verheißung für ein Wunder gelten konnte.

„Bald ging auch der wichtigere Theil des Traumes in Erfüllung. Alfred nahm den Thron wieder ein; er herrschte als milder und weiser Fürst mit Glück und Ruhm, und Gott segnete ihn, weil er barmherzig war und sein letztes Brod mit dem Armen getheilt hatte."

Die Erzählung hatte dem guten Anton große Freude gemacht und konnte ihn in seinen Vorsätzen nur bestärken. „Ei, Mutter, gar einen Thron hat der mildthätige Alfred bekommen? ach, keinen Thron, keine Ehre möchte ich haben, wenn ich nur einstmals sitzen darf zu den Füßen des Thrones meines Heilandes!" rief er.

Und der Herr gab ihm eine süße, ruhige Nacht; Frau Monica aber wachte, sie wachte und arbeitete die halbe Nacht — sie arbeitete heute zwei Stunden länger, damit sie das Sparbüchslein ihres Sohnes wieder füllen und ihm zu einem neuen Capital, bei Christo anzulegen, wieder verhelfen konnte.

So schlug es die zwölfte Stunde; da entsank ihren müden Finger die Nadel, sie glaubte in Antons Kämmerlein ein Geräusch zu hören; sie ging hinein; fröhlich und verklärten Antlitz, die Händlein gefaltet, die Aeuglein halb geöffnet lag er da, als wäre er in der Engeln Gesellschaft; voll Mutterliebe neigte sich Frau Monica über den Schlafenden; es fiel eine Thräne auf seine Stirne. „Armes Kind," sprach sie leise, „zwar kein Thron war dir bestimmt, aber ein fürstliches Vermögen konntest du erben, wenn — ach, Vater des Himmels — Du hast es anders gewollt! Dein Wille geschehe! Du Kelch des Leidens, ich verschmähe Dich nicht!"

Wie Anton die Durstigen tränkt.

Es kam der Winter und er war sehr strenge; bald lag die Gegend um Birshausen unter einer Eis- und Schneedecke; die Wege waren überall verschneit, und nur mit großer Mühe konnten die Leute von Birshausen nach Burkersberg zur Kirche kommen. Da blieben der Kälte wegen gar viele Kinder aus der Schule und Kirche; nicht so Anton; in der Kirche die heilige Messe und Gottes Wort zu hören, in der Schule etwas Nützliches und Gutes zu lernen — das war ja die Freude seines Herzens. — Mochte die Kälte noch so strenge und der Wind noch so scharf seyn, der eifrige Knabe ließ sich nicht abhalten; Frau Monica, die zärtliche Mutter hatte oftmals große Sorge; aber Anton bat so innig und sprach dann: „Mutter, es geht in die Schule und in die Kirche; Mutter, das wehre mir nicht; ich gehe ja nicht allein! wenn auch Niemand mich begleitet, so ist ja doch mein Schutzengel bei mir, und der läßt mir nichts geschehen. Mutter, ich muß in der Kirche zu dem Heilande, muß in der Schule lernen." Da gab Frau Monica nach; sie begleitete öfters das Söhnlein selbst, und sorgte dafür, daß er immer in Gesellschaft von gutgesitteten Knaben zur Schule ging.

Ungefähr eine halbe Stunde von Burkersberg, auf der Waldseite, floß eine kleine Quelle, die zum Theil ihr reines Wasser in eine Art von natürlichem Becken ergoß. An dieser Quelle labten sich meist die Thiere des Waldes, die Häslein, die Rehe und Hirsche; aber auch dem Wanderer und den Schulkindern behagte ein Trunk frischen Wassers, wenn sie vorüberzogen. Diese Quelle war nun durch die strenge Kälte eingefroren. Da begab es sich einmal, daß Anton von der Nachmittagsschule nach Hause ging und zur Quelle kam. Zwei Rehe standen bei der Quelle, durstend hing ihnen die Zunge heraus, und mit den

zarten Füßlein scharrten sie den Schnee weg von der Eisdecke, konnten sie aber nicht durchbrechen und zum Wasser kommen. Die armen Thierlein, die ihren Durst durch Lecken von Eisstücken zu löschen suchten, erregten Antons tiefstes Mitleiden. Er ging zur Quelle und mühte sich, in ihre Eisdecke Löcher mit seinem Stocke zu hauen. Die Decke war sehr dick; und erst nach vieler Mühe und Anstrengung brach er durch und frisches Wasser ergoß sich auf die Oberfläche. Die Rehe waren bei seiner Annäherung scheu entflohen und hatten von weitem im Walde Antons Bemühen zugesehen; jetzt rief er sie mit freundlichen Worten zurück und entfernte sich, damit sie ohne Furcht ihren Durst stillen konnten. Und wirklich die Rehe kamen zur Quelle, und mit größter Freude sah Anton, daß sie nach Herzenslust tranken. So that er jeden Tag, Früh' und Abends. So oft er zur Quelle kam, und das Wasser keinen Abfluß hatte, öffnete er die Decke des Eises; mehr als einmal hatte er die Freude, die Thiere des Waldes und die Vögel der Luft daraus trinken zu sehen; selbst Wanderer und Schulkinder hielten oft an der Quelle stille und labten sich mit einem Trunke. Das war mehr als hinreichender Lohn für Antons Mühe.

Wie oft gab es im warmen Frühlinge, wie oft in dem heißen Sommer für Anton Gelegenheit, die Durstigen zu tränken! Unweit der Schule stand ein Pumpbrunnen; zur Zeit der Wärme war der Brunnen von den durstigen Kindern umlagert und jedes drängte sich hinzu, sich zu laben. Wie oft mühte sich da nicht der Knabe, für die schwächern, kleinern Kinder Wasser zu erhalten; gar oft tränkte er sie zuvor aus seinem Gläslein, ehe er die heißen Lippen benetzte; da floß gar oft der Schweiß von seiner Stirne und seine Hände wurden wund, wenn er den schweren Eimer an der eisernen Kette aus dem

tiefen Brunnen hervorzog, um ihnen zum Wasser zu helfen!“ Auch Undank hielt den Knaben von solcher Gutthätigkeit nicht ab. Einstmals hatte er sich bei dem Heraufwinden des Eimers das eine Händlein wund gerissen, und ein paar Tröpflein Blut waren in das Wasser gefallen. „Das mag ich nicht, das kannst du selber trinken,“ sprach das Mägdlein, für das er sich so geplagt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, ohne der Schmerzen seiner Hand zu achten, goß Anton das Wasser aus, ließ den Eimer hinab, zog ihn mit größter Anstrengung herauf, und bot dem Kinde ein reines Wasser dar.

Wie oft theilte er nicht sein Schüsselein Milch unter die Kinder des Dorfes aus! wie oft überließ er nicht die Erdbeeren, die er sehr liebte, seinen Mitschülern und Mitschülerinnen, die weniger glücklich als er, umsonst gesucht hatten, und verlangende Blicke auf sein volles Schüsselein warfen, oder über Hitze und Durst klagten. Einstmals, als er eben an einem Vacanztage nach Erdbeeren suchte, begegnete ihm in dem Walde ein altes Weib, eine Taglöhnerin; sie war in Burkersberg bei dem Bader gewesen, ihres kranken Mannes wegen, und der Bader hatte ihr gesagt, es bedürfe der Mann ein Glas Wein, das wäre für ihn die beste Arznei; aber woher sollte die blutarme Frau den Wein kaufen? Das erzählte nun die bekümmerte Frau dem guten Knaben und die Noth ging ihm sehr zu Herzen; doch, wie er nun auch hin und her sann, es wollte ihm kein Mittel einfallen, wie da zu helfen sey. Am Saume des Waldes begegnete ihnen ein junger frischer Jägersmann, den Stutzen im Arme, an der Seite die Feldflasche. Die Erdbeeren, die Anton in einem reinlichen Gefäße trug, schienen dem Jäger zu gefallen; er erbot sich, ihm dieselben abzukaufen und äußerte, Erdbeeren und Wein, das sey ein köstliches Gericht, das ihm

jetzt schmecken sollte, und er griff nach der Feldflasche. „Ihr habt Wein in Euerer Feldflasche? rief der Knabe freudig, o so nehmt die Erdbeeren, nehmt sie alle; gebt mir Wein dafür, nur Einen Schluck Wein für den alten Mann dieses Weibes, der krank ist und Wein braucht und sich keinen kaufen kann.“ Der gutmüthige Jäger gab sogleich der armen Taglöhnerin die Flasche, die mit sehr gutem Wein gefüllt war, legte ein Stück Geld dazu und ging von Anton und dem Weibe gesegnet, seiner Wege. Die Taglöhnerin aber hatte wohl erkannt, daß vornämlich Anton ihr zu dem Weine geholfen hätte, der ihren alten Caspar mit neuer Kraft tränken sollte, und versprach ihm ein ganzes Vierteljahr alle Tag' ein Vater, Unser.

Herzensvergnügt ging Anton nach Hause; meinte er ja selbst, er hätte aus der Quelle der reinsten Freude einen erquicklichen Trunk gethan; welche Freude ist aber wohl süßer, als die, ein gutes Werk der Barmherzigkeit gethan zu haben?

Anton hatte auf morgen noch einen Unterricht aus der biblischen Geschichte zu lernen, der Inhalt des Unterrichtes war aber das Wunder der Hochzeit zu Canaan, wo der Heiland auf die Fürbitte seiner lieben, jungfräulichen Mutter das Wasser in den Wein verwandelt hat. „Ei,“ dachte der Knabe bei sich, „ist nicht heute fast ein ähnliches Wunder geschehen? zwar ist kein Wasser in den Wein verwandelt worden; aber wer hätte denn geglaubt, daß ich so unerwarteter Weise in dem abgelegenen Forste zu einer Flasche Wein für meinen Kranken käme? Gewiß, der Heiland hat den guten Jäger geschickt, und Maria, die Mutter der Barmherzigkeit hat für den kranken Taglöhner gebeten! möge sie fortwährend für alle Leidenden und Presthaften um heilsame Arzneien und

stärkende Getränke zu Gott bitten! und" setzte er ganz in der Stille bei, „mir auch zu Zeiten eine Flasche Wein schicken! wahrlich, für mich keinen Trunk, aber die durstigen, schwachen Kranken — die wollte ich tränken."

Es kam auch eine Zeit, wo Anton nicht bloß Flaschen, sondern Fässer des edelsten Weines in seinem Keller hatte; und er war seines Wortes eingedenk — den besten Theil desselben spendete er mit der alten Liebe den Kranken.

Sein Vorsatz nach Kräften die Durstigen zu tränken, erhielt eine neue Ermunterung, als er vor einem Feldkreuze vorbei kam, zu dessen Füßen der römische Soldat stand und dem Gekreuzigten den Schwamm voll Galle und Essig mit der Lanze hinauf bot, seinen Durst zu stillen. Das ging Anton recht zu Herzen. „Ach, liebster Heiland, ich glaube wohl, daß Dich dürsten mußte. Du mußtest ja Dein heiliges Blut hergeben, um unsere Sünden rein zu waschen; Du gabst es her, bei dem heiligen Abendmahle, um uns damit zu tränken." Den römischen Soldaten zankte er aus, daß er dem Heilande Galle und Essig gegeben und es wäre doch der Sohn Gottes in Seiner Todesnoth des süßesten Weines werth gewesen.

Mit gewohnter Aufrichtigkeit entdeckte er Alles, was heute vorgefallen, der Mutter und diese erzählte ihm auf seine Bitte folgende Geschichten von barmherzigen Seelen, welche die Durstigen tränkten.

„Es ging einmal eine Fürstin in den Rheingegenden mit einer Hofdame auf das Feld spazieren. Am Wege saß ein armes, von Kummer und Elend gebeugtes Weib, mit einem Säugling im Schooße. Die Fürstin blieb mitleidig stehen, und sagte: „Euer Kind ist wohl krank?" „Ach," versetzte die arme Frau, „der kleine Wurm ist am Verschmachten; die Nahrung in meinen Brüsten ist vertrocknet; denn ich habe seit zwei Tagen Nichts gegessen,

als ein Stückchen dürres Brod.“ Die Hofdame langte auf den Wink der Fürstin ein Goldstück hervor und gab es der unglücklichen Mutter. Diese aber weinte und sagte: „Wenn es doch schnell zur Milch würde!“ Dieses Wort traf das Herz der edlen Fürstin; sie hatte zu Hause auch einen Säugling, den sie selbst stillte. Sie setzte sich also neben das arme Weib auf den grünen Rasen, nahm das Kind und stillte es.

„Wie Mutter? eine Fürstin war es, die also that?“ fragte Anton.

Anton schwieg eine Zeit lang still. „O Mutter,“ rief er dann in tiefer Bewegung, „welche Liebe! diese Fürstin hat mehr gethan, bei weitem mehr gethan, als ich.“

Die Mutter fuhr weiter: „Was ich dir jetzt erzähle, ereignete sich im vergangenen Jahrhundert. Du weißt, Anton, daß es in Nordamerika ungeheuere Wälder gibt, wo Tage weit kein Dorf, kein Hüttlein zu finden ist; nur streifende Indianer und Jäger halten sich darin auf und treiben Jagd auf Büffel, Hirsche und Bären und anderes Gewild. Ein solcher Jäger war einstmals von seinen Begleitern abgekommen, und alle Mühe, die er sich gab, sie wieder zu finden, oder ein Dorf zu erreichen, war fruchtlos; er kam nur um so tiefer in unwirthbare Wildniß. Sein Vorrath an Lebensmitteln war bald verzehrt; doch durfte er er den Hunger nicht fürchten, so lange er noch Pulver hatte, womit er das Wild schießen konnte. Als aber dieses zu Ende ging, ward seine Lage wahrhaft schreckbar. In dieser öden, unfruchtbaren Wüste gab es keine Fruchtbäume, keine nahrhafte Beeren und Wurzeln; nur Wasser hatte er zur Erquickung und dieses war auch zumeist schlecht und schlammig. So war es kein Wunder, daß er ganz von Kräften kam, und alle Hoffnung aufgab, lebend aus der Wüste zu kommen.

Zur Zeit der höchsten Noth half aber der Herr, der Gott der Barmherzigkeit. Ein Pelzhändler, der mit mehreren Jägern in dieser Gegend dem Wilde nachstellte, fand ihn, der kaum mehr aus Schwäche auf den Füßen sich halten konnte, nahm seiner sich liebreich an, sättigte ihn, und trug für ihn Sorge, daß er seine Heimath wieder erreichte. Der Jäger nahm von seinem Retter den dankbarsten Abschied und sprach: „Wollte Gott, ich könnte Euch vergelten, was Ihr mir Liebes erwiesen habt!"

„Das war nicht viel, was ich Euch gethan habe," meinte dieser; „ich gab Euch nur Einige Stücke Brod und Fleisch; das war Alles, ich habe Euch gespeiset, als Ihr hungrig war't! Ihr müßt mich einmal tränken, wenn ich dürste!"

Das letztere sagte der Pelzhändler aus Scherz; denn er war ein reicher Mann, der Jäger aber arm. Und doch konnte ihm der Jäger diesen Liebesdienst erweisen; er konnte ihn in seinem Durste tränken zu einer Zeit, wo um alles Gold der Welt kein Tröpflein Wasser zu haben war."

„Wie ging aber dieß zu, Mutter?" fragte Anton ganz verwundert.

„Höre nur; nach einem Jahre kamen der Pelzhändler und der Jäger auf einem Schiffe, das nach Europa fuhr, wieder zusammen; sie hatten beide große Freude, einander wieder zu sehen. Aber die Freude sollte nicht lange dauern; es kam ein gewaltiger Sturm; das Schiff litt Schiffbruch und nur mit genauer Noth konnten die Passagiere ihr Leben in einem Boote retten; sie hatten nur wenig Lebensmittel mitgenommen und namentlich war der Wasservorrath so gering, daß jeden des Tages kaum die Hälfte eines Quartglases traf und doch war gerade zu dieser Zeit die Hitze brennend, und das Boot

unbedeckt. Du kannst dir denken, welche Pein die armen Schiffbrüchigen ausstanden; mehrere starben schon des nächsten Tages vor Durst. In dieser traurigen Lage erinnerte sich der Jäger, was der Pelzhändler in der Wüste für ihn gethan und sprach zu ihm: „Ihr habt mich in meinem Hunger gespeiset; jetzt will ich Euch tränken, so gut ich es kann." Und er überließ ihm die Hälfte seines Wasser-Antheiles; er litt brennenden Durst, damit er seinen Retter tränken könnte; der Pelzhändler war ein bejahrter Mann, und wäre ohne diese Liebe des Jägers zu Grunde gegangen, der Jäger aber war noch jung, kräftig und abgehärtet, und so konnte er den Durst einige Tage aushalten; da trafen sie auf ein Schiff, das rettete sie und führte sie nach Europa; der gute Jäger fiel in eine schwere Krankheit; der Pelzhändler stand ihm bei und wich nicht von ihm, bis er genesen war; dann nahm er ihn als seinen Sohn an, und so ward ihm jeder Wassertropfen vergolten, den er dem Durstigen geschenkt hatte."

Wie Anton die Nackten bekleidet.

Mit derselben Liebe, welche nach Kräften und meist mit eigener Entbehrung Hungerige zu speisen und Durstige zu tränken bemüht war, sorgte Anton auch für die Halb- und Schlechtbekleideten so gut er es vermochte. Freilich, da ging es etwas schwerer. Anton war wohl gut gekleidet, dafür sorgte Frau Monica, die liebreiche und reinliche Mutter, mit allem Fleiße; seine Kleidung unterschied ihn jedoch nur wenig von den Knaben des Dorfes; nur war die Wäsche etwas feiner; aber Ueberfluß an Kleidern hatte Anton keineswegs, und hätte Frau Monica seiner, zu Zeiten übermäßigen Freigebigkeit nicht gewehrt, so wäre es bald dahin gekommen, daß er sich mit Ehren kaum hätte auf der Gasse zeigen dürfen. Denn bald

wollte er dem einen zerlumpten Knaben ein Halstüchlein schenken, bald dem andern ein Westlein; sah er ein Kind barfuß bei kaltem nassen Wetter gehen, so wäre er alsobald hingelaufen und hätte ihm die eigenen Strümpfe und Schuhe angezogen. Bei aller überströmenden Herzensgüte vergaß aber Anton niemals, daß er ohne Erlaubniß der Mutter durchaus nichts wegschenken dürfe, und diese gab ihm ja Frau Monica gerne, wenn es ein bischen eine Möglichkeit war. So hatte sie einst ihrem Söhnelein nicht ohne Aufopferung ein warmes Tuchmäntelein für den Winter gekauft; Anton hatte die größte Freude daran; aber kaum hatte er es acht Tage getragen, als er zur Frau Monica mit der dringenden Bitte kam, das Mäntelein mit Bernard, einem blutarmen und dabei kränklichen Knaben, theilen zu dürfen; denn er litte schwer von der Kälte; Bernard wäre kleiner als er, und der ziemlich große Kragen seines Mänteleins, den er recht leicht entbehren könne, gäbe für ihn ein ganz gutes Mäntelein. Anton bat so lange, bis die Mutter es ihm gestattete, und sich selber die Mühe nahm, den Kragen für Bernards Mäntelein herzurichten. Es ist mit Worten die Freude nicht zu schildern, die Anton empfand, als er Bernard das Mäntelein bringen durfte! „Bernard,“ rief er freudig, „jetzt hast Du ein Mäntelein! jetzt darfst Du nimmer frieren!“ Anton merkte bald, daß sein Mäntelein, nun ohne Kragen, bei weitem nicht mehr so gut wärme und vor Schnee und Regen schütze, als zuvor. Aber wenn es ihn auch äußerlich fror, innerlich ward es ihm lauwarm, so oft er den kleinen Bernard in seinem Mantelkragen, vergnügt wie ein König, dahersteigen sah, und dieser einen dankbaren Blick auf seinen Gutthäter warf. An der Kirche zu Burkersberg war der heilige Martinus abgemalt, wie er dem Armen die Hälfte seines Mantels

schenkt, und ihm der Herr, mit dieser Hälfte des Mantels bekleidet, in der Nacht erscheint. So oft der Knabe dieß Bild ansah, stieg eine warme lichte Freude in seinem Herzen auf. Sich mit dem großen Heiligen zu vergleichen, das kam dem demüthigen Knaben wohl nie in den Sinn; aber innerlich rief es: „Du hast gethan, wie Martinus, in dem armen Bernard hast du deinen Herrn und Heiland bekleidet, und deine Gabe hat Er so gerne aufgenommen, wie jene des Martinus."

Die Mutter war mit Anton sehr zufrieden, und erzählte ihm folgende Geschichten von barmherzigen Seelen, die da sich ein Geschäft machten, um Jesu willen, die Nackten und Armen zu bekleiden.

„In dem strengen Winter des Jahres 1813 ging ein Hilfspriester von seiner Filialkirche, die sich in der Nähe Wiens befand, nach Hause. Der bittern Kälte wegen hatte er sich warm, ja doppelt fast angekleidet; auf dem Kopfe trug er eine wollene Mütze und darüber einen Hut; so hatte er auch zwei Westen angezogen, zwei Röcke und zwei Beinkleider; über seine Stiefel trug er zwei Filzschuhe mit gutem Leder gesohlt; an den Händen ein doppelt Paar Handschuhe. Er mußte, um in sein Pfarrdorf zu kommen, durch einen Wald gehen; hier begegnete ihm ein Jude, schaudernd vor Kälte, armselig gekleidet, und sichtbar von der Noth abgezehrt. Der Jude bat den Priester um ein Almosen und dieser gab ihm mitleidig Alles, was er an Gelde bei sich hatte — es waren achtzehn Kreuzer. Mit großem Danke entfernte sich der Jude; theilnehmend sah ihm der Priester nach; sein schwankender Gang, seine dürftige Bekleidung, sein kummervolles Aussehen, erregte sein größtes Mitleid; er rief den Juden zurück und sprach: „Ich kann es nicht ansehen, was Du von der Kälte leidest; und er nahm seinen Hut und setzte

ihn dem Juden auf, desgleichen zog er die übrigen Kleidungsstücke, als Beinkleider, Rock, Weste aus und legte sie ihm an, und das waren gerade die bessern Kleidern, dann entließ er den Juden mit seinem Segen. Diese Barmherzigkeit, die ein Priester an ihm geübt, hat bald der Jude selbst in Wien unter Vergießung vieler Thränen des Dankes und der Rührung erzählt."

Frau Monica nahm von dieser Geschichte Anlaß, ihr Söhnelein zu erinnern, daß man bei Verrichtung eines Werkes der Barmherzigkeit nicht auf Volk und Vaterland, nicht auf Religion, Stand und Alter, nicht auf Freundschaft oder Feindschaft sehen müsse, sondern nur auf die Noth des Bedürftigen; so hätte dieser fromme Priester gehandelt; er hätte gar wohl gewußt, daß der Arme ein Jude sey, aber dessen ungeachtet ihm die Gabe gereicht; man müsse ferner nicht blos von seinem Ueberflusse geben, sondern vielmehr von der eigenen Nothdurft; auch dieß hätte der Priester gethan; nicht blos die ganze Baarschaft hätte er dem Juden gegeben, sondern weil er wohl sah, daß damit dem Armen nicht ganz geholfen wäre, auch einen vollständigen Anzug und zwar den bessern, den er besessen. Das sey das große Gebot der Liebe, alle als Kinder Gottes wegen Gottes und des Heilandes zu lieben, je nach der Größe der Noth allen zu helfen, und sich nicht blos zu begnügen, die Noth des Dürftigen zu lindern, sondern ihn gänzlich davon zu befreien, wenn es anders möglich wäre.

Anton hatte der Mutter mit größter Aufmerksamkeit zugehört; sie hatte ihm ja aus der Seele gesprochen, und er gelobte, so zu lieben und zu thun, wie dieser so mildthätige Priester, und hatte er denn nicht auch also gethan? Aber weil es seine Freude war, von liebreichen, barmher-

zigen Seelen zu hören, so bat er die Mutter um eine zweite Geschichte, und Frau Monica hob an:

„Zu Cöln am Rheine lebte vor vielen Jahrhunderten ein frommer Priester, Herr Enfried genannt; er war ein einfacher und gerader, den Werken der Barmherzigkeit ergebener Mann, mit dem diese freundliche Tugend von Kindheit an aufgewachsen war. Er war anfangs Pfarrherr in Stegeberg, wo sein Haus Fremdlingen und armen Reisenden beständig offen stand, dann ward er nach Cöln berufen, wo er Chorherr an der Stiftskirche des heiligen Andreas, und bald darauf selbst Dechant des Stifts wurde. Auch in Cöln blieb er ein Vater der Armen und ein Tröster der Waisen."

„Als Herr Enfried eines Tages — es war der Festtag des heiligen Gereon, der in Cöln sehr verehrt wird — nach der Kirche eben dieses Heiligen ging, folgte ihm ein mehr als halbnackter Bettler mit ungestümem Geschrei nach; da er eben nichts hatte, das er dem Armen geben konnte, und gleich wohl, weil dieser in so strengen Kälte nichts fand, womit er seine Blöße bedeckte, ihn wollte nicht leer ausgehen lassen, befahl er dem Schüler, der ihn begleitete, vorauszugehen, verbarg sich in einem Winkel der Kirche, wo er von Niemand konnte gesehen werden, und zog daselbst, weil er dem Armen kein anderes Kleidungsstück geben konnte, sein Beinkleid aus, ließ solches fallen, und befahl jenem, dasselbe aufzuheben, der es auch mit großer Freude annahm und sich eilig damit entfernte."

„Wiewohl der heilige Mann dieß Werk der Barmherzigkeit tief verborgen glaubte, ließ die göttliche Vorsehung es dennoch zu, daß solches zum Beispiel für Andere an das Licht kam; denn als sie von St. Gereon zurück waren und beim Camin standen, sich zu erwärmen, er aber nicht wie die Uebrigen das Pelzkleid aufhob, mahnte ihn dessen

ein anderer Stiftsherr und sprach: „Hebet doch Euer Pelzkleid auf, damit es nicht Feuer fange und wärmt Euch!“ denn die Kälte war strenge und Enfried bereits bei Jahren. Da er aber hierauf antwortete: „Das ist nicht nothwendig!“ erwiederte jener sogleich: „Ich wollte darauf wetten, daß Ihr kein Beinkleid anhabt.“ Herr Enfried aber ward glühend roth bei diesen Worten und wußte nicht, was er sagen sollte; seine Mitbrüder aber lachten. Endlich sprach er ganz verwirrt, er habe es fallen lassen, und verschwieg auf solche Weise sein tugendliches Werk.“

Aber ein Werk der Liebe, die ein reiches Kleid verschmähte, um Arme kleiden zu können, hätte Frau Monica aus ihrem Leben selber erzählen können. — In ihrer Geburtsstadt lebte eine Jungfrau, kaum fünfzehn Jahre alt, von edler Abkunft und hoher Schönheit. Ein reicher Oheim sandte ihr zur Feier ihres Namenstages 30 Gulden, mit dem Beifügen, sie sollte sich ein schönes Kleid von Seide darum kaufen; doch stünde es ihr frei, dieß Geld nach ihrem Belieben zu verwenden. Mit größter Freude ward dieß schöne Geschenk von der Jungfrau aufgenommen, und sogleich ging sie von einer ältern Freundin begleitet, in den ersten Kaufladen der Stadt, um dort einen Seidenstoff zu kaufen. Der Kaufmann legte ihr eine Auswahl der schönsten Muster vor. Während die Jungfrau unschlüssig schwankte und sich mit der Freundin berieth, kam ein armes Weib mit drei kleinen Kindern, alle mit abgenützten zerrissenen Kleidern, und hungerbleichen Gesichtern; um Gottes willen bat sie den Kaufmann um einige abgelegte Kleider, damit sie ihre und der Kinder Blöße doch nothdürftig bedecken könnte. Der Kaufmann wies ihr mit harten Worten die Thüre und warf ihr eine Kupfermünze zu. Die Frau entfernte sich mit Thränen

in den Augen und blickte beim Hinausgehen die Jungfrau, die unter den kostbarsten Stoffen nur wählen durfte, so schmerzvoll und wehmüthig an, daß dieser der Blick durch das Herz drang. Es war ihr, als riefe ihr die Frau zu: „Wie, du willst dich in Seide kleiden, und ich ein Kind Gottes, wie du, und meine arme Würmlein müssen in Blöße und Schande umhergehen?“ Die Jungfrau legte eilends die Stoffe bei Seite, und verließ mit der verwunderten Freundin den Laden. „Was hast Du denn?“ fragte diese befremdet; „nirgends in der ganzen Stadt bekommst Du schönere und ächtere Stoffe von Seide.“ — „Ich will mir auch keine mehr kaufen,“ war die Antwort; „ach, Emilie, wie kann ich mir Kleider von Seide kaufen, wenn es noch Menschen gibt, die kaum Lumpen haben, ihre Blöße zu bedecken! Emilie sahst Du die arme Frau, sahst Du die Noth ihrer Kinder? auf, laß uns ihnen nacheilen! sie will ich mit dem Gelde meines Oheims kleiden, und gewiß, Gott und die Engel des Himmels, meine Eltern und mein Oheim werden eine bei weitem größere Freude haben, wenn ich die Nackten bekleide, als wenn ich meine, ohnedem so vollständige Garderobe mit einem neuen Kleide vermehre.“

So that die Jungfrau; sie kleidete die Frau, sie kleidete die Kindlein; den Ueberschuß der 30 Gulden aber verwandte sie, den Kindlein Betten anzuschaffen. Seit vielen Jahren, weder zuvor, noch darnach hatte die Jungfrau ihren Namenstag mit größerer Freude und innerlicher Lust begangen, als diesen.

Und die Jungfrau? das war Frau Monica selber gewesen; immer hatte sie sich in jüngern, wie in spätern Jahren der Armen thätigst angenommen und namentlich für ihre Bekleidung Sorge getragen; auch jetzt noch that sie was sie vermochte; da liefen gar viele Kinder in Birs-

hausen herum, denen sie unentgeldlich die Hemdlein gemacht; sie, die in weiblichen Arbeiten ihres Gleichen suchte, hatte gar mancher armen Dirne oder Wittwe Hauben oder Röcke gefertigt, und nichts dafür erhalten und verlangt, als Gottes Lohn; da glich sie der liebreichen Tabitha, bei deren Leichname die armen Wittwen zu Joppe dem Apostel Petrus die Kleidungsstücke zeigten, die sie während ihres Lebens eigenhändig für sie gearbeitet hatte.

Wie Anton die Fremden beherbergt.

Bald nach diesem Gespräche brach in Wallsfeld, einem benachbarten Dörflein, ein großer Brand aus; man sah von Birshausen aus deutlich die Flammen, wie sie sich von Haus zu Haus, von Scheune zu Scheune wälzten und Alles in Asche legten. Während die Bauern von Birshausen zum Löschen liefen, ließ Frau Monica die Arbeit und Alles liegen und eilte mit Anton in die Kirche, um dort die Hilfe Gottes zum Besten der Bedrängten anzurufen. Der Knabe hätte sich jetzt Mannesjahre und Manneskraft gewünscht, um mit den Uebrigen das Feuer bekämpfen und bewältigen zu können. — Alle Mühe des Brandes Meister zu werden, war vergebens; nach wenigen Stunden war ganz Wallsfeld ein großer, rauchender Schutthaufen.

Das war ein großer Jammer! Die Mehrzahl der Wallsfelder war ohnedem unbemittelt; jetzt hatten sie durch den Brand nicht blos ihr Obdach, sondern auch ihre Nahrung, ihre Betten und die ganze Einrichtung verloren. Die umliegenden Dörfer thaten ihr Möglichstes der Noth abzuhelfen; allein für alle Abgebrannten zu sorgen, die schaarenweise umherzogen mit Weibern und Kindern, dieß überstieg die Kräfte ihrer Nachbarn.

Auch nach Birshausen kamen die Abbrändler, und die

Birshauser thaten ihr Bestes, die Nothleidenden unterzubringen; aber allen konnten sie kein Unterkommen verschaffen, und mochten auch nicht; gar viele der Verunglückten waren ihren Sitten und Rufe nach keineswegs lobwürdige Gäste und betrugen sich mitunter in dem Hause, das sie mitleidig aufgenommen, wie in der bekannten Fabel der Igel gegen seinen Hausherrn, den Hamster, der von dem ungebetenen Gaste bald aus der eigenen Wohnung gewiesen worden wäre. Gleich nach dem Brande kam eine arme Taglöhnerswittwe, die Moburfel genannt, mit ihrem achtjährigen Knaben nach Birshausen und bat um Aufnahme, da sie aus dem Feuer nichts gerettet hätte, als ihr Kind und das nackte Leben. Ueberall, wo sie anklopfte, gab man ihr eine kleine Gabe und einen Trostspruch, aber niemand sagte: „Bleibe bei mir mit Deinem Knaben!“ Und keinem, der sie also fortschickte, konnte man Unrecht geben; denn die Moburfel stand in keinem guten Rufe; sie hatte ein böses Maul, war träge und mit nichts zufrieden, und Leopold, ihr Knabe, war ein ganz verzogenes, zornmüthiges, lügenhaftes Kind, das gerne naschte und eben so gerne hinter die Schule ging. Den ganzen Tag war Urfel mit ihrem Söhnlein in Birshausen von Thüre zu Thüre gegangen und hatte gefleht und geweint, gedroht und gescholten, allein niemand sie aufgenommen.

So war es Abend geworden und noch hatte Urfel für die Nacht kein Obdach gefunden. Da kam sie zu Frau Monica's Häuslein, setzte sich mit Leopold auf das Bänklein, welches längs der Wand stand, und begann ein erbärmliches Klagen und Weinen, das sie mit tobenden Scheltworten über die Unbarmherzigkeit der Birshauser reichlich würzte. Leopold strengte gleichfalls die ganze Kraft seiner Stimme an und half der Mutter schreien, weinen und schimpfen. Als nun Monica kam, sagte Urfel geradezu:

„Ich gehe Euch nicht von der Stelle; laßt Ihr mich nicht ein, so schlafe ich mit meinem Buben auf der Bank; ich weiß, Ihr habt kein steinernes Herz, wie jene Pharisäer, welche die Barmherzigkeit bei dem Satan gelernt haben; ich verlange nichts als ein Brett zum Schlafen und zum Kopfkissen ein Bund Heu; habt Ihr ein Stück Brod und einen frischen Trunk Wassers, so gebt mir ihn; denkt, daß mir das Feuer Alles genommen hat."

Das bedachte auch Frau Monica; das Mitleid mit der wahrhaft bedaurungswürdigen Person überwog alle Gründe der Klugheit und der Vorsicht. „So kommt denn Ursel mit Euerem Knaben; was ich, die ich selber von der Händearbeit lebe, habe, das will ich gerne mit Euch theilen; nur nehmt vorlieb."

Anton hatte mit Freuden den Ausspruch der liebreichen Mutter gehört, und das Thürlein geöffnet; die Mobursel, ihr Söhnlein an der Hand, stieg die Stufen hinan, schwankte aber und ein Geruch ging von ihr, der deutlich verrieth, daß sie dem Branntweinglase über Gebühr zugesprochen hätte. Frau Monica seufzte auf und blickte zum Himmel, als ahne ihr, daß dieser Besuch ihr mehr Leid, denn Freude bringen werde; dessenungeachtet, entschlossen dem Herrn zu Liebe der Verlassenen beizuspringen, bot sie ihr die Hand und half ihr die Stufen hinauf. Der Anblick der so rein und nett gehaltenen Stube mit dem schönen Crucifixe, den blanken Stühlen und dem Tischlein von Eichenholz, machte auf die Mobursel einen guten Eindruck. „Da habt ihr ein schönes Zimmer," sprach sie, „da gefällt es mir wohl." Recht vergnügt setzte sie sich auf den besten Stuhl, Leopold neben ihr auf den Boden und sie fuhr dann weiter:

„Wie sieht's mit dem Abendessen aus?" meinem

Magen thäte ein warmes Süpplein ganz wohl, und auch der Leopold hat Hunger?"

„Leopold möchte eine Bratwurst," rief der Knabe, „eine Bratwurst!"

„Die habe ich nicht," antwortete Frau Monica, „aber eine Brodsuppe, die will ich Euch kochen!" und ging fort. Leopold machte ein böses Gesicht und verlangte von der Ursel mit Ungestüm die Wurst, er schimpfte und gebärdete sich so unartig, daß sogar Ursel, die ihm sonst alle Unarten hingehen ließ, die Geduld verlor und ihn schlug. Da erboste sich der ungezogene Knabe noch mehr. Die Mutter konnte weder im Guten noch im Bösen ihn beschwichtigen; da kam Frau Monica und bedeutete mit großem Ernste dem Knaben, sie würde ihn auf der Stelle auf die Straße setzen und dort müsse er die Nacht zubringen, wofern er sich nicht ruhig verhielte und auf das Wort folge. Leopold machte große Augen, aber er sagte nichts mehr, aß mit der Mutter die Suppe und verlangte dann ins Bett.

Was die Betten anbelangte, war Frau Monica, die arme Wittwe, darauf freilich nicht eingerichtet; doch that sie ihr Bestes, um in der obern Kammer — die einzige im Häuslein, die sie für eine Herberge benützen konnte — ihren Gästen eine erträgliche Liegerstatt zu bereiten. Noch spät Abends ging sie zu ihren Nachbarn und bat um Stroh und Heu, nahm von ihrem eigenen Bette, was sie immer entbehren konnte, an Kissen, und Anton, der barmherzige Knabe, that wie sie; ja, er hätte sein ganzes Bettlein hergegeben, und wäre auf Stroh übernachtet, hätte es die Mutter zugelassen. Während die Mobursel und ihr Söhnlein bei der Suppe saßen, half Anton der Mutter mit größtem Eifer das Kämmerlein oben einrichten, und wahr-

lich, wer sein und Leopolds Bettlein mit einander verglich, der mußte gestehen, daß dieser das bessere hatte.

Als nun Frau Monica mit Antons Beihilfe das Kämmerlein so gut als thunlich eingerichtet hatte, und in ihre Stube zurückkehrte, fand sie den Leopold neben der Mutter schon eingeschlafen und auch diese schon gähnend und schlaftrunken. „Seyd so gut, Frau Monica," sprach sie, „weiset uns die Liegerstatt; seht, mein Bube schläft schon, und ich kann auch kaum mehr die Augen aufmachen!"

„Gerne," erwiederte Frau Monica; „Euere Liegerstätte ist schon bereit; aber wollt Ihr nicht zuvor mit uns Euer Nachtgebet verrichten?"

„Das kann ich auch thun," meinte die Mobursel, „fangt nur an."

Anton weckte aber zuvor den Leopold, auf daß er auch an dem Gebete Antheil nähme. Der hätte aber statt dessen lieber mit ihm gezankt, und auch die Ursel machte darüber ein verdrießliches Gesicht; doch sagte sie kein Wörtlein, als Frau Monica sie ernst und wehmüthig anblickte und gleich darauf zu beten anhob. Die Mobursel und Leopold hörten zu und nahmen an dem Gebete mit mehr Andacht Antheil, als man hätte erwarten sollen. Nur am Schlusse des Gebetes bemerkte Ursel: „Ihr habt da recht schöne Gebete, nur sind sie etwas zu lang; die Ursel macht es etwas kürzer!"

Auch das Morgengebet kam der Mobursel etwas lang vor, etwas kürzer aber das Frühstück, eine Milchsuppe; darnach sprach sie zu Frau Monica: „Habt Dank für Euere Güte; ich muß in der Nachbarschaft mich umsehen, ob ich nicht ein Unterkommen finde, bis ich meine Hütte in Wallsfeld wieder aufbauen kann, wozu ich leider noch keinen Pfenning in der Tasche habe. Seyd so gut und

behaltet um Christi willen meinen Leopold derweilen; es ist ein gutes Kind und wird sich gut aufführen."

Leopold schrie erbärmlich und wollte mit der Mutter fort; nur mit Mühe ließ er sich beruhigen und blieb in dem Häuslein Monica's. Diese und Anton hatten nun mit dem verzogenen, eigensinnigen Knaben eine wahre Noth. Leopold war von der nachlässigen Mutter ganz verwahrloset; seine Kleidung war zerrissen und schmutzig, und Ungeziefer hatte sich überall eingenistet. Das Erste was Frau Monica nach Urfels Entfernung that, war, ihn zu reinigen, und wahrlich, das war kein leichtes Ding; dann sorgte sie für bessere Kleidung und mit Freuden theilte Anton seine Kleider mit ihm, obgleich er nichts weniger als einen Ueberfluß daran hatte. Aber Frau Monica begnügte sich nicht, dem Knaben bloß eine Herberge und Kost zu geben; ihr liebreiches Herz wollte mehr an ihm thun, es wollte an dem verwahrloseten Knaben eine wahre Mutter machen, seine Fehler bessern, und ihn zu allem Guten möglichst anleiten.

Das war eine schwere Aufgabe; aber Frau Monica hoffte auf den Herrn und rief Jesum, den göttlichen Kinderfreund zu Hilfe. Das Erste, was sie sich angelegen seyn ließ, war, den Knaben an den Gehorsam zu gewöhnen; das ging leichter, als es den Anschein hatte; in dem ganzen Benehmen Frau Monica's lag eine Würde, die auf alle einen Eindruck machte, ein ruhiger Ernst, der die Leichtsinnigen im Zaume hielt; auch Leopold fühlte bald das Gewicht dieser Würde, dieses Ernstes, mit der sie befahl, und ihrem Befehl auch Gehorsam zu Wege brachte. Ob er auch anfänglich trotzen und den alten Eigensinn zeigen wollte — Frau Monica brach bald diesen Trotz, im Guten wie im Bösen. Ihr Spruch war: „Wer gegen die Ruthe murrt, murrt gegen den heiligen Geist." Den

Gehorsam wußte Frau Monica zu belohnen, den Ungehorsam ließ sie nicht ungestraft.

Aber was den widerspenstigen Leopold mehr noch, als jene Würde und der strenge Ernst zum Gehorsam brachte, war die Ueberzeugung, die er bald faßte, die Ueberzeugung, daß Frau Monica es gut mit ihm meine, und bei allen ihren Befehlen nur sein Bestes vor Augen hätte. Dasselbe, was er thun mußte, that auch Anton; dasselbe, was ihm nicht gestattet war, war auch diesem verboten. Leopold wie Anton assen von einem Tische, und hatten fast dieselbe Bekleidung. Frau Monica machte in dieser Hinsicht keinen Unterschied; dieselbe Milde und Güte, die Anton von ihr genoß, wandte sie auch Leopold zu.

Von der Strenge gebeugt, von der Liebe angezogen und ermuntert, verschwand bald der Starrsinn des verzogenen Knaben, und er leistete Frau Monica den Gehorsam, welchen er seiner Mutter nur zu oft verweigerte. Leopold zeigte wenig Liebe zum Gebete und eine fast gänzliche Unwissenheit im Religionsunterrichte; kein Wunder! die Schule hatte er nur selten und ohne Fleiß besucht, und was hatte er von der Mutter lernen können? Frau Monica und Anton suchten ihm die Liebe zu Gott und dem Heiland zu erwecken, sie unterrichteten ihn in den Wahrheiten des Christenthums, die so trostreich als erhaben sind; sie ließen ihn Antheil nehmen an ihren Andachtsübungen; mit ihnen ging er zur Kirche, hörte er das Wort Gottes. Im Lesen und Schreiben und den andern Schulgegenständen war der Knabe noch weiter zurückgeblieben; jetzt mußte er mit Anton in die Schule gehen und lernen, und dieser ließ sich zu Hause weder die Zeit noch die Mühe gereuen, ihm nachzuhelfen. Da aber ging es etwas schwerer; zwar fehlte es Leopold nicht an Talent; aber ein sogenanntes „Sitzfleisch“ hatte er durchaus

nicht, und er kannte keine größere Lust, als im Felde oder auf der Wiese, wie eine Heuschrecke, umherzuspringen, und dann stundenlang müßig im Grase zu liegen. Auch da halfen Monica's Ermahnungen in Lieb' und Strenge gegeben, und Antons Beispiel; Leopold bequemte sich zum Schulgehen und brachte es vornämlich durch die unermüdliche Beihilfe Antons dahin, daß er erträglich Lesen und Schreiben lernte. Andere Fehler des Knaben waren Lügenhaftigkeit und Naschlust; auch diesen trat Frau Monica mit Ernst und Einsicht entgegen; für alle Fehler konnte Leopold leichter Verzeihung erlangen, als für die Lüge; diese strafte sie mit unnachsichtlicher Strenge.

Die Mobursel führte ihr altes Leben; sie zog von Dorf zu Dorf, angeblich, um ein Unterkommen zu suchen, aber in der Wahrheit, weil ihr das vagirende, müssige Leben besser gefiel, als das stille, arbeitsame im Hause der Frau Monica, die da von Morgen bis Abend keinen müssigen Augenblick hatte. Kam sie nach Birshausen, so blieb sie bei Monica höchstens einen oder zwei Tage, und trachtete, sobald als möglich wieder weiter. Leopolds Umänderung erregte ihre ganze Verwunderung; aber sie hatte Einsicht und Mutterliebe genug, um sich darüber nur freuen zu können. „Ihr könnt die Kinder besser ziehen, als ich," sprach sie einstmals; „das hätte ich nicht zuwege bringen können! Gott lohn' es Euch tausendfach, Frau Monica! Ihr seyd mir und dem Knaben eine große Gutthäterin! ach lasset nicht ab! macht, daß etwas Gescheidtes aus dem Buben wird, daß er besser wird, als seine Mutter, die — glaubt mir es — gar oft ihr Elend fühlt, aber von ihrem Leben nimmer lassen kann!"

Dabei weinte die Mobursel bitterlich; aber Monica's Ermahnung, bei ihr zu bleiben, und durch Spinnen und andere Handarbeit sich redlich zu nähren, gab sie kein Ge-

hör. Schon des andern Tages zog sie wieder auf den Bettel aus, — und ließ sich lange Zeit nimmer sehen. Frau Monica aber faßte den Entschluß, den Leopold bei sich zu behalten, bis Gott weiters für ihn sorgen würde. Anton hatte nicht aufgehört, für ihn zu bitten. Frau Monica aber baute auf Gott und arbeitete noch fleißiger, als zuvor.

So war Leopold etwa vier Wochen bei Frau Monica, als ein heftiger Sturmwind bei der Nacht das Dach ihres Häusleins sehr beschädigte, so, daß Regen und Wind offenen Zutritt in das obere Kämmerlein hatten, wo Leopold schlief. Da hatte Anton Mitleid mit ihm und bat die Mutter, sie möchte doch den Leopold in sein Kämmerlein legen, damit er nichts mehr vom Regen und Winde zu leiden hätte; er wollte ihn beherbergen; zwar sey der Platz klein, aber sie kämen doch damit aus und „der geduldigen Schäflein gingen viel' in einen Stall.“ Die Mutter willfahrte ihm, und als Leopold in Antons Kämmerlein eingezogen war, sagte Anton fröhlich zu Frau Monica: „Sieh, Mutter, es hat mich schon lange verlangt, einen Fremden zu beherbergen und somit ein Werk der Barmherzigkeit wieder zu verrichten; das Sparbüchslein ist leer, die Kleider sind vertheilt; jetzt will ich einen Fremden in mein Stüblein aufnehmen, wenn du es erlaubst, weil ich sonst nichts anderes thun kann; aber ich denke, es wird der Heiland eine Freude daran haben; denn Ihm zu Liebe hab' ich es gethan.“

Aber auch die Mutter freute sich darüber und sie erzählte den beiden Knaben des Abends folgende Geschichte:

„Vor mehr denn 30 Jahren lebte zu Schrobenhausen in Bayern eine bejahrte Wittfrau, die sich mit Waschen fortbrachte, aber sonst nichts zum Besten hatte; zu ihr kam einmal ein armer Handwerksgeselle von armseligem

Aussehen und kränklich, daß sein Anblick die gute Wittfrau recht erbarmte, und mitleidig fragte sie ihn: „woher? Freund, und wohin?“ Der Handwerksbursche sagte, er sey aus Schlesien; aber wohin? das könne er ihr nicht sagen; wahrscheinlich nicht weit; denn er sey ganz von Kräften gekommen und könne kaum ein Stündlein mehr gehen. Da hatte die Wäschersfrau das größte Mitleid mit ihm und bot ihm ein Kämmerlein in ihrem Häuslein an, was er mit dem allergrößten Danke annahm. Des andern Tages war er aber so hinfällig, daß er nicht mehr fort konnte. Als er darüber jammerte, tröstete ihn die Wäschersfrau recht liebreich und sprach: „Bleibt da! hier sollt Ihr Herberge und eine Liegerstätte haben, bis Ihr wieder zu Kräften kommt, und auch für Speise und Trank wird Gott sorgen!“

„So blieb denn der arme Handwerksbursche bei der gastfreien Wittfrau, die ihre Armuth mit ihm gerne theilte und ihn nicht eher aus ihrem Häuslein fortließ, bis er ganz hergestellt war.“

„Diese Frau that nach dem Worte des Herrn: „Ich bin ein Fremdling gewesen und Ihr habt mich aufgenommen!“ Daß dieß wirklich öfters der Fall gewesen und gutmüthige Seelen in den Fremden wirklich Christum beherbergt und gepflegt haben, darüber gibt es rührende Erzählungen.“

„So berichtet der große und heilige Papst Gregor diese Begebenheit:“

„Es war ein guter Mann, welcher gerne Arme und Fremde aufnahm und speisete. Zu dem kam eines Tages der Herr in's Haus in der Gestalt eines armen Pilgers. Nachdem er ihn aufgenommen hatte, wollte er seinen Händen das Wasser geben, wie das vor dem Mittagsmahle gebräuchlich war; er kehrte sich also nach dem

Wasser um, und siehe da, indessen ist der Pilger verschwunden, was ihn in große Verwunderung versetzte. In der folgenden Nacht erschien ihm der Herr und sprach: „In den übrigen Tagen hast Du mich in meinen Gliedern aufgenommen, heute hast Du mich aber in eigener Person aufgenommen!"

Und weiter erzählte Frau Monica von der Gastlichkeit der Klöster, die da alle die Fremden und Reisenden so freundlich aufnähmen und liebreich verpflegten. „Mein Vater, Anton," fuhr sie fort, „hatte in seiner Jugend der Länder gar viele bereiset und war auch nach Italien und nach Rom gekommen; daselbst sah er ein großes Spital für die Aufnahme der Pilger; der heilige Philipp von Neri hatte es gegründet, und einer eigenen Bruderschaft die Pflege der Pilger anvertraut; das Spital hatte sich unter dem Segen Gottes von Jahr zu Jahr erweitert und war so groß geworden, daß es zur Zeit des Jubiläums manchen Tag allein 3 — 5000 Menschen beherbergte und verköstigte. Auf der Heimreise kam er zu dem berühmten Hospitium der Augustiner auf dem Bernhardsberge. Dort, auf der Spitze des rauhen Berges, von Eismassen und Abgründen umgeben, liegt das Hospitium, einer der schönsten Tempel, den sich die christliche Liebe auf Erden erbaut. Die große Straße führt vorbei und wer da einkehrt, wird voll Liebe aufgenommen, und keine Bezahlung von ihm begehrt. Bei schlechtem Wetter, wenn es stürmt, oder die Schneelavinen stürzen, da ziehen die frommen Mönche mit Laternen und Stangen den Fremden entgegen, ihnen den Weg zu weisen; große Hunde begleiten sie und ihre wunderbare Spürkraft entdeckt schon von weitem die Fremden, mögen sie nun noch auf der Straße daherziehen, oder gar in die Abgründe gestürzt oder von der Lavine verschüttet worden seyn; im letztern

Falle bleiben die Hunde stehen und deuten durch ihr Gebell das Unglück an; mit rastloser Mühe und der edelsten Hingebung bieten dann die Mönche Alles auf, den Verunglückten zu retten; gar viele wurden von ihnen aus dem Schnee herausgegraben, im Kloster beherbergt und geheilt; die Todten erhalten ein christliches Begräbniß.

„Sieh Anton, so handelt die christliche Liebe an Fremden und Reisenden."

Und Anton gelobte mit der Liebe der Augustiner Leopold in seinem Kämmerlein zu beherbergen, und dieß kostete ihm manches Opfer; denn sein Gast betrug sich oft so, als wäre er allein der Herr des Kämmerleins und manche seiner Unarten wurde für Anton, eben der allzunahen Nachbarschaft wegen, nur so beschwerlicher; aber Anton hielt das Gastrecht, hielt heilig sein Gelübde.

Wie Anton einen Gefangenen erledigt.

Um diese Zeit ging es Frau Monica gar nicht gut; es ging ihr auf einmal die Arbeit aus, und der Ausgaben wurden jetzt mehr, da sie auch für Leopold sorgen mußte. Aber kleinmüthig ward sie deßhalb keineswegs. Sie nahm eine Spitzenhaube — das Einzige, was ihr von dem früheren Wohlstande noch geblieben war — und trug sie nach Obernburg; dort kannte sie den Oberschreiber bei dem Landgerichte und für seine Frau und Kinder hatte sie viel gearbeitet; die Frau traf sie nicht an, aber dem Herrn gefiel die Haube und er erklärte sich bereit, sie zu kaufen, doch müsse er zuvor die Meinung seiner Frau einziehen, die erst Abends käme; morgens könne sie alsdann die Haube oder das Geld dafür abholen. Als Frau Monica mit diesem Bescheide zurücke kam, hatte der Herr auch schon eine Hilfe in das Haus geschickt; eine Bäuerin, die ihre Tochter ausheirathen wollte, war bei

ihr gewesen und hatte ein Dutzend Hemden bestellt, die aber möglichst schnell gefertigt werden sollten. Deßhalb mußte Anton nach Obernburg.

Dort hörte Anton, der Oberschreiber wäre in der Kanzlei, seine Frau aber in dem ein Viertelstündlein entlegenen Gärtlein; die Haube würde sie behalten; im Wohnzimmer solle er sie erwarten. Daselbst fand er das jüngste Töchterlein des Oberschreibers an einem Tischlein sitzend und eifrig beschäftigt, für die Schule eine Schönschrift zu schreiben. Anton kam mit Sophien — so hieß das Mädchen — bald in das Gespräch; er half ihr schreiben, worüber sie eine große Freude bezeigte. Es kam der Vater; Sophie wies ihm ihre Schrift und verschwieg nicht, wer ihr geholfen hätte. Der Oberschreiber lobte beifällig die herrliche, reine Schrift des Knaben, der im Schönschreiben in der Schule allen weit voraus war; er stellte mehrere Fragen an Anton und dieser beantwortete sie mit gewohnter, kindlicher Aufrichtigkeit. Das gefiel dem Oberschreiber; als seine Frau kam, und dem Knaben das Geld für die Haube einhändigen wollte, legte er noch einen Zwölfer darauf und sprach: „Das ist für Dich!"

„Und nicht wahr Vater," bat Sophie, „ich darf Anton, weil er mir so schön schreiben half, meine Aepfel schenken?"

Gerne erlaubte dieß der Oberschreiber; Sophie lief fort und brachte drei schöne rothwangige Aepfeln. „Vergelt' es Gott!" dankte der Knabe freudig; „ich will sie meiner Mutter geben."

„Deiner Mutter? schön, daß du als ein gutes Kind sogleich auf die Mutter denkest," lobte die Frau des Oberschreibers, „da muß ich dir schon mehr geben," und sie füllte ihm die Säckein bis oben an. Der Oberschreiber wollte in die Kanzlei zurückgehen und Anton begleitete ihn eine Strecke; sie kamen vor dem Stockhaus vorbei,

wo die Züchtlinge saßen. Da hörte der Knabe auf einmal eine Stimme seinen Namen rufen — es war Barthel, der alte Hirt, welcher vom Fenster herab ihm einen Gruß zugerufen hatte. Anton bat den Oberschreiber, er möchte ihn doch zu dem Barthel hinaufführen; hätte er ihn ja öfters mit einem Strauße von Feldblumen und mit Waldbeeren beschenkt, wenn sie einander auf dem Wege nach Burkersberg begegnet wären. Der Oberschreiber bedeutete ihm, daß er keineswegs die Macht hätte, ihn zu dem Barthel zu lassen; dieß könne bloß der Herr Landrichter. Da schaute Anton traurig zu dem Barthel hinauf, der recht bleich und abgehärmt aussah, und sprach: „Sey getrost, mein Barthel, auch Dir wird Gott noch helfen, so Du, wie die ganze Nachbarschaft glaubt, unschuldig bist.“ Und er warf ihm Aepfel hinauf, die Barthel freudig auffing und dafür er lauten Dank sagte.

Der Oberschreiber störte den Knaben, der wohl ein halb Dutzend Aepfel mit großer Behendigkeit hinauf warf, nicht im mindesten und schaute lächelnd zu, wie Barthel sie eben so geschickt auffing, als der Knabe warf; aber es sahen es noch zwei andere Herrn, die aus einem Seitensträßlein daher kamen; den einen kannte Anton wohl: es war der junge Jägersmann, der ihm um seine Erdbeeren die Flasche Wein für den kranken Taglöhner gegeben; der andere war, wie er also gleich, aus der ehrfurchtsvollen Begrüßung des Oberschreibers erfuhr, der gestrenge Herr Landrichter selbst. Der Oberschreiber erzählte den Hergang der Sache und der Jägersmann sprach dann lächelnd zu dem Landrichter: „Ja, das sieht dem Knaben gleich; ich mußte ihm einmal auf der Jagd für seine Erdbeeren meinen Wein geben, damit ein Kranker dadurch erquickt würde; gut, wie sein Gesicht, ist auch sein Herz.“

„O Ihr seyd auch gut, Ihr seyd besser, als ich, lie-

der Herr; Ihr habt mir schon einmal geholfen, o helft mir auch dießmal!" rief Anton; „bittet für mich, daß ich doch den Barthel besuchen darf; ich möchte ihn so gerne trösten, daß ihm die traurigen, kleinmüthigen Gedanken vergehen! es meinen so viele, er sey fälschlich angeklagt!"

„Das möchte ich bald selber meinen," sprach der Landrichter leise zu seinem Begleiter; „ich werde mir selber die Sache vorlegen lassen; der Barthel sitzt hier wegen Quacksalberei und unberechtigten Verkauf von Arzneikräutern."

Der Landrichter gab sogleich und gerne dem Knaben die Erlaubniß, den Gefangenen zu besuchen. Der hatte die größte Freude und Thränen schossen ihm in die Augen, als Anton mit einem „Gelobt sey Jesus Christus!" eintrat. Der Barthel war in der langen Gefangenschaft mitunter recht kleinmüthig geworden, und jedem Wörtlein der Tröstung und Ermunterung, das der Knabe zu ihm sprach, lauschte er begierig zu.

„Ich fühle," meinte Barthel, „daß du recht hast; wer unschuldig leidet, darf ja nicht verzagen; ich will alles leiden dem Herrn zu Liebe, den sie ja auch meinetwegen gefangen fortschleppten; ja, ich will hoffen, daß auch zu mir der Engel des Herrn kommt, wie er zu dem Petrus im Kerker gekommen ist und ihn befreit hat."

Als nun Anton den Barthel wieder getröstet und gestärkt sah, nahm er liebevollen Abschied von ihm und drückte ihm den Zwölfer in die Hand, welchen er von dem Oberschreiber erhalten hatte. Der Barthel sagte tausendmal Vergelt's Gott und Anton versprach bald wieder zu kommen. Draußen wartete der Oberschreiber auf ihn und sagte: „Mir ist da ein Gedanken gekommen, Anton; du hast da eine recht schöne und korrekte Schrift; willst du mir wohl etwas abschreiben? Es ist uns gerade in diesem

Augenblicke viel zusammen gekommen, ich würde dir für jeden Bogen einen Zwölfer zahlen."

Mit welcher Freude vernahm nicht der Knabe diesen Antrag! seit langer Zeit war es ihm schwer auf dem Herzen gelegen, daß er der Mutter, die so hart sich hausete, gar nicht an die Hand gehen und ihr eine Erleichterung und Beihilfe verschaffen konnte. Und jetzt — er konnte ihr die Last erleichtern, ja um ein gutes Theil erleichtern! in einem Augenblicke hatte er berechnet, daß er ohne im Lernen zurückzubleiben, wohl drei Bogen leicht in der Woche schreiben könne und das gab ja drei Zwölfer — eine große Summe in den Augen des Knaben und keine kleine selbst in den Augen der Frau Monica, die ja auf jeden Kreuzer sehen mußte. Auf das dringendste bat er den Oberschreiber, ihm sogleich einen Bogen mitzugeben und dieser willfahrte ihm gerne und zeigte ihm, auf welche Weise er sie abschreiben solle. — Jubelnd eilte Anton nach Hause: „Mutter, liebe Mutter!" rief er von weitem schon, ihr die Bogen entgegen hebend, „ich kann Dir helfen! dreißig, ja vierzig Kreuzer kann ich Dir durch Abschreiben verdienen!"

Mit Rührung hörte Frau Monica, wie ihr der Herr eine so unerwartete Hilfe in das Haus geschickt hätte! Anton, der eifrige Knabe, ließ es sich nicht wehren, den Abend noch das Abschreiben zu beginnen, und stand morgens in aller Frühe und eine Stunde früher auf, um ja recht bald mit der Arbeit fertig zu werden.

Bei einem solchen Fleiße konnte es nicht fehlen, daß Anton früher, als er selbst geglaubt hatte, mit dem Abschreiben zu Ende kam. Seelenvergnügt eilte er mit den Bogen nach Obernburg auf das Landgericht, wo der Oberschreiber ihn freundlich empfing, die reine, schöne Schrift belobte und ihm dann zwei und vierzig Kreuzer als Belohnung einhändigte; es waren neue blanke Sechser; aber

heller als sie, erglänzten im Lichte der reinsten Freude die Aeuglein und die Wangen des Knaben, und seine Finger bebten fast, als sie das Geld faßten; es war ja das erste Geld, das er einnahm, das er mit eigener Arbeit erworben hatte, das seiner lieben Mutter nun zu Guten kommen sollte. Der Oberschreiber gab ihm eine neue Arbeit und führte ihn dann auf sein Bitten zu Barthel, den er gefaßter als das letztemal antraf, und — war er jetzt doch ein reicher Herr — auf das neue beschenkte.

„Ei," meinte der Oberschreiber lächelnd, „du sollst so viel nicht verschenken."

„Ich thue nur, wie Ihr mir gethan habt," antwortete Anton; „habt Ihr mir ja auch mehr gegeben, als ich verdient habe, und dem Barthel wird eine Maß Bier ganz gut schmecken."

Mit einem Himmel von Freude und Glück, lief Anton mehr, als er ging, der Heimath zu. Der Mutter hatte er ein gutes Stück Kuchen gekauft, dem Leopold ein Würstlein — seine Leibspeise. Sollte sich ja doch heute alles freuen über sein Glück, und wie hätte er heute der Armen vergessen können! Gleich am Ende des Marktes begegnete ihm ein krüppelhafter Mann, dem reichte er einen Groschen; eine ähnliche Gabe warf er in den Opferkasten eines Feldkreuzes, vor dem er vorbeiging und mit Andacht ein Dankgebet für den Segen dieses Tages zu dem Heiland schickte. Aber wer wollte erst die Freude schildern, als Anton der Mutter das Geld in die Hand drückte und sprach: „O liebste Mutter! auf diesen Tag hab' ich mich schon lange gefreut! heute kann ich Dir zum erstenmale einige Sechser in das Haus bringen, nachdem Du Dich seit vielen Jahren schon so plagen mußtest, mich zu kleiden und zu nähren; aber liebste Mutter, habe nur Geduld; werde ich einmal groß und stark, so

will ich jede Stunde für Dich arbeiten, daß Du gänzlich ruhen kannst und Du alles Gute im Ueberflusse besitzest."

Da weinte Frau Monica, aber sie weinte Thränen der Freude, und niemand konnte entscheiden, wer da glücklicher war, die Mutter oder das Söhnlein. Einen solchen Abend der reinsten, süßesten Lust hatten sie seit Jahren nicht verlebt, und selbst viele Jahre darnach, als Anton mit Glücksgütern aller Art gesegnet war, gestand er, daß er keinen Tag seines Lebens so glücklich sich gefühlt hätte, als an jenem Abend. Frau Monica aber wollte dieß Geld nicht für sich verwenden; sie nahm Antons Sparbüchslein, das ganz geleert war, und that die Sechser hinein.

„Schenk das erste Geld, das du erworben hast, dem Heiland," sprach sie, „so wirst du am meisten Gewinn davon haben, und ein neuer Segen wird es begleiten."

Anton war es zufrieden. „Aber, Mutter," bat er, „die nächste Woche und alle übrigen Wochen nimm Du das Geld; nicht die Armen, nicht die Kranken plagen sich für mich und kleiden und speisen mich! das thust nur Du, meine liebste, meine einzige Mutter!"

Nun ging Anton Woche für Woche nach Obernburg auf das Landgericht, überbrachte die Abschriften und empfing dafür die verheißene Gebühr, die er jederzeit der Mutter einhändigte und die ihr in dem Hauswesen wohl zu statten kam. Allemal besuchte er auch den gefangenen Barthel, brachte ihm eine kleine, gute Gabe und tröstete ihn, so gut er konnte. Das waren für Barthel die einzig guten Tage, die er hatte, und mehr als einmal rief der Alte aus: „Anton, du bist der einzige auf Erden, der sich meiner annimmt, sonst habe ich Niemanden!" Barthel hatte nicht ganz Unrecht; der Landrichter that nichts, um sein Versprechen wahr zu machen und ward, wie es hieß,

durch ungleich wichtigere Geschäfte von der Untersuchung des Handels abgehalten, und der Oberschreiber hatte vielen guten Willen, allein wenig Macht in dieser Sache. So schien denn Barthel die ganze Strafzeit in seinem Loche aushalten zu müssen, was ihn nicht selten höchst kleinmüthig machte.

Barthels Geschick und Trübsal ging dem guten Anton mit jedem Tage mehr und mehr zu Herzen; wie war wohl da zu helfen? wie konnte er diesen Gefangenen, der nach seiner Ueberzeugung gewiß unschuldig litt, erledigen? Als er ihn einstmals wieder besucht und verzagter, als sonst gefunden hatte, ging Anton in die schöne Kirche von Obernburg und bat recht brünstig den Herrn, Er möge ihm doch einen guten Gedanken eingeben, wie er den Barthel aus seiner Noth erledigen könnte. Auf dem Heimwege begegnete er einigen Männern von Obernburg und aus ihrem Gespräche vernahm er, daß die nächste Woche das Namensfest des Landrichters gefeiert würde und dießmal sollte es schöner, als je begangen werden. „O so geht's, so geht's!“ rief Anton freudig sich in die Händlein klopfend; „der Gedanke kam von Gott; ich will es der Mutter sagen — gewiß, der Gedanke wird ihr gefallen.“

Wirklich des Knaben sinnreicher Gedanke hatte der Mutter ganzen Beifall; sie konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er ihr mit dem ganzen Feuer seines liebevollen Gemüthes den Plan für die Erledigung des Gefangenen auseinander setzte, und sie half dazu nach ihren Kräften. Am Namensfeste des Herrn Landrichters selbst ging nun Anton in seiner besten Kleidung nach Obernburg; in der einen Hand trug er einen stattlichen Busch der schönsten Blumen, mit der andern führte er ein wundernettes junges Lämmlein von der weißesten Wolle, das

er sich von dem Schreiberlohn der letzten Woche gekauft hatte. Das Lämmlein war mit buntfärbigen Bändern geschmückt, und trug auf dem Köpflein eine Krone von Blumen, um den Hals an einem breiten Bande von Seide ein Brieflein. Mit pochendem Herzen, den Heiland um Seinen Beistand anrufend, kam er so in das Landgericht.

Da gab es schon Leute in Menge und alle schauten verwundert auf den Knaben und sein schönes Lämmlein. Etwas ängstlich sah der Knabe umher, ob er nicht etwa den Oberschreiber oder sonst Jemanden entdecken könnte, der ihm Zutritt bei dem gestrengen Herrn verschaffte. Da kam der junge, freundliche Jägersmann die Treppe hinab, und gewahrte ihn.

„Ei, Anton!" fragte er, „was willst du hier?"

„Ich möchte dem gnädigen Herrn Landrichter gratuliren, wenn es anders erlaubt wäre."

„Wir wollen sehen, ob es seyn kann; aber was thust du mit dem Lamme?"

„Das Lämmlein möchte auch gratuliren und bitten."

„Gratuliren und bitten?" lachte der Jäger; „was soll das bedeuten? aber ich merke, du hast etwas vor; ich meine, das kann einen Spaß abgeben und der ist heute ganz an seiner Stelle; so komme nur mit mir!"

Anton stieg mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf; der Jäger aber sprach: „Fürchte dich nicht und sey nur couragirt, ich werde dich gleich melden."

Bald kam er wieder und führte den Knaben in einen großen, prachtvoll geschmückten Saal; dort sah er den Herrn Landrichter, umgeben von vielen Herren und Damen in zierlicher Kleidung. Der Landrichter lächelte ihn freundlich an; Anton faßte sich ein Herz und sprach mit Gefühl und Anstand ein kleines Gedicht, das der

Feier des Tages angemessen war und ihn die Mutter zu diesem Zwecke gelehrt hatte.

„Bravo," rief der Landrichter beifällig; „Anton, du hast deine Sache gut gemacht, und vortrefflich gratulirt, aber was soll das Lamm?"

„Es bittet auch um die Erlaubniß, gratuliren zu dürfen," versetzte der Knabe, den die freundliche Aufnahme ungemein ermuthigt hatte, „aber weil es nicht reden kann, so habe ich ihm den Glückwunsch schriftlich aufsetzen müssen."

Alle lachten, als Anton dem Lamme das Brieflein abnahm, und es dem Landrichter überreichte. „Schön, sehr schön geschrieben!" lobte dieser; „wollen wir doch sehen, was uns das fromme Thierlein zu unserm Namenstage Gutes wünscht."

Und er las mit lauter Stimme:

Gnädiger Herr!

Wir Lämmlein sind gar schüchterne Thierlein, haben aber ein gutes Herz und nehmen den innigsten Antheil an allem, was die Menschen angeht. So wagen wir es denn, auch zu Euch zu kommen, und weil Ihr Euern Namenstag feiert, das Allerbeste, was die Menschen wünschen, Euch auch zu wünschen; denn wir unterzeichnete Lämmlein und Schafe gehören auch in Euerer Landgericht, und gar oft hören wir unsere Herrn sagen, daß Ihr eine große Macht habt, allen Gutes zu thun und daß Ihr auch diese Macht zum Besten der Unterthanen verwendet. Ihr seyd der große Hirt des ganzen Landgerichtes und unsere Herrn, ihre Weiber, Knechte und Mägde müssen Euerer Stimme folgen, wie wir der ihrigen.

Heute ist also Euer Namenstag, und ist es die Sitte, daß die großen Herren sich freigebig bezeigen, so daß sie

Niemanden eine Bitte in Uebel nehmen, Keinem eine Bitte abschlagen; und weil also heute jedem eine Bitte erlaubt ist, so kommen auch wir Lämmlein und Schafe, Geislein und Böcke, und flehen mit geziemendem Respekte Euer Gnaden an, Ihr wollt Euch doch erbarmen über den Barthel, unsern Hirten, der da seit vier Wochen gefangen sitzt, weil er fälschlich ist verklagt worden. Der Barthel, Euer Gnaden, ist ein guter Hirt, ein so guter Hirt über uns Schafe, als Ihr einer seyd über die Bauern und Bürger. Der Barthel hat uns seit zehn Jahren auf lauter gute Weide geführt, uns gut gefüttert und getränkt, uns vor jedem Anfalle der Wölfe beschützt, keines aus uns ohne Noth geschlagen, und jederzeit bei dem Scheeren der Wolle nicht zu arg uns hergenommen, Alles, wie Euer Gnaden bei den Menschen selber thun. Lasset also, gnädiger Herr, den Barthel wieder aus seinem Loche, auf daß er uns wieder als Hirt auf die Weide führe, und wir Lämmer und Schafe werden Euch loben und preisen und es Euch danken unser Leben lang. „Selig sind die Barmherzigen,“ sagt das Lamm aller Lämmer, unser Herr und Heiland Jesus Christus selber. Gebt uns also den Barthel als unsern Hirten wieder, und seyd überzeugt, daß wir Euch noch einmal so lieb haben werden, als zuvor.

Dieß versprechen Euch und werden es ganz gewißlich halten

Euere gehorsamsten Schafe, Lämmer, Geislein und Böcklein der Gemeinde von Birshausen.

Ein allgemeines, heiteres Gelächter erscholl, als der Landrichter geendet hatte, und er selber stimmte in dasselbe ein.

„Ja, Anton,“ begann er, „ich will die Bitte der Lämmlein, Geislein und Böcklein erhören und ihnen den

Hirten wieder geben — der Barthel soll frei seyn; nur soll er für die Zukunft auch den Schein des Quacksalberns meiden."

Anton dankte mit Herzenslust; der Landrichter streichelte lächelnd das Lamm, welches blöckte und die Hand ihm leckte, als wollte es auch seine Danksagung machen; nun bat der Knabe, ob er das Lämmlein nicht dem Herrn Landrichter als ein Namenstaggeschenk verehren dürfe. Der nahm es mit Freuden an, sagte aber, er müsse, weil er in Amtsgeschäften nach der Hauptstadt verreisen und dort längere Zeit verweilen würde, das Thierlein in die Kost geben. „Und wo wäre mein Lämmlein wohl besser aufgehoben, als bei meiner kleinen Pathe, Sophie," sprach er lächelnd, „da leidet es gewiß keine Noth."

„Gewiß nicht," sprach das Mädchen voll Freude, lief auf das Lamm zu und umschlang es mit beiden Händen; „es soll mit mir essen und trinken und ich will ihm ein Bettlein machen vom besten Heu und Stroh, und es soll neben mir schlafen."

Auch Anton hatte Freude, daß sein schönes Lämmlein in ein so gutes Haus kam; aber es brannte ihm jetzt wie Feuer unter den Sohlen; der Landrichter bemerkte es und sprach freundlich: „So gehe denn zu, und sage dem Barthel, daß er frei ist, das weitere werde ich ihm schon zu wissen machen lassen; er muß sich deßhalb bis morgen geduldet."

Dabei gab er dem Oberschreiber einen Wink; dieser holte den Gerichtsdiener und sie gingen mit Anton zum Gefängniß; der Knabe lief so schnell, daß sie ihm kaum folgen konnten. „Barthel," rief Anton, als der Gerichtsdiener die Thüre aufsperrte, „Barthel, du bist frei, morgen schon darfst du dein Loch verlassen, und nach Hause gehen!"

Der Barthel wollte es kaum glauben; erst als es ihm der Oberschreiber bekräftigte, hielt er es für wahr; dieser erzählte ihm, durch welchen sinnreichen Einfall ihm Anton die Freiheit verschafft hätte. Da rannen zwei große Thränen über Barthels gefurchte Wangen. „Das lohne dir Gott, mein liebster Toni! nicht drei Tage länger hätte ich mehr hier aushalten können, ohne sterbenskrank zu werden; aber den ersten Tag, wo ich meine Heerde wieder austreibe, führe ich sie vor deinem Häuslein vorbei und das schönste Lied pfeife ich dir dabei auf meiner Schalmei."

Der Barthel bat den Oberschreiber, dem Herrn Landrichter seinen demüthigen Dank zu vermelden, und dieser seinerseits ließ ihn an diesem Tage mit Fleisch und Bier bewirthen; Anton war aber zu Mittag der Gast des Oberschreibers; und seit langer Zeit hatte ihm das Essen nicht so gut geschmeckt, als heute, wo er bei gutmüthigen Leuten, zwischen Sophien und seinem Lämmlein sitzend, nur Eines vermißte — die gute Mutter. —

Frau Monica empfand eine große Freude, als Anton des Abends ihr erzählte, wie sein Lämmlein dem Barthel wirklich die Freiheit erbeten, und diese Freude ward noch größer, als Barthel Tags darauf selber erschien und mit vielen herzlichen Worten versicherte, er wolle die Liebe und den Trost nie vergessen, die ihm Frau Monica und Anton während seiner Gefangenschaft gespendet. Danken könne nur Gott; daß aber der Barthel wenigstens den Willen hatte, zu danken, das zeigte er bald; wenige Tage darnach brachte er ausgesuchte Schwämme, die er im Walde für Frau Monica gesammelt, trug ihr Brechholz zu, flickte ihr Hausdach zur Nothdurft, und half ihr bei Handarbeiten, wie er konnte; auch hielt er sein Wort, das er Anton gegeben; so oft er mit seiner Heerde vor Frau Monica's

Häuslein vorüberzog, begrüßte er sie und ihr Söhnlein mit dem schönsten Marsch seiner Schalmei, zur großen Ergötzlichkeit der beiden Knaben. Da rief Anton gar oft: „Ei, Mutter, es ist doch ein gutes Werk, die Gefangenen zu befreien! ich wollte, ich könnte sie doch alle erledigen!“

„Nur mußt du, Anton, einen Unterschied machen zwischen den Gefangenen,“ bemerkte diese; „gar viele sitzen im Gefängnisse aus ihrer eigenen Schuld, und leiden dort Strafe ihrer Ausschweifungen und Sünden wegen; diese verdienen keine Erledigung; aber ihr schweres Schicksal sollen wir, so viel wir können und dürfen, mildern; aber es gibt Menschen, die durch widerrechtliche Gewalt gefangen sind, oder die aus feindlicher Gefangenschaft um ein Lösegeld losgekauft werden können, solcher müssen wir uns annehmen und sie zu erledigen trachten.“

Darüber erzählte sie ihm jetzt mehrere schöne Geschichten.

„Vor mehr als 1300 Jahren fielen die Vandalen, ein wildes, heidnisches Volk, in Italien ein, brannten und mordeten, raubten und plünderten überall, selbst die Menschen wurden, wie das Vieh, zusammengetrieben und in die Sklaverei geschleppt. Du weißt Anton, welch ein Jammer und Elend es ist, ein Sklave und noch dazu der Sklave eines so rohen Volkes zu seyn; dieß traurige Loos traf den einzigen Sohn einer armen, verlassenen Wittwe zu Nola, er sollte nach Afrika geschleppt werden. Den heiligen Bischof von Nola, Paulinus, jammerte der trostlose Zustand der Mutter; aber er hatte kein Geld, den Gefangenen loszukaufen; er selbst bot sich deshalb dem Vandalen, welcher der Herr des Jünglings geworden, als Sklaven unter der Bedingung an, daß er diesen freilasse. Dem Heiden gefiel der Tausch; er ließ den Sohn der Wittwe frei und führte den Bischof nach Afrika. Hier kam Pau-

linus in die Gewalt eines vornehmen Vandalen; derselbe war ein Schwiegersohn des Guntherich, des Bruders des Vandalen-Königs Genserich. Seinem neuen Sklaven übertrug er die Obsorge seiner Gärten. Herrlich gedieh Alles unter den Händen und der Aufsicht des heiligen Paulinus. Bald gewann er das Wohlgefallen des neuen Herrn, und so oft dieser die Gärten besuchte, pflegte er auch mit jenem sich eine Zeit lang zu unterhalten. Einst sagte ihm Paulinus, er möge dem Guntherich kund thun, daß er nach wenigen Tagen sterben werde; wolle derselbe sein Haus bestellen, so müsse er eilen. Der Tochtermann säumte nicht, seinem Schwiegervater diese traurige Botschaft zu bringen. Guntherich entsetzte sich nicht sehr über diese Nachricht, begehrte aber, den Mann, der ihm seinen Tod voraussage, selbst zu sehen. Bei seinem Schwiegersohne lud er sich daher auf dem folgenden Tage zum Mahle ein. Nach der Tafel ward Paulinus gerufen. Heftig erschrack Guntherich, als er in den Saal eintrat."

„Ich kenne diesen Mann schon," rief er aus, „er ist mir im Traume erschienen; ich habe ihn unter den Richtern gesehen, vor deren Richterstuhl ich geführt ward und die mir die Geißel, die ich führte, aus den Händen nahmen."

Man drang nun in den Paulinus, daß er sagen möchte, wer er wäre; und als er gestand, daß er der Bischof von Nola sey, ward nicht nur er selbst, sondern Alle, welche aus Nola und der Umgegend als Gefangene hinweggeführt worden, sogleich frei gegeben und nach Italien zurückgebracht."

Anton hatte mit tiefer Bewegung der Mutter zugehorcht. „Wie," rief er, „ein Bischof, der ein Nachfolger der Apostel ist, läßt sich statt eines Andern freiwillig in die Gefangenschaft der Heiden schleppen, und er wird ein

Knecht der Ungläubigen?“ Ach, Mutter, welche Liebe! welche Selbstverläugnung! Nur der Heiland konnte ihm die Stärke geben, dieß Alles zu leiden!“

„Gewiß, mein Anton, diese Kraft der Liebe konnte nur der Heiland, der Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, dem heiligen Paulinus eingießen. Sieh, Anton, auf den Gekreuzigten! auch in der Erledigung der Gefangenen ist Er ja unser Muster! Durch die Erbsünde waren wir Menschen alle die Gefangenen des bösen Geistes geworden, und wie mit Ketten hielt uns die Sünde gefangen; da hatte der Sohn Gottes Mitleid mit unserer Sündennoth, mit unserer Gefangenschaft. Er, der Herr des Himmels und der Erde, verließ die Freiheit des Himmels und ward ein Knecht; für uns ließ er sich in die Gefangenschaft schleppen, für uns an das Kreuz schlagen, auf daß wir aus Gefangenen des Satans wieder freie, freie Kinder Gottes würden!“

Anton küßte das Kreuz und dankte still dem Heiland, der ihn aus den Ketten der Sünde gerettet. Frau Monica aber fuhr weiter: „Eine gleiche Liebe, wie den heiligen Paulinus, beseelte auch den frommen Leonhard, einen Einsiedler zu Linmousin in Frankreich; ihm war es eine heilige Angelegenheit des Herzens, die Gefangenen in den Kerkern zu besuchen, zu trösten, zu belehren und durch seine Fürbitte bei dem Könige zu erledigen. Die erlöseten Gefangenen führte er zur Buße, zur Zucht, zur Arbeitsamkeit und zum Gebete an, und viele von ihnen folgten ihm in sein Kloster. Unermüdlich war er in dem Gebete für die Gefangenen, und es kam vor, daß Gefangene in weiter Ferne, die sich seinem Gebete empfohlen, wunderbar befreit wurden, aus Dankbarkeit ihre Ketten zu seinen Füßen legten, ihm ihre Dienste anboten und seine Jünger wurden.“

Dann erzählte Frau Monica ihrem Sohne von dem heiligen Johann von Matha, dem Stifter des Ordens der Trinitarier, welche so viel für die Besuchung und Befreiung der Gefangenen gethan haben. Zumal zur Zeit der Kreuzzüge, wo der Christen so viele in die Gefangenschaft der Muhamedaner geriethen, zeigten sie die größte Aufopferung für die Erledigung der Gefangenen. Dann sah man sie überall in den Raubstaaten (Algier, Tunis, Tripolis), in Marocco, in Egypten; die frommen Brüder wanderten die ganze Christenheit ab, um Geld für die Befreiung der christlichen Sklaven zu sammeln; nichts konnte ihren glühenden Eifer schwächen, nicht die Gefahren des Meeres, nicht die Mißhandlungen der Ungläubigen; überall erschienen sie als tröstende Engel, und Tausende verdankten ihnen Leben und Freiheit.

Die Gefangenen zu besuchen, zu trösten, zu pflegen und wo möglich zu erledigen — das ist ein Werk der Barmherzigkeit, das gar oft zu dem Heiland führt. Das erfuhr Zoraide, die Tochter des maurischen Fürsten von Toledo, Ebn Zoheir Hassem; dieser war ein Freund der Christen, bekriegte sie, und behandelte die Gefangenen mit Grausamkeit. Zoraide hatte ein mildes, barmherziges Gemüth und bat den Vater inständig, er möchte doch die gefangenen Christen schonender behandeln. Ebn Zoheir wies sie aber erzürnt zurück und plagte die Gefangenen mehr, als zuvor. Aber Zoraiden ließ das Mitleid nicht ruhen; sie gewann den Aufseher über die Gefängnisse und sah nun mit eigenen Augen den Jammer der Christen; liebreich tröstete sie die Gefangenen und diese segneten die Jungfrau, als sie hörten, sie wäre Ebn Zoheirs Tochter und die Spenderin vieler verborgenen Wohlthaten. Sie kam zu einem Greise, dessen ehrwürdiges Aussehen sie tief bewegte. Sie fragte ihn, wie lange er hier schon im Ge=

fängnisse schmachte; als ihr der Greis erwiederte, er leide hier bereits an zehn Jahre, kam es ihr fast unglaublich vor, daß Jemand dieß Elend so lange ertragen könne. Der Gefangene aber bedeutete ihr, daß ihm der Gott der Christen die Kraft gebe, dieß, und müßte es seyn, noch mehr zu ertragen. Erschüttert und erstaunt verließ Zoraide den Alten; aber sie kam nun nur um so öfter in das Gefängniß der Christen, sie zu erquicken und den Gott der Christen näher kennen zu lernen.

Und Zoraide lernte den Gott der Christen erkennen, lernte Ihn lieben; sie ward eine Christin und nannte sich Leocadia. Das ward dem Vater verrathen; in höchster Wuth ließ er sie rufen, und da sie standhaft Christo getreu blieb, sammt dem Greise, der sie bekehrt hatte, in einen finstern Kerker werfen und dem Hungertode preisgeben. Nach drei Tagen erwachte das Vatergefühl in Ebn Zoheirs Brust und ganz Toledo verlangte laut und drohend die Freilassung Leocadias. Der Fürst von einer zahllosen Menge Volkes begleitet, begab sich selbst zu dem Kerker, und ließ den Eingang öffnen. Sieh, da saß wie sanft schlafend der ehrwürdige Greis mit dem Silberbarte, den Rücken an die Wand gelehnt. Vor ihm lag auf dem Boden in süßer Ruhe hingegossen Leocadia, ihr Haupt auf seine Kniee gesenkt, auf welchem segnend die Hände des Alten ruhten. Ebn Zoheir rief der Tochter, rief dem Alten; sie antworteten nicht; aus Gefangenen waren sie beide die freien Kinder Gottes geworden und eingegangen in sein himmlisches Reich.

„Sieh, Anton, so kam Leocadia zu dem Heiland; sie erlangte die Gnade des Glaubens und die Krone der Herrlichkeit, weil sie die Gefangenen tröstete und sie erledigen wollte."

Frau Monica hätte ihrem Sohne noch mehr erzählen

können; sie hätte ihm erzählen können von der Liebe des heiligen Vincenz von Paul, der ein wahrer Vater der Gefangenen und Galeerensklaven war, und sie vor allem aus den Fesseln der Sünde zu befreien suchte. Sie hätte ihm erzählen können von dem heiligen Petrus von Nolasco, der den Entschluß faßte, alle seine Güter zur Loskaufung der gefangenen Christen hinzugeben, und falls sie nicht zureichten, sich selbst den Sarazenen darzubieten. Sie hätte da reden können von dem unermüdlichen Eifer jener edlen Christen, die da, wie Pater Claver und andere, rastlos arbeiteten, die Noth der Neger zu lindern und die Sklaverei, diese ewige Schande für die Menschen abzuschaffen. Doch das Wenige, was Frau Monica ihrem Sohne erzählt, hatte auf sein Herz den tiefsten Eindruck gemacht, und er faßte den Vorsatz, von nun an jeden Tages ein Vater Unser für die Gefangenen zu beten, damit die Strafbaren durch die Gefangenschaft gründlich gebessert, die Unschuldigen aber daraus erlöset oder wenigstens darin getröstet würden. Und er hielt von jenem Tage an sein Lebenlang dieß Versprechen getreulich.

Aber es sollte Anton noch einmal die Freude werden, einen Gefangenen zu befreien. Dieser Gefangene war ein etwas träger Schulknabe, der seinen Unterricht in der Religion sehr nachläßig gelernt hatte, und deßhalb nach der Schule den ganzen Nachmittag so lange eingesperrt bleiben sollte, bis er den Unterricht vollkommen inne hätte. Das war für den Knaben — er hieß Peter — eine empfindliche Strafe; denn gerade an diesem Nachmittage wollte der Schullehrer von Burkersberg seinen Kindern eine Freude machen und sie spazieren führen. — Umsonst war es, daß Peter weinte, bat und das Beste für die Zukunft versprach; der Lehrer ließ sich nicht erweichen und Peter hatte den Schmerz, seine Mitschüler in lautem Jubel

mit dem Lehrer davon ziehen zu sehen, für seine Person aber im Schulzimmer den wunderschönen Tag zubringen zu müssen. Sobald der erste Schmerz vorüber war, faßte Peter den vernünftigen Gedanken zu lernen, und er lernte so eifrig, daß er binnen einer halben Stunde so gut, wie der beste der Schüler den Unterricht inne und jetzt hundertmal den Lehrer herbei wünschte, um ihn von seinem Fleiße zu überzeugen, und wenigstens ein Stündlein noch mit seinen Mitschülern spielen zu können.

Der Lehrer blieb aus; aber es kam Anton, der sich des weiten Weges halber dießmal verspätet hatte. Peter gewahrte ihn vom Schulzimmer aus, öffnete das Fensterlein und rief ihm mit weinerlicher Stimme und gar kläglichen Geberden zu: „Ach, liebster Anton! die andern sind schon fort und ich muß da den ganzen Nachmittag eingesperrt bleiben, weil der Herr Lehrer meint, ich hätte den Unterricht nicht gelernt; allein ich glaube, ich bin blos ein wenig stecken geblieben. Jetzt kann ich aber den Unterricht, daß es schnurrt. Ich bitte dich doch, liebster Anton, bitte den Herrn Lehrer, daß er mich auslasse: sag' ihm, ich hätte Alles gelernt! denke dir, die Andern spielen und scherzen, und ich möchte mir in meinem Gefängniß fast die Augen herausweinen."

Der Anton hatte großes Mitleiden mit ihm, obwohl er sah, daß dem Peter nur sein Recht widerfahren sey. Deßhalb fragte er ihn zuvor: „Aber Peter, ist es auch wahr, daß du deinen Unterricht gelernt hast?"

„Ja, Anton," versicherte dieser, „du darfst es glauben, und zur Bekräftigung sagte er ihm den ganzen Unterricht vom Anfange bis zum Ende auf, und wirklich, es ging vortrefflich, und Anton durfte nicht fürchten, der Fürbitter für einen Lügner zu seyn.

Sogleich lief er nun, was er konnte, seine Mitschüler

und den Lehrer einzuholen. Sein Erstes, als er sie erreicht hatte, war, den Lehrer um Peters Freilassung zu bitten; er hätte ja jetzt den Unterricht vortrefflich gelernt. Der Lehrer wollte lange nichts davon hören; aber Anton hörte nicht zu bitten auf. Endlich sprach der Lehrer: „Was nützt es denn, wenn ich den Peter auch freilasse; wer geht denn eine Stunde zurück und sagt es ihm?“ „O das will ich mit Freuden thun, wenn Ihr es erlaubt; es ist eine Stunde hin und eine Stunde her; Peter kann sich doch noch zwei Stunden mit uns freuen; und ich bin gar noch nicht müde.“

Mit der Schnelligkeit eines Hirschleins lief der Knabe fort, die Botschaft der Erlösung dem gefangenen Peter zu bringen. Gerührt sah ihm der Lehrer nach und stellte ihn den übrigen Kindern als Muster der Nächstenliebe auf. Nach zwei Stunden kam wirklich Anton mit Peter daher, der seinen Unterricht aufsagte und Pardon erhielt. Es schien, als hätte die Freude der Kinder durch Antons Ankunft einen neuen Zuwachs erhalten. Der Fröhlichste an diesem Abend aber war und blieb Anton, hatte er ja die Freude, „einen Gefangenen erledigt zu haben!“

Wie Anton die Kranken pflegt.

Die Mobursel blieb dießmal lange aus; mehr als sieben Wochen ließ sie gar nichts hören von sich; da kam auf einmal durch einen Fuhrmann, der in Birshausen übernachtete, die schlimme Nachricht, die Ursel läge sterbenskrank in Moosdorf, und bäte fußfällig Frau Monica, sie möchte sie doch auf ihrem Krankenbette besuchen, und ja ihren Sohn, den Leopold mitbringen; sie könne nicht eher sterben, bis sie nicht gedankt und dem Leopold ihren Segen gegeben hätte.

Frau Monica erschrack, und der Mobursel Noth ging

ihr recht zu Herzen; aber Moosdorf lag acht Stunden von Birshausen, und Anton mußte allein bleiben, falls sie mit Leopold die Ursel besuchen wollte; allein über alle diese Bedenklichkeiten siegte zuletzt ihre Liebe; es war ihr schlechterdings unmöglich, einer Sterbenden die letzte Bitte abzuschlagen. Dazu ermunterte sie auch Anton, der selber gerne mitgegangen wäre, hätte es ihm die sorgliche Mutter erlaubt. Der Knabe ergab sich in den Willen der Mutter, die ihn der Pflege einer gutmüthigen Nachbarin anvertraute. Als nun die Mutter von Anton Abschied nahm, tröstete er recht liebreich den weinenden Leopold und sprach: „Hilf der Ursel, so gut du helfen kannst, liebste Mutter! so sehr mir deine Abwesenheit zu Herzen geht, so werde ich mich doch trösten können, weil ich weiß, daß dich die Ursel nothwendiger braucht, als ich, und du dem Heiland zu Liebe ein gutes Werk thust. Ich bitte dich, nimm mein Sparbüchslein mit; es ist nicht viel, aber doch etwas darin, und ich glaube, die Ursel wird es brauchen können; sey so gut, und gib ja Acht, daß die Ursel zu der rechten Zeit die heiligen Sakramente empfängt; das sagte erst gestern der Herr Pfarrer in der Christenlehre zu Burkersberg: Der Kranke, sey er nun groß oder klein, müsse vor allem zu dem himmlischen Arzte gehen, der Christus selber ist. Sag' ihr, liebste Mutter, daß ich täglich für sie eine Station aus dem Kreuzwege beten will, auf daß sie ihr Leiden geduldig ertrage und — will es der Herr — sterbe mit Jesu!"

Auf gleiche Weise tröstete er den Leopold; der aber weinte, daß eine Thräne die andere schlug, und hatte das Herz voll schwarzer Ahnung; Anton begleitete die Mutter und den Leopold über zwei Stunden weit und es war ein trübseliger Abschied.

Frau Monica und Leopold kamen noch zur rechten Zeit

nach Moosdorf, wo die Moburſel in einer armſeligen Hütte lag und mit Schmerzen und Noth aller Art zu ſtreiten hatte. Als Frau Monica anklopfte, kam ein altes Weib heraus und ſprach warnend: „Geht nicht hinein, es könnte Euch reuen! Die Moburſel hat die Blattern!"

Da erſchrak Frau Monica, nicht ihretwegen halber, aber ihres Sohnes wegen, der ganz verlaſſen war, wenn ſie von der böſen Krankheit ſollte angeſteckt und hingerafft werden. Aber ſie faßte ſich wieder uud ſprach mit dem Vertrauen einer Chriſtin: „Unſer aller Leben iſt in Gottes Hand! ich denke nicht an meinem Leben Schaden zu leiden, wenn ich dem Leben meines Mitmenſchen Nutzen bringen will; indeſſen der Wille Gottes geſchehe! ich aber bin nicht acht Stunden gegangen, um unverrichteter Sache umzukehren."

Mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes ſich bezeichnend, trat ſie entſchloſſen ein. Die Moburſel ſtieß einen kraftloſen Schrei der Freude aus, und ſtreckte ihr, wie zum Gruße, die abgezehrten Arme entgegen. „Jetzt will ich gerne ſterben, weil ich Euch nur ſehen kann! Frau Monica! o mein Leopold!" rief ſie unter Thränen; „aber geht ja nicht zu nahe zu mir und beileibe rührt mich nicht an!"

Frau Monica bot Alles auf, die Leidende zu tröſten. Dieſe aber ſprach leiſe: „Nächſt Gott könnt Ihr mir den beſten Troſt ſpenden; verſprecht mir, daß Ihr Euch um meinen Leopold annehmen wollt, falls ich ſterbe; er iſt ja ganz verlaſſen, wenn Ihr Euere Hand von Ihm abzieht!"

„Urſel, das verſpreche ich Euch — ich will an Leopold Mutterſtelle vertreten, ſo gut ich es vermag," betheuerte Frau Monica.

Da überflog ein Schimmer unendlicher Freude die bleichen entſtellten Züge Urſula's. „Ich weiß, Ihr werdet Euer Wort halten; Ihr werdet dem Knaben eine beſſere

Mutter seyn, als ich es in meiner Noth gewesen bin! ach, daß Gott Sich erbarme!“

Leopold brach in helle Thränen aus, Ursel schluchzte laut. Frau Monica selber ward auf das innigste bewegt. „Werft alle Sorgen auf den Herrn; Er sorgt für Alles, tröstete sie; gebt die Hoffnung nicht auf; vielleicht hilft Euch Gott zur Genesung; aber wählt den sichern Theil; vergeßt über das Zeitliche nicht das Ewige; Eines ist nothwendig! habt Ihr schon an Euere Seele gedacht? Ihr habt nur Eine! habt Ihr Euch schon mit dem Herrn ausgesöhnt? habt Ihr schon empfangen die heilige Wegzehrung und das gnadenreiche Oel?“

Ursula schüttelte den Kopf. „Es ist kein Pfarrer in dem Orte,“ seufzte sie, „und den Leuten, bei denen ich jetzt bin, war der Weg nach Ollbach, wo die Pfarrkirche ist, zu weit.“

Frau Monica rief sogleich die Alte und bat sie, den Pfarrherrn zu holen; die aber hatte sehr wenig Lust und nur durch ein Geldstück konnte sie bewogen werden, den Pfarrer zu holen. Frau Monica gab auch dem Leopold Geld, damit er bei einem Bauern ein Huhn, Butter, Mehl und Eier kaufe. Während seiner Abwesenheit reinigte sie die Ursula, so gut sie konnte, und gab sich alle Mühe, sie auf die Ankunft ihres Heilandes vorzubereiten. Und diese horchte begierig zu, sie betete mit ihr, und äußerte öfters, sie wolle gerne Alles, ja den Tod selber erleiden, wenn es der Wille des Allerhöchsten wäre. Als Leopold mit dem Verlangten zurückkam, bereitete Frau Monica der Kranken ein Süpplein, das sie ausnehmend erquickte. Dann schlummerte sie etwas; nach einer Viertelstunde wachte sie auf und sprach: „Ist der Herr Pfarrer noch nicht da? es geht heimwärts, und mit Jesu möchte ich gerne die Heimreise antreten!“ Frau Monica tröstete sie. „Ach, Frau Monica,“

rief die Kranke öfters, „wie gut seyd Ihr nicht! Euch muß Gott zu mir gesandt haben! was würde aus mir, wenn Ihr nicht da wäret!“

Bald darauf kam auch der Pfarrherr mit dem Allerheiligsten; Ursula beichtete und empfing die heiligen Sterbsakramente; sie zeigte Ergebung in den göttlichen Willen und sprach: „Jetzt sterbe ich gerne, weil ich dieß Glück genossen habe; die Ursel ist eine große Sünderin, aber Gottes Gnade ist doch noch größer; ich denke, der Herr wird meine Seele nicht verstoßen.“ — Und der Pfarrer, ein würdiger Herr, sprach ihr zu, und seine Zusprüche gaben ihr solchen Trost, daß sie ausrief: „Es verlangt mich zu sterben und bei Christo zu seyn!“

Den Pfarrherrn riefen dringende Geschäfte wieder nach Hause; Frau Monica mußte ihn nach seinem Wunsche ein Stück Weg begleiten; sie besprachen sich über die Schwerkranke, und der Pfarrherr verhieß ihr, er wolle sich, weil sie des Söhnleins wegen morgen heimkehren müsse, der Ursel gänzlich annehmen, für ihre Pflege während der Krankheit, und nach ihrem Tode für ein christliches Begräbniß Sorge tragen. Damit nahm er der Frau Monica einen Stein vom Herzen, und getröstet ging sie wieder zu der Kranken.

Diese ward schwächer von Augenblick zu Augenblick, aber stark blieb sie in der Geduld und im Vertrauen; ihre letzte Kraft verwandte sie zum Gebete und zur Ermahnung ihres Leopolds, den sie auf das inständigste bat, ein frommer Mensch zu werden, zu beten und zu arbeiten, und Frau Monica, die seine Mutter werden wolle, in Allem gehorsam zu seyn. Dann verlor sie plötzlich die Sprache; aber ihre bebenden Lippen zeigten an, daß sie beten wolle. Frau Monica und Leopold beteten statt ihrer für sie; kurz vor ihrem Tode rief sie deutlich: „Jesus, Jesus!“ dann

ward sie stille und verschied gegen Anbruch des Tages; ihr Sterben war besser gewesen, als ihr Leben.

Leopold aber kniete in höchstem Jammer neben der Mutter hin und schrie: „Ach, liebste Mutter! ich werde Dir bald nachfolgen!“

Frau Monica verrichtete ihr Gebet für die Abgestorbene und suchte dann Leopold zu trösten. Da sie wußte, daß für Ursula's Begräbniß gesorgt wäre, so ging sie mit dem Knaben wieder nach Hause, wo Anton sie mit Jubel und Freude empfing. Als er die ernsten Blicke der Mutter und Leopolds abgehärmtes Antlitz sah, ging es ihm wie ein Schwert durch das Herz. Er faßte Leopolds Hand und weinte bitterlich mit ihm. Diese Thränen, die Anton mit Leopold weinte, erleichterten diesen mehr, als ein stundenlanger noch so guter Zuspruch.

Leopold nahm sich den Tod der Mutter mehr zu Herzen, als sein rauhes Gemüth hätte erwarten lassen. Frau Monica und Anton boten Alles auf, ihn zu erheitern, aber umsonst. Der Knabe ging kränkelnd umher und Frau Monica fürchtete gar, er möge von seiner Mutter die Blattern geerbt haben. Sogleich zog sie, freilich mit schwerem Gelde, den besten Arzt der ganzen Umgegend zu Rathe; dieser verhinderte zwar den Ausbruch der Blattern, aber zugleich erklärte er, daß Leopolds Siechthum sehr gefährlicher Art und Rettung kaum mehr zu hoffen wäre; nach seiner Aussage litt der Knabe an einer Schwindsucht, die bei ihm um so bedenklicher wäre, da sein Magen durch den frühern Genuß schlechter, ja offenbar schädlicher Nahrung gänzlich verdorben wäre.

Der Arzt hatte recht prophezeiht; Leopold kam von Kräften und konnte bald das Bett nicht mehr verlassen. Frau Monica und Anton hatten nun eine wahre Noth mit dem Kranken, der sehr übellaunig ward und stunden-

lang fortweinte. Da zeigte Frau Monica ihre unermüdliche Liebe und Anton, ihr treuester Helfer, wetteiferte mit ihr an Geduld und Hingebung; er sparte sich die Bissen vom Munde, auf daß sie Leopold, der in seiner Krankheit einen kaum zu stillenden Hunger zeigte, zu Gute kämen. Leopold klagte öfters über sein hartes Lager — da brachte Anton sein Bettlein zum Opfer, und gab sein letztes Kißlein her, um ihm eine recht weiche Unterlage zu machen. Die Mutter mußte ihm ein anderes Kißlein, mit Heu gefüllt, bereiten, und darauf ruhte er mehr als drei Wochen. Manchen Tag lief er wohl zweimal nach Obernburg in die Apotheke, um für den Kranken Arzneien oder Thee zu holen oder vielmehr zu betteln. Denn Frau Monica's Mittel waren durch die Kosten, die ihr bei der Pflege der Ursula und ihres Sohnes erlaufen, bald erschöpft, und Leopolds Wartung nahm ihr und Anton viel Zeit hinweg, so daß sie im Nähen, er aber im Schreiben zurückblieb.

Manche Nacht saß Anton am Bette des Kranken, tröstete ihn, betete mit ihm, legte sein müdes, schmerzreiches Haupt an seine Brust. Keine Laune Leopolds, keine Beschwerde, die der üble Geruch und die Unruhe des Kranken verursachten, konnte diesen Liebesmuth des frommen Knaben schwächen. „Was ich dem armen Leopold thue, das thue ich meinem Heilande selber, und Er wird es mir vergelten" — dieß war Antons Spruch und er gab ihm wundersame Kraft. Die Mutter selber mußte ihm öfters Ruhe gebieten — aber wenn auch Anton dann sich einige Zeit lang auf sein Bettlein hinlegte, wurde er bald wieder von dem Kranken gerufen, der ohne ihn nicht seyn konnte, und immerfort klagte und traurig ward, sobald sich Anton von ihm auch nur ein Viertelstündlein entfernte. Darum blieb dieser mit ausharrender Geduld bei dem Kranken;

die Mutter selbst wunderte sich über die Hingebung und Kraft ihres Sohnes; sie hatte von seinem liebevollen Gemüthe manches Opfer gehofft; aber eine solche Liebeskraft war ihr unerwartet und erfüllte sie mit hoher Freude.

Leopold wankte sichtbar dem Tode entgegen und Frau Monica, die gewissenhafte Frau, hätte es für eine schwere Sünde gehalten, ihn ohne die heiligen Sterbesakramente aus der Welt gehen zu lassen. Allein so mild und schonend sie es auch dem Leopold beibrachte, so gebärdete sich dieser doch wie trostlos und äußerte, er wolle und dürfe nicht sterben, er werde und müsse wieder gesund werden. Seine Liebe zum Leben ward um so größer, je näher ihm der Tod kam. Es war ein schweres Geschäft, den Kranken zur Aufopferung seines Lebens und zur Ergebung in den Willen Gottes zu bewegen. Erst nach langem, liebevollen Zusprechen Frau Monica's und Antons zeigte Leopold sich gefaßter; sie wiesen ihm das Bild des Gekreuzigten, der ja auch für ihn Sein Leben zum Opfer gebracht, sie stellten ihm vor die Freuden des Himmels, der ja seine eigentliche Heimath wäre, und wo ihn die Mutter erwarte, sie erzählten ihm von den Beispielen der Heiligen, die sich nicht geweigert hätten, den Tod auf sich zu nehmen, ja, die ihm mit Freuden entgegen gegangen wären. Leopold horchte stumm und gebeugt; da schlug er die Augen auf und getröstet sprach er: „Du sagst Anton! der Vater will sein Kind! In Gottes Namen! die Erde ist schön und bei Dir und der Mutter — so nannte er mit Recht Frau Monica — hätte ich's erst jetzt recht gut gehabt — aber ich meine schon, wie Du, im Himmel muß es noch schöner seyn, und droben werde ich es noch besser haben, als da herunten! Du sagst immerfort: „Was Gott will!" So sage auch ich: „Was Gott will!"

Der Kranke ward etwas ruhiger und ergebener.

Frau Monica und Anton halfen ihm nun zur Vorbereitung für den würdigen Empfang der heiligen Sakramente. Leopold hatte nur mangelhafte Kenntnisse in der Religion, woran, wie wir wissen, seine eigene, wie der verstorbenen Mutter Nachläßigkeit Ursache war. In der kurzen Zeit, die er bei Frau Monica verlebte, hatte er nicht alles, was er versäumt, nachholen können. Deßhalb hatte Frau Monica und Anton genug zu thun, ihn zu belehren und zur rechten Gemüthsstimmung ihm zu verhelfen. Auch das gelang ihrer unermüdlichen Liebe; zumal war es Anton, der mit rastlosem Eifer ihn über die Nothwendigkeit und die Gnaden dieser wunderbaren Heilsmittel belehrte, mit ihm betete; bei solcher innerlichen Sorge und leiblicher Anstrengung im Wachen und Pflegen mußten wohl des Knaben Kräfte nachlassen. Deßhalb war es kein Wunder, daß er in einer Nacht sein müdes Haupt auf den Arm der Mutter lehnte, und erschöpft zu ihr leise sprach: „Ach, Mutter, ich bin müde, recht müde; es ist wohl schön, wunderschön, die Kranken pflegen; aber kein Werk ist mir so hart angekommen, als dieß."

Frau Monica tröstete ihn liebreich, und um ihn zu ermuntern und zu erquicken, erzählte sie ihm folgende Geschichte:

„Johann von Gott war der Sohn armer Eltern, und zu Ciudad, einer Stadt in Portugal des Jahres 1495 geboren. Eine glühende Liebe für die Kranken und Nothleidenden erfüllte sein Herz, und er darbte sich den Bissen vom Munde ab, ihnen eine Hilfe reichen zu können. Aber er war selber sehr arm; da hieb er Holz im Walde, verkaufte es in der Stadt und behielt nur das Allernothwendigste für sich, das Uebrige theilte er unter die Kranken und Nothleidenden aus. Seine liebreiche Fürsorge für die Kranken erregte bald das Mitleiden der reichen Bürger

von Granada, wohin er sich gewendet hatte; sie gaben ihm so viel Almosen, daß er ein eigenes Haus miethen, darin Kranke aufnehmen und sie verpflegen konnte."

„Das that denn Johannes mit heißer Liebesglut und wahrer Herzensfreude; hatte er den Tag über gearbeitet, oder am Lager der Kranken gedient, so nahm er Abends einen Korb auf den Rücken und zwei Töpfe unter die Arme und ging so durch die Straßen von Granada, wobei er mit lauter Stimme rief: „Thut Gutes, liebe Brüder! um Gottes willen, thut Gutes, liebe Brüder!" Das war eine ganz neue Art Almosen zu sammeln und brachte ihm reichliche Beisteuer ein; der Bischof selbst fand sich bewogen, das Krankenhaus des Johannes in Schutz zu nehmen, und der Präsident der königlichen Kammer von Granada verband sich mit den vornehmsten Bürgern der Stadt, um zum Ankaufe eines größern Hauses für diese Anstalt die erforderliche Summe zusammen zu legen. Sie war bald bei einander. Johannes sah in dieser Hilfe den Beistand Gottes und mit gänzlicher Hingebung widmete er sich dem Dienste der Kranken."

„Jetzt nahm er auch Gehilfen an und dehnte seinen Wirkungskreis weiter aus. Auch den Hausarmen und Hauskranken leistete er allen möglichen Beistand. Er selber schleppte auf seinem Rücken die Kranken herzu, so, daß er oft unter der Last zusammenbrach; rastlos sorgte er Tag und Nacht für die Hilfsbedürftigen. Und ob er auch noch schweren Undank erfuhr, auch noch so böswillige Mißhandlungen erlitt, sein Eifer blieb sich immer gleich, ja er wuchs von Tag zu Tag, oft litt er selbst die bitterste Noth, hatte keinen Pfenning in der Tasche, kein Stücklein Brod in der Tasche, wo die Almosen nicht ausreichten, lieh er Geld, um den Bedürfnissen der Kranken

zu genügen, und immer fand er solche, die für ihn Bürgschaft leisteten.“

„Einstmals war im königlichen Spitale während eines Gelages, das die Vorsteher gaben, Feuer ausgebrochen, und die Flammen hatten so schnell um sich gegriffen, daß, als die Leute herzugeeilt, niemand sich der Wuth des Feuers wegen in der Nähe des Gebäudes wagte. Johannes war auch unter den Ersten herbeigeeilt; als er den Jammer und das Wehklagen der Kranken von den Fenstern hörte, riß es ihn fort, sie zu retten; rasch drang er durch eines der Thore ein, obgleich ihm der Rauch wie ein Strom entgegentobte. Ohne Verzug schritt er innen zum Werke; den Kranken, die noch gehen konnten, wies er die Wege; Andere wurden getragen, noch andere bisweilen paarweise geschleppt; die untern wurden durch die Fenster herabgelassen, Alles mit solcher Kraft und Schnelligkeit, daß alle, besonders solche, die seinen durch Wachen und Fasten entkräfteten Körper kannten, darüber erstaunten. Als die Kranken in Sicherheit waren, rettete er vom Geräthe, was noch zu retten war, überall vorn an und mit Besonnenheit die beste Vorkehr treffend. Er nahm dann eine Axt und bestieg den Speicher, um den Flammen zu wehren; aber während es ihm auf der einen Seite gelang, brachen sie auf der andern Seite nur um so heftiger hervor. Eine halbe Stunde lang hatten die Anwesenden ihn aus den Augen verloren, und ihn schon aufgegeben, als er auf einmal aus den Flammen hervorsprang; die Kleidung war unverletzt, nur die Augenbrauen und Wimpern verbrannt. Siebenzig Zeugen haben dieß eidlich bestätigt.“

Sieh, mein Anton, so schützt Gott die Barmherzigen! Der heilige Johannes starb am Fuße des Kreuzes, welches er über Alles geliebt hatte. Er ist der Vater der

Versammlung des heiligen Johannes von Gott; aus ihr entstand in unserer Heimath die Gesellschaft der barmherzigen Brüder, die den Kranken so viel des Guten erweisen.

„Mutter," fragte Anton, „ich hörte auch von barmherzigen Schwestern, welche da den Kranken dienen, ihren Leib pflegen und ihre Seele durch Gebet und gutes Beispiel trösten?"

„Ja, Anton, es gibt solche Genossenschaften frommer Jungfrauen, welche mit so wahrhaft schwesterlicher Liebe die Leidenden warten und in jeder Kranken eine Schwester, in jedem Schmerzreichen einen Bruder sehen. — Der heilige Vincenz von Paul sammelte in dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts viele Frauen und Jungfrauen, oft aus den edelsten Geschlechtern, und begeisterte sie zu dem Entschlusse ihre Kräfte und ihr Vermögen den Armen und Kranken zum Opfer zu weihen. An einer edlen Wittfrau, Louise von Marillac, fand er die getreueste Gehilfin, und so gesegnet war dieß Verbündniß der Liebe, daß in allen Theilen der Welt die Töchter des heiligen Vincenz an den Leidenden, Verlassenen, an den Waisen und den Gefangenen die Werke der christlichen Barmherzigkeit verrichten."

„Eine Gesellschaft gleicher Art bilden die Schwestern des heiligen Carl Borromäus; denn in ihm verehren sie ihren Patron, in ihm, der einst als Bischof von Mailand der Vater der Armen und der Kranken gewesen. Die Liebe, die diesen Heiligen beseelte, ist auch auf seine Töchter übergegangen."

Anton hatte der Mutter mit sehnsüchtiger Freude zugehört; ihre Erzählung hatte in seiner jungen Brust die herrlichsten Entschlüsse erweckt. Wie gering war nach seiner Meinung die Liebe, welche er bisher dem kranken

Leopold erwiesen, wenn er sie mit jener gänzlichen Aufopferung verglich, mit welcher jene Helden der Barmherzigkeit sich den Kranken ergaben! Seine Wangen rötheten sich, wie vor zarter Scham; seine Augen wurden feucht; er knieete vor dem Lager des Knaben nieder; dieser schlief etwas unruhig, allein der Schweiß perlte in großen Tropfen von seiner Stirne; Anton faßte seine Hände wie bittend, flüsterte er leise, als sollte es der Kranke, ohne wach zu werden, dennoch hören: „Ach, Leopold! wie ungeduldig und unsanftmüthig war ich gegen Dich, und doch warst Du so krank, so voll Schmerzen! Das soll nimmer geschehen, ich will Dir dienen, wie der heilige Johannes von Gott, wie der heilige Vincenz seinen Bruder gewartet hätte, will ich Dich warten!"

Die Nacht zuvor, ehe Leopold die heiligen Sakramente zur Heimreise empfangen sollte, saßen Frau Monica und Anton bei dem Bettlein des Kranken und pflegten seiner und beteten für ihn brünstiger, als je. Die zärtliche Mutter trug ihrem Söhnlein auf zur Ruhe zu gehen, aber nur zwei Stunden gönnte sich der eifrige Knabe die Ruhe; dann saß er wieder bei der Mutter und half ihr den Kranken warten. Der aber schlief bald ein und nun bat Anton die Mutter, sie möge ihm wieder ein Geschichtlein von frommen Christen erzählen, die in den Kranken den Heiland gepflegt hätten.

Nach einigem Nachsinnen begann die gute Mutter also:

„Ich habe dir schon gesagt, daß mein Vater in Rom, der heiligen Stadt war, und von ihr immer mit großer Liebe und Verehrung sprach. Einem meiner Brüder gab er deßhalb den Namen eines Heiligen, der meist zu Rom gelebt, auch dort durch eine heldenmäßige Liebe und Hingebung für Kranke und Sterbende sich die Krone der

ewigen Herrlichkeit errungen hat. — Dieser große Held der Liebe ist der heilige Camillus von Lellis."

„Camillus war aus einem der edelsten Geschlechter Italiens entsprossen; in seiner Jugend ergab er sich sehr dem Spiele und gerieth dadurch so in Armuth, daß er durch Händearbeit als gemeiner Geselle sein Brod verdienen mußte. In dieser Armuth und Noth erkannte er sein sündhaftes Leben und faßte den Entschluß in den Orden des heiligen Franciskus zu treten, und dort dem Herrn sich ganz zu weihen. Da befiel ihn am Schenkel ein bösartiges Geschwür, das die Aerzte für unheilbar erklärten; deshalb ward ihm die Aufnahme in das Kloster verweigert. Nun begab er sich nach Rom, wo er vier Jahre lang die Kranken und Presthaften im Spitale des heiligen Jakobs bediente, bei den Armen wachte und mit besonderer Liebe den Sterbenden beistand; ihnen alle mögliche geistliche und leibliche Erquickung zu verschaffen, war sein eifrigstes Bemühen."

Seiner großen Liebe und Einsicht wegen ward er zum Vorsteher des Spitales gesetzt; hier jammerte ihn die Lauigkeit der Krankenwärter und der Herr gab ihm den Gedanken, eine Genossenschaft frommer Männer zu bilden, welche, entflammt von der Liebe zu dem Heilande und der Kranken, der Krankenpflege sich widmeten. Aber nicht allein die Wartung des Leibes ward ihnen aufgetragen, sondern vor allem die Pflege und Heilung der kranken Seele, so weit sie es vermochten. Deßhalb mußten sie im Namen des Gekreuzigten die Kranken trösten, mit ihnen beten, sie vorbereiten zu dem würdigen Empfang der heiligen Sakramente und in dem Todeskampfe ihnen beistehen. So ward der heilige Camillus von Lellis der Stifter des Ordens der regulirten Cleriker für den Dienst der Kranken."

In frommem Gebete und der liebreichsten Pflege des Kranken verfloß die Nacht und es hob herrlich und groß über die Berge die Sonne ihr glänzendes Haupt. Da sprach Anton zu der Mutter: „Wenn es Dir recht ist, so will nach Burkersberg gehen und dort die heilige Messe für Leopold hören, und dann den Herrn Pfarrer mit dem Allerheiligsten nach Birshausen begleiten.“ Der Mutter war es ganz recht; Leopold gab ihm die Hand und bat ihn, ja zu beten, damit er alles recht verrichte und zu seinem Heile empfange.

„Ich will den heiligen Camillus anrufen,“ tröstete Anton liebreich den Kranken, „und gewiß, Leopold er wird dir helfen!“

Und es schien wirklich, als wäre der heilige Camillus in dem Häuslein eingekehrt und hätte der Frau Monica die Gedanken und die Worte eingegeben, die sie zu dem Kranken sprechen sollte; denn niemals war der Wittfrau das Herz so liebeswarm geworden, als diesen Morgen: niemals hatte sie der trostreichen Gedanken und Worte so viele gefunden, als jetzt, und Leopold seinerseits hatte sein Herz geöffnet, wie nie zuvor; Frau Monica's herzliche Worte drangen ein, jedes ein milder, erquicklicher Lichtstrahl leuchtend und wärmend zugleich. Eine heiße Reue über all das Böse, was er gethan, ein festes Vertrauen auf die Huld des himmlischen Vaters und die Verdienste Jesu, die innigste Sehnsucht, Ihn zu empfangen, äußerte er, wie niemals während seiner langen Krankheit. Als daher der Pfarrherr kam, fand er den Knaben auf das beste vorbereitet, was ihn ungemein erfreute; mit Liebe und Würde spendete er Leopold die Heilsmittel, und dieser empfing sie mit einer Inbrunst, die alle rührte, Frau Monica aber und Anton mit der seligsten Hoffnung für sein Hinscheiden erfüllte.

Dieß erfolgte den vierten Tag darauf; sanft und ruhig schlief er ein, das Kreuz in der Hand, das müde Haupt an Antons Schulter gelehnt, schlief ein unter den brünstigen Gebeten seiner liebreichen Pfleger. — Anton weinte bitterlich; es war ihm, als hätte er einen Bruder verloren.

Wie Anton die Todten begräbt.

Frau Monica ließ die Leiche Leopolds im Bette, bis der Bader kam und bezeugte, er sey wirklich gestorben. Nun wusch sie den Leichnam, zog ihm ein neues Hemd und ein gutes Kleid, das einst Anton getragen, an, zündete ihr Wachsstöcklein an, und lud die Nachbarn zum Gebete. Als dasselbe geendigt war, schickte sich Anton an, nach Burkersberg zu gehen, den Todesfall dem Pfarrherrn anzuzeigen und um ein christliches Begräbniß für den Verstorbenen zu bitten. Gerne wäre Frau Monica selber gegangen; allein die Beschwernisse der langen Krankenpflege hatten ihre Kräfte hart mitgenommen, und sie mußte ihre Zeit zum Arbeiten verwenden. Leopolds Krankheit hatte ihr wenig Erspartes aufgezehrt und nicht ohne Kümmerniß sah sie, daß sie nicht einmal so viel mehr hätte, die geringen Kosten der Beerdigung damit zu bestreiten. Daher trug sie dem Sohne auf, ja recht dringend zu bitten, daß der Verstorbene durchaus unentgeldlich begraben würde. Anton meinte, dieß verstünde sich von selbst und niemand würde von einem blutarmen Waislein etwas verlangen. Aber Frau Monica schüttelte den Kopf; der Pfarrherr, das wußte sie, der würde keinen Kreuzer verlangen; aber der Meßner war ein geiziger eigennütziger Mann; hatte er ja schon bei der Provisur ein saueres Gesicht, als tränke er Galle und Essig, gemacht, als Frau Monica ihn bat, er möchte doch bei

Leopolds Jammer und Armuth auf seine Gebühr Verzicht leisten und nur durch des Pfarrherrn Anwesenheit war er abgehalten worden, seinen Verdruß in Schelt- und Schimpfworte auszulassen. Auf den Meßner hatte sie bange, und ahnete recht. Freundlich und Frau Monica's Liebe, die sie dem Verstorbenen erwiesen, mit Freuden lobend, versprach der Pfarrer, von aller Forderung abzustehen, was sich ja in einem solchen Falle ohnedem von selbst verstünde. Aber bei dem Meßner richtete Anton selbst mit den herzlichsten Bitten und Vorstellungen nichts aus; der harte, rohe Mann fuhr ihn mit rauhen groben Worten an, und weigerte sich durchaus, auch nur das mindeste nachzulassen, da er ohnehin die Provisurgebühr eingebüßt; keinen Spaten würde er anrühren, bevor nicht das Geld auf dem Tische läge; weder der Pfarrherr noch sonst Jemand in der Welt könne ihn zwingen, die Todten umsonst zu begraben. Mit einem recht bittern Schmerz in der Brust entfernte sich Anton weinend; eine solche Hartherzigkeit hatte er noch nicht gefunden. Höhnisch rief ihm der Meßner nach: „Grabt ihn nur selber ein, Ihr werdet dann schon sehen, ob ein Gulden zu viel ist."

„Ich nehme Euch beim Worte," versetzte der Knabe, entschlossen für Leopold mit eigenen Händen ein Grab zu machen; „ich werde das Grab selbst ausschaufeln."

„Der Meßner lachte spöttisch; der Knabe hatte ja keinen Spaten und in dem harten steinigen Boden des Gottesackers bedurfte es der Kraft eines Mannes, um ein Grab zu machen. Anton ließ sich aber nicht irren; „Gott wird helfen!" dachte er, ging in ein Bauernhaus, erbat sich dort einen Spaten und machte sich an die Arbeit. Aber bald sah er, daß dieß ein schweres Stück wäre; so angestrengt er auch arbeitete, so hatte er doch

nach einer Stunde kaum ein Loch gegraben und es floß ihm der Schweiß von der heißen Stirne; nicht weit von der Kirchhofmauer stand der Meßner, ihn mit spöttischem Lächeln betrachtend und eine häßliche Freude malte sich in seinen alternden Zügen. Anton wollte schon fast kleinmüthig werden und blickte flehend zum Himmel, es möge ihn doch der Gott der Barmherzigkeit nicht zu Schanden werden lassen, sondern dem Todten zu einer geweihten Stätte verhelfen. Da hob plötzlich ein Mann sein Haupt über die Mauer und schwang sich mit einem raschen Satze hinüber; es war Barthel, der, weil die Heerde nicht mehr ausgetrieben wurde, statt des Hirtenstabes den Spaten genommen und eben vom Erdäpfelgraben daher kam. Anton meinte nicht anders, als hätte der Herr selber den Barthel ihm als Helfer in seiner großen Noth gesendet, und erzählte diesem Alles, der seinerseits ganz verwundert war, den Anton hier als Todtengräber zu treffen. Der Hirt empfand ein recht aufrichtiges Mitleid mit dem guten Knaben und einen gründlichen Zorn auf den hartherzigen Meßner, und schickte sich an, dem kleinen Todtengräber die thätigste Hilfe zu leisten. Das wollte aber der Meßner nicht gedulden; mit zornigen Schimpfworten fuhr er auf den Barthel los, und gebot ihm, augenblicklich den Gottesacker zu verlassen, wo er nichts zu thun hätte; der Knabe, der Großsprecher, möge immerhin das Grab ausschaufeln und dabei zu Schanden werden, aber kein anderer solle ihm helfen.

Aber an dem Barthel war der Meßner über „den Unrechten" gekommen. Mit strengen Worten verwies ihm dieser seine Unbarmherzigkeit, die des elenden Geldes wegen einem todten Knaben nicht einmal ein Grab gönne, und doch hätte er von Anton und seiner Mutter, die für den Todten Alles gethan, Barmherzigkeit lernen können. Der

Meßner ward immer erboster, und wollte dem Barthel den Spaten mit Gewalt wegreißen, als er ausschaufeln wollte. Und es wäre wohl noch zum Schlagen gekommen. Da lief Anton ängstig nach dem Pfarrhof, und berichtete dort, was auf dem Friedhofe vorgehe. Der Pfarrherr kam eilends, machte Ruhe und verwies auf das Ernstlichste dem Meßner seine Habsucht und Herzenshärtigkeit. Den Barthel ermunterte er, in der Arbeit fortzufahren; er wolle ihm zur Hilfe seinen Knecht senden. Anton aber, der schwache Knabe, sollte von der Arbeit ablassen und zu der Mutter nach Hause gehen. Da bat Anton den Pfarrherrn inständig, er möge ihm doch erlauben, mit dem Barthel das Grab zu vollenden; hätte er doch dem Leopold die Aeuglein zugedrückt; es würde ihn sein Leben lang freuen, auch an einem Todten das Werk der christlichen Liebe verrichtet und ihm nach seinen Kräften zu einer Grabstätte geholfen zu haben.

Der Pfarrherr ließ ihm diese Freude. „Nun, Anton, so sey denn ein kleiner Tobias," sprach er gerührt; denn er wußte, daß auch nicht die mindeste Scheinheiligkeit an dem frommen Knaben zu finden war; „grabe deinem Leopold ein Grab; bist du mit deiner Arbeit zu Ende, so komme zu mir; du sollst heute zu Mittag mein Gast seyn."

Das hielt Anton für eine große Ehre; der Meßner schlich sich still und beschämt fort; der Knabe griff mit frischem Muthe zum Spaten; Barthel mit seinen kräftigen Armen räumte bald die obere Steinschichte des Bodens hinweg; es ging nun leichter, und doch wären sie in einer Stunde nicht fertig geworden, hätte nicht der Pfarrherr seinen Knecht geschickt. Als Anton den letzten Spatenstich gethan, fühlte er sich gänzlich ermüdet, und dennoch war ihm innerlich so wohl; er wischte sich den Schweiß von der Stirne, betete ein Vater Unser über

das Grab, ein zweites für die Todten, die hier der Auferstehung entgegenharrten, und ging dann dem Pfarrhofe zu.

Der Pfarrer nahm ihn höchst liebreich auf, und bewirthete ihn sehr gut; ein solches Mahl auf die langwierige Anstrengung bei dem Krankenlager Leopolds und auf die mühsame Arbeit des heutigen Tages erquickte den Knaben ungemein, doch mehr noch die lehrreichen Gespräche des Pfarrers; dieser hatte das herzlichste Wohlgefallen an Anton, aber er war ein zu guter Erzieher, als daß er durch unzeitiges Lob dem Knaben hätte schaden und das Verdienst seiner Handlung schmälern wollen.

Anton mußte erzählen, wie er und die Mutter dem Leopold in den letzten Tagen seiner Krankheit beigestanden hätten. Anton sagte, er hätte dem Todtkranken fleißig das Kreuz gezeigt und immerfort mit ihm gebetet: „Jesu, Dir leid' ich, Dir sterb' ich! Vater im Himmel erbarme Dich meiner! Mutter Maria, bitt' für mich!“ Und dessen war der Pfarrer vollkommen zufrieden und er meinte, er hätte dem Sterbenden nichts Besseres sagen können; er äußerte, der Anfang des Todes sey das Sterben; wer da der hinscheidenden Seele beistehe und ihr zu der wahren gottgefälligen Gesinnung, zur lebhaften Reue über die Sünden, zur heißen Liebe und Sehnsucht zu Gott, zum festen Vertrauen auf Gott und den Heiland verhelfe, der hätte die Hauptsache von jenem Liebeswerke gethan, das uns gebiete, die Todten zu begraben. Anton durfte glauben, er hätte an Leopold in diesem Sinne gehandelt.

Der Pfarrherr führte ihn in den Garten; dort in der Laube von duftendem Jasmin und Immergrün erzählte er dem wißbegierigen Knaben von Barmherzigen, die sich der Todten angenommen.

„So eine liebreiche Seele war Ludwig Borgäus aus dem Orden der mindern Brüder gewesen. Wie Tobias, sorgte er mit unermüdlichem Eifer für die Beerdigung der Todten in geweihter Erde. So begrub er zur Zeit der Pest mit eigener Hand mehr denn siebenhundert Kranke, und den meisten davon hatte er die heiligen Sterbsakramente gereicht und war ihnen im letzten Kampfe beigestanden."

„Auch von dem Papst Eutychianus wird gerühmt, daß er dreihundert zwei und vierzig Körper der Märtyrer mit eigener Hand begraben hätte."

Die Todten zum Grabe geleiten, gehört auch zu dem Werke der Liebe, die Todten zu begraben. „Ein herrliches Beispiel dieses guten Werkes gab Kaiser Otto, der mit Heinrich dem Könige, den verstorbenen heiligen Romuald, Abt des Klosters St. Emmeran in Regensburg, auf den eigenen Schultern zu Grabe getragen."

Auch bei den Todten wachen und zwar betend wachen gehört zu diesem Liebeswerke; mancher der für todt gehalten wird, ist es nicht, ist blos scheintodt; eine sorgsame Wache hat manchem Scheintodten das Leben gerettet. Darüber erzählte der Pfarrer dem Knaben folgende höchst rührende Geschichte:

„Ein Mann, von einem gefährlichen Leiden befallen, ward in ein Spital gebracht, wo die Krankenpflege den barmherzigen Schwestern anvertraut war. Sein Zustand ward bald so, daß der Arzt ihn für todt erklärte, den Todtenschein ausstellte, worauf er auch wirklich begraben werden sollte. Die Verwandten des Mannes kamen auf die Nachricht davon in das Krankenhaus und einer davon erklärte der barmherzigen Schwester, welche ihm die Nachricht bestättigte, derjenige, dessen Verlust er betrauere, sey schon mehr als einmal in einen Todtenschlaf ver-

fallen, und er fürchte, nach den ihm mitgetheilten Erscheinungen, daß dieß wieder der Fall sey. Vergebens suchte die Schwester ihn zu beruhigen, und begehrte endlich, da seine Aengstlichkeit sich durchaus nicht beschwichtigen ließ, sogar die Ausscharrung des bereits schon Beigesetzten, worauf man ihr aber antwortete, dieß sey unmöglich, da der Tod bereits gesetzlich anerkannt sey. Diese Antwort stürzte die Angehörigen in Verzweiflung und die Schwester faßte, als ihre nochmaligen Bitten vergebens blieben, einen heldenmüthigen Entschluß."

Sie versah sich mit einigen Lebensmitteln, ergriff ein Gebetbuch und setzte sich ruhig auf den Rand des glücklicher Weise noch nicht zugeschütteten Grabes. Dort blieb sie, auf das leiseste vernehmbare Geräusch horchend fünf und sechzig Stunden hintereinander, ohne sich vom Flecke zu rühren. Da hörte sie auf einmal einen durchdringenden Schrei aus der Tiefe der Erde hervorschallen, sie rief um Hilfe, man öffnete den Sargdeckel, und der Scheintodgewesene, den man sogleich in das Spital zurücktrug, war nach wenigen Tagen vollständig genesen."

Der Pfarrer schwieg einige Augenblicke, wie tief ergriffen von dieser heldenmüthigen Aufopferung dieser Schwester. Dann stand er auf von seinem Sitze in der Laube, um Anton seinen großen herrlichen Garten zu zeigen; der Garten stieß an eine große Wiese; da blieb der Pfarrherr plötzlich stehen und ein mildes Lächeln spielte um seine Lippen. „Siehst du, Anton," begann er, „jenes todte Mäuslein dort?"

„Das Mäuslein, worauf mehrere große Käfer von gelber und schwarzer Farbe kriechen?"

„Ja; doch nicht so fast auf das Mäuslein, als vielmehr auf diese Käfer wollte ich dich aufmerksam machen; kennst du diese Käfer wohl?"

Anton mußte es verneinen.

„Diese Käfer nennt man Todtengräber,“ fuhr der Pfarrherr fort.

„Wie Todtengräber?“ fragte der Knabe verwundert, „graben sie denn die Todten ein?“

„Ja, Anton, das thun sie, und wirst es öfters sehen; wenn im Frühlinge oder Sommer der Körper eines todten Thierleins, einer Maus etwa, oder auch eines Maulwurfes im Freien liegt, so dauert es nicht lange, so kommen diese Käfer, untersuchen das Erdreich, wo das todte Thier liegt, und wenn es zum begraben nicht taugt, so geben sie sich alle Mühe, es hinwegzuschleppen, und gar schön und säuberlich einzugraben, so, daß man den Ort gar nicht merkt, wo es geschehen ist. In Aegypten sind es die Hunde und Geyer, welche die todten Thiere wegschaffen. So gibt die gute Mutter Natur, vielmehr der allmächtige und allgütige Schöpfer selbst, diesen Thieren den Instinkt, das gute Werk zu üben, und die Erde zu reinigen.“

Das hatte Anton nie gehört; sein frommes Gemüth bewunderte die Weisheit und Güte des Allerhöchsten, Der selbst die Thiere berief, ihresgleichen zu begraben und er fühlte sich dadurch nur auf das neu ermuntert, nach seinen Kräften und Verhältnissen zur Beerdigung der Todten beizutragen. Dieß äußerte er gegen den Pfarrer.

„Recht, mein Anton,“ lobte dieser; „ich hoffe zwar nicht, daß du ein wirklicher Todtengräber werden wirst; denn ich bin überzeugt, daß dich Gott zu etwas Anderm bestimmt hat; wenn du aber jederzeit die Todten zum Grabe mit andächtigem Gebete begleitest, so hast du das Deinige gethan; mehr können die Wohlhabenden thun, etwa, wenn sie die Kösten der Beerdigung tragen, noch mehr aber, wenn sie sich der Hinterbliebenen der Verstor-

denen annehmen, und ihre letzten Wünsche zu erfüllen trachten."

Im Gespräche waren sie zu einem Blumenbeete gekommen; Herbstrosen, Georginen in der schönsten Farbenglut, Astern und Spättulpen in zierlicher Ordnung unter einander gereiht, gewährten dem Auge einen herrlichen Genuß. Recht sehnlich betrachtete Anton diese Blumen und der Pfarrherr las ihm den Wunsch aus den Augen. „Nicht wahr, Anton," begann er freundlich, „du möchtest Blumen zu einem Kranze für Leopold? nimm ihrer, so viel du willst." Anton machte mit Freuden von dieser Erlaubniß Gebrauch und der Pfarrherr selbst half ihm und pflückte die schönsten für ihn. Nicht blos Blumen gab ihm der Pfarrer, auch mit Obst aller Art, wie sein Garten es brachte, beschenkte er den Knaben, that noch für Frau Monica ein gebratenes Täublein hinzu, welches vom Mahle übrig geblieben war, und entließ seinen jungen Gast mit seinem Segen und der wiederholten Versicherung, er würde alle Kosten der Beerdigung tragen, und die Gebühr des Meßners entrichten, und auch das heilige Meßopfer, den Seelen der Verstorbenen so heilsam, wolle er für Leopold bei seinem Begräbniß darbringen.

Recht fröhlich und innerlich wohl getröstet, kam der Knabe nach Hause; auch Frau Monica fühlte sich durch die Güte des Pfarrherrn aller Sorge entledigt, und war nun der festen Meinung, es stünde der christlichen Beerdigung Leopolds nichts mehr entgegen.

Aber es kam ein neues, ganz unerwartetes Hinderniß. In der Pfarrei Burkersberg ist es Sitte, daß nur die erwachsenen Verstorbenen vom Hause aus durch den Priester ausgesegnet und zu dem Friedhofe begleitet werden. Die Leichen der Kinder, Mädchen und Knaben werden zur Pfarrkirche theils getragen, oder, wenn das nicht

thunlich ist, gefahren. Leopolds Leiche war zu schwer, um getragen zu werden; sie hatte deßhalb einen Nachbarn, Jackel mit Namen, gebeten, er möge Gott zu Liebe den Verstorbenen nach Burkersberg fahren und er hatte es, wie wohl nicht gerne, zugesagt. Ueber die Krankheit des Verstorbenen hatten sich im Dorfe verschiedene Gerüchte verbreitet; die einen behaupteten, Leopold sey von seiner Mutter angesteckt, an den Blattern gestorben und man müsse sich wohl hüten, der Leiche zu nahe zu kommen; die andern wollen gar wissen, er hätte die Pest gehabt, welche damals in einigen Theilen des Auslandes sich zeigte, und in kurzer Zeit würden auch die Wittfrau und ihr Sohn daran sterben. Am Morgen, wo Leopold sollte begraben werden, blieb Jackel aus und als Frau Monica zu ihm in das Haus eilte und ihn bittend an sein Versprechen erinnerte, gestand er ihr geradezu, er scheue sich, die Leiche zu fahren, er fürchte angesteckt zu werden. So wie er, redeten auch die übrigen Bewohner des Dorfes, und wo Frau Monica anklopfte, fand sie furchtsame Herzen und eitle Ausflüchte. Mit Thränen in den Augen kehrte sie zu dem Todten heim, kniete neben ihm nieder und rief: „O Herr, hilf doch, daß der Todte in sein Grab komme und ruhe in der gesegneten Erde!“

Da kam Anton, der frische Blumen gesammelt hatte, das Kreuz für Leopolds Grabstätte zu zieren, und vernahm von der Mutter ihre Verlassenheit und die Noth des Todten. „Mutter,“ begann er, „wie wäre es, wenn wir die Leiche auf unsern Karren legten und nach Burkersberg sie fahren würden?“

„Du hast Recht,“ erwiederte Frau Monica nach einigem Nachdenken; „es bleibt uns ja nichts anders übrig! aber es wird eine harte Arbeit werden für uns! möge

Gott uns dazu stärken, wie er den Tobias zu diesem Werke gestärkt hat."

Frau Monica schloß den Sarg, Anton nahm das Kreuz und so brachten sie Beides auf den Karren; die Wittfrau war solch körperliche Anstrengung nicht gewohnt, und Anton zählte erst zehn Jahre. Darum ging es nur langsam vorwärts; noch schwerer ging es über die Hügel, die halbwegs lagen; aber die Liebe ist stark und überwindet Alles; nach fast zwei Stunden der mühseligsten Fahrt erreichten sie, gänzlich erschöpft, Burkersberg, wo der Pfarrherr schon fast an ihrer Ankunft verzweifelte. Mit tiefster Rührung wandte er sich an Frau Monica und sprach zu ihr die Worte, welche einst der Erzengel Raphael zu dem Tobias gesprochen hatte: „Da du unter Thränen gebetet, die Todten begraben, und vom Essen aufgestanden, und die Todten den Tag hindurch in deinem Hause verborgen gehalten und des Nachts sie begraben hast, trug ich dein Gebet dem Herrn vor!" „Ja, Frau Monica, ja mein Anton, die Engel Gottes werden heute für Euch zu Gott bitten, auf daß Er Euch vergelte, was Ihr dem Leopold und seiner Mutter im Leben und nach dem Tode noch Liebes erwiesen habt; seyd versichert, Euer Lohn wird einst groß seyn!"

Der Pfarrherr that noch mehr, als er verheißen hatte; zur großen Freude Antons hielt er nach der heiligen Messe einen Grabgang. Frau Monica dankte nach dem Gottesdienste dem Pfarrer und wollte sich dann mit Anton entfernen; aber dieser sprach: „Zuerst ruht aus, denn Ihr seyd sehr müde geworden, und nehmt bei mir ein Frühstück ein." In seiner liebreichen Unterhaltung, die sie mehr erquickte, als das gute Frühstück selbst, verfloß ihnen schnell ein Stündlein und Frau Monica dachte an die Heimkehr. „Eilt nicht so," sprach der Pfarrer mit

einem gutmüthigen Lächeln, „zum Gehen seyd Ihr noch zu müde, seht, da steht mein Wagen, Ihr sollt nach Hause fahren.“

Solche gütige Fürsorge überraschte Frau Monica, die allerdings noch angegriffen war, auf das angenehmste; sie wollte aber abbitten und sprach von unverdienter Ehre, die ihr also widerfahre. Der Pfarrer aber erwiederte mit Ernst: „Ihr habt mehr verdient, als dieß; die Birshauser sollen sehen, daß ich Euch liebe und schätze Euerer Barmherzigkeit wegen und gelegentlich will ich es ihnen ernstlich verweisen, daß sie Euch und den Todten so in der Noth haben stecken lassen.“

Und so fuhren denn Frau Monica und Anton mit den Pferden des Pfarrherrn nach Hause; die Birshauser machten große Augen, als sie also die arme Wittfrau, die morgens mit dem Schubkarren aus dem Dörflein gefahren, des Mittags schon in dem stattlichsten Wagen daher kommen sahen. Da schämten sich viele. Aber der Pfarrer hielt sein Wort, als er am nächsten Sonntage über die Worte des Sirachs predigte: „Entziehe auch dem Todten deine Güte nicht!“ wußten alle, wer damit gemeint war, und mancher aus Birshausen ward roth.

Der Pfarrherr aber erinnerte seine Zuhörer an die Einwohner von Jabes in Gelaad, welche den Saul, den König der Juden, begraben haten. Von ihnen heißt es in der heiligen Schrift: „David schickte daher Boten an die Einwohner von Jabes in Gelaad und ließ ihnen durch sie sagen: Der Herr segne Euch, weil Ihr den Saul, Euern Herrn, diese Wohlthat erwiesen und ihn begraben habt.“ Dazu fügte er noch den herrlichen Ausspruch des heiligen Ambrosius bei: „Wenn wir die Menschen, welche in die Ferne wandern, in das Haus zu nehmen pflegen, um wie viel mehr müssen wir die Verstorbenen unter Dach

bringen, die in jenes Land reisen, von wo her sie nicht mehr zurückkehren. Job sagt: „Ich habe über jeden Verstorbenen getrauert, geweint.“

Nach Leopolds Tode durften Frau Monica und Anton einige Tage der Ruhe erwarten, und wahrlich, sie beide waren derselben sehr benöthigt, zumal die Wittfrau; allein jetzt schienen die Tage der Trübsal und der Heimsuchung erst recht für sie beginnen zu wollen. Frau Monica hatte sich auf das Aeußerste angestrengt, die Kosten von Leopolds Krankheit und die Bedürfnisse ihres kleinen Haushaltes zu bestreiten, und selbst manches Stück des Hausgeräthes dem Kranken zu Liebe verkauft; sie war, weil die Pflege Leopolds ihre meiste Zeit und Kraft in Anspruch nahm, in der Arbeit zurückgeblieben, so, daß ihr Verdienst seit mehreren Wochen ganz gering gewesen war; kein Wunder also, wenn in dieser Zeit ihre Armuth bis zur Noth stieg und sie, obgleich sie sich mit dem Nothwendigsten und Gemeinsten behalfen, dennoch öfters Mangel litten und kaum trockenes Brod genug besaßen. Frau Monica trug auch diesen Jammer mit dem Vertrauen und der Ergebung einer Christin; aber im Stillen floß manch bittere Thräne, mancher Seufzer stieg, von Anton ungehört zu Gott, um Hilfe, um baldige Hilfe flehend.

Man kann leicht denken, wie es Anton, dem guten Sohne, zu Muthe war; ihm hätte der Anblick der kummerbleichen Mutter das Herz zersprengen mögen, aber er hütete sich sehr, auch nur im mindesten sein Leid zu zeigen; das hätte ja den Jammer der Mutter vermehrt, und er wollte ihn ja erleichtern! Deßhalb kam keine Klage aus seinem Munde, immer zeigte er sich mit allem zufrieden, heiter, gesprächig, wobei er besonders die Liebe und Macht Gottes, der allen Bedrängten hilft, emporhob, und das rührendste Vertrauen auf Ihn kund that.

Frau Monica sah in dieß reine, kindliche Herz, das sich mit aller Kraft selbst verläugnete und von seinem Schmerzen schwieg, um den ihrigen nicht zu wecken; da rief es dann oft in ihrer wunden Brust: „du bist nicht arm, du leidest keine Noth, so lange dieser da lebt, den dir Gott als Sohn gegeben hat!"

Die einzige Klage, die Frau Monica aus Antons Munde vernahm, war diese, daß der Herr Landrichter und sein Oberschreiber so lange ausblieben; seit ihrer Abreise hatte er von dem Gerichte zu Obernburg nichts mehr zum Abschreiben bekommen können, obgleich er auf das dringendste bat, und wie nothwendig wäre ihm dieser kleine Verdienst jetzt nicht gewesen!

Eines Tages war es wirklich mit Frau Monica trotz ihres Fleißes so weit gekommen, daß sie nicht wußte, woher sie des Abends das Brod zur Suppe nehmen sollte. Indem sie nachsann, was sie nun von ihrer Armuth verkaufen, oder ob sie sich nicht gänzlich dem Pfarrherrn entdecken und bei ihm um Hilfe nachsuchen sollte, fiel ihr bei, daß ihr die Frau des Schloßverwalters von Ramenau für die Anfertigung zweier Kleider noch zwei Gulden schuldig wäre; Ramenau war von Birshausen nur anderthalb Stunden entfernt; gerne wäre die Wittfrau dahingegangen, aber in der That, sie fühlte sich dazu zu schwach; aber die Noth gebot. Deßhalb schrieb sie an die Verwalterin ein Brieflein und stellte ihre Noth auf das eindringlichste dar. Dieß Brieflein gab sie ihrem Sohne und sprach: „Mein Anton, bitte auch du bei der Verwalterin, daß sie dir sogleich das Geld gebe, welches ich bei ihr noch gut habe; laß ja mit Bitten nicht nach; ich brauche das Geld zu nothwendig; denn Gott weiß, die Noth ist groß."

Das hatte Frau Monica so traurig und sorgenvoll gesprochen, daß es dem Knaben wie ein Schwert durch

das Herz ging, und er in lautes Schluchzen ausbrechen wollte. Da faßte sich die Mutter wieder und tröstete ihn liebreich: „Sey ruhig, mein Anton; noch hat uns der Herr nicht verlassen, auch dießmal wird Er uns helfen! je größer die Noth, um so näher oft die Hilfe! gehe denn, mein Sohn, gehe mit Gott! rufe unterwegs die seligste Gottesmutter an, auf daß sie uns beistehe mit ihrer liebreichen und mächtigen Fürsprache."

Anton that, wie die Mutter geheißen; auf dem stillen durch Wälder sich hinziehenden Weg betete er zu Ehren der Mutter den Rosenkranz und rief zu ihr, der Helserin, der Tröſterin, der Mutter der Barmherzigkeit. Frau Monica hatte ihm das letzte Stücklein Brod zur Erquickung auf dem Wege mitgegeben, das theilte er mit einem Bettelweibe, das ihn um eine Gabe ansprach und ihm seinen Hunger klagte. Als er nach Ramenau kam und nach dem Verwalter fragte, hatte sich dieser eben zu Tische gesetzt und wollte ihn gar nicht vorlassen; erst auf sein dringendes und unablässiges Bitten ward er zu ihm gelassen. Der Verwalter saß an einer reichen Tafel, die unter der Last köstlicher Gerichte sich beugte, und warf einen geringschätzigen Blick auf den Knaben, der mit freundlichem Gruße eintrat und ihm das Brieflein übergab, da er die Verwalterin am Tische nicht sah.

„Mußt warten, bis meine Frau zurückkommt," war die Antwort des Verwalters, der den Brief flüchtig überlas und dann gleichgiltig bei Seite warf; „könnt in acht Tagen wieder nachfragen."

„Aber womit sollen wir denn die acht Tage leben? womit denn uns Brod kaufen?" fragte der Knabe erschrocken; „keinen Pfenning haben wir mehr zu Hause, und die Kleider hat die Mutter schon vor einem halben Jahre gemacht."

„Ich weiß von nichts; das geht meine Frau an, und die ist nicht hier; ich bezahle keinen Heller,“ brummte der Verwalter und schob so eben ein Stück Torte in den Mund, „schere dich fort!“

Aber Anton ging nicht, obgleich ihm der Boden unter den Füßen brannte. Er gedachte der Mutter und ihrer Noth zu Hause und hob flehentlich, mit gefalteten Händen den Verwalter zu bitten an, „er möge, da ihm doch die Ehrlichkeit und Verlassenheit der Mutter sattsam bekannt sey, ihn nicht leer gehen lassen, und doch wenigstens die Hälfte bezahlen.“ Allein eher hätte Anton einen Stein erweichen können, als das Herz dieses harten Mannes. Als Anton mit Bitten nicht nachließ und trotz des öftern unter einer Fluth von gemeinen Schimpfworten und Drohungen gegebenen Gebotes, nicht von der Stelle weichen wollte, ergrimmte der Verwalter dergestalt, daß er ein Schinkenbein dem Knaben an die Stirne warf und ihm dadurch eine Beule verursachte. Da ging denn Anton mit einem wehmüthigen Blicke von dem bösen Manne und er sprach zu ihm: „Möge Euch Gott einstmals gnädiger seyn, als Ihr heute gegen eine nothleidende Wittfrau und einen armen Waisen gewesen seyd; aber es ist eine schwere Sünde, Arbeitern den verdienten Liedlohn aufzuhalten, und ich fürchte sehr, Ihr werdet einstmals dafür büßen müssen.“

Der Verwalter stampfte in höchster Erbitterung mit dem Fuße und griff nach seinem Stocke; da floh Anton, aber keine Verwünschung des hartherzigen Mannes kam aus seinem Munde. — Die Beule an der Stirne brannte ihm, aber noch heißer brannte in seinem Herzen die erlittene Kränkung und der Mutter Jammer. Er ging von Ramenau fort und wußte in der Verwirrung anfänglich nicht einmal wohin; er ging irre und kam durch Wälder

und Gesträuch auf jene Anhöhe, über welche das Sträßlein von Birshausen nach Burkersberg führt und dessen Spitze mit einem Crucifixe, das Bild der seligsten Jungfrau Maria zu seinen Füßen, gekrönt ist. Da sah der Knabe, wie er von dem rechten Wege weit abgekommen war; er fühlte sich ganz ermüdet und innerlich wie zerschlagen, als er das Kreuz erreicht hatte. „Unter dem Kreuze ist gut ruhen, ruhe hier aus zu den Füßen Jesu, deines Heilandes!“ rief ihm eine innere Stimme zu. Und er setzte sich, nachdem er zuvor knieend ein Vater Unser und Ave Maria gebetet, auf das Bänklein, und versuchte dort sich zu sammeln und ein wenig zur Ruhe zu kommen; aber nach wenigen Augenblicken trieb es ihn an, zu beten und dem Heiland, der ihm, dem schwer Bedrängten gewiß noch näher sey, als Sein Kreuzbild seine Noth zu klagen.

Das that denn auch Anton in seiner kindlichen, vertrauungsvollen Weise. Er stellte dem Heilande vor, wie er, Anton, Ihn so sehr geliebt und aus Liebe zu Ihm zu jeder Zeit dem bedrängten Nächsten hilfreich beigestanden wäre; so hätte er sein Geld in dem Sparbüchslein all den Armen gegeben und dafür nicht einmal einen Zins verlangt; den Hungernden hätte er sein Brod gebrochen und dabei oft selber gehungert; die Durstigen zu tränken, hätte er selber gedürstet; immer wäre er bereit gewesen, mit den Nackten das Hemd vom Leibe zu theilen, und daß er den Kranken beigestanden und den Todten zum Begräbnisse geholfen, müßte ihm Leopold bezeugen. Das Alles hätte er gethan, ohne Lob oder irdische Vergeltung zu verlangen, blos Ihm zu Ehren und zu Liebe; es möge aber jetzt, wo sein Diener und der Sohn seiner Magd so erbärmliche Noth leide, der allwissende Herr sie nicht verlassen, sondern eine schnelle und ausreichende Hilfe senden.

Darauf wandte er sich mit gleich kindlicher Sprache an die jungfräuliche Mutter und erinnerte sie demüthig, wie sehr er sie verehrt und ihr vertraut, und manches Gebet und gutes Werk ihr zu Liebe verrichtet hätte; sie möchte ihm doch in dieser Noth ihre mächtige Hilfe erzeigen, und gewiß sie sollte keinen treuern Diener haben, als ihn.

Da klang, wie eine Antwort vom Himmel gesendet, ganz in der Nähe folgender Gesang:

Maria hilft!
Sie hat gehört, was du gebeten,
Zu ihrem Sohne eilt sie hin,
Sie fleht um Hilf' in deinen Nöthen,
Maria selber bringt sie dir.

Da war es dem Knaben, als hätte die Himmelsmutter ihm sich selber genaht und diesen Trost ihm in das Herz gesprochen, und sehnend blickte er der Gegend zu, woher der Gesang erklungen, ob nicht etwa gar sie selber sich ihm zeige, wie sie ja gar manchem Bedrängten erschienen ist und Hilfe gebracht hat. Und in der That, eine Frauensgestalt, ein Kind auf dem Arme, trat aus den Büschen, zwischen welchen sich der Gangsteig von Burkersberg herauf zog, und Anton kannte die Frau, kannte das Kind gar wohl. Das war die arme Frau, die mit ihrem an den Augen leidenden Kinde ihre Zuflucht zur Mutter Gottes in Maria Einsiedeln nahm; hier vor diesem Kreuzbilde hatte er sie gespeiset und getränkt, hier hatte er sie mit seinem letzten Sechser begabt und ihr das Bündelein über die Höhen getragen. Diese hatte ihm den Trost zugesungen und auch sie kannte ihn also gleich; sobald sie ihn sah, rief sie ihm einen fröhlichen Gruß zu, und Josepha hob ihm jubelnd die Aermlein entgegen.

Als nun Mutter und Töchterlein näher kamen, bemerkte Anton mit wahrer Freude, wie sie Beide so gut und kräftig, so heiter und muthig aussahen; Josepha hatte ihren Augenschirm abgelegt, und mit frischen, leuchtenden Augen blickte sie ihn an.

„Gelobt sey Jesus Christus!“ grüßte zum zweiten Mal die Frau; „mein Anton! kennst du uns noch?“ „Ei freilich,“ war des Knaben Antwort; „ich habe Euch nicht vergessen, und gar oft Euer in meinem Gebete gedacht!“

„Gott lohne es dir! gewiß hat auch dein Gebet uns genützt! o mein Anton, der Herr hat geholfen! Maria die mächtige, gnadenreiche Frau hat für mich und mein Kind Rettung erbeten! all der Kummer ist mir vom Herzen, all die Schwäche aus dem Leibe gewichen; hell und klar, wie Himmelssternlein, sind die Aeuglein meines Kindes geworden! Sieh, Anton, in Schmerz und Angst nahm ich hier bei dem Kreuze von dir Abschied, in Freud' und Hoffnung sehe ich dich erhöret wieder. O Anton, wie du damals mit mir zu Gott um Hilfe flehtest, so hilf auch jetzt mir den Herrn des Himmels preisen, hilf mir Ihm Dank sagen, denn Er hat Großes an mir gethan!“

Anton beugte bewegt neben Josepha und dem Weibe die Kniee; des eigenen Leides vergessend und das Glück derselben theilend, sandte auch er ein Lob- und Dankgebet zu Gott.

Nach dem Gebete setzte sich die Frau mit Josepha auf das Bänklein neben Anton. Dann nahm sie ein Stück Kuchen aus einem Körblein von feinen Binsen geflochten, goß aus einer Flasche süßen Wein in ein Gläslein und bot Alles dem Knaben dar, der kaum seinen Augen trauen wollte. „Nimm und iß und trink!“ bat die Frau; „sieh, vor drei Monaten hast du hier liebreich mich und Josepha

gespeiset und getränket; mögen dich diese Bißlein so erquicken, wie uns dortmals deine guten Gaben."

Sie bot ihm das Gläslein mit Wein, Josepha den Kuchen, den sie mit kindlicher Zudringlichkeit ihm fast in den Mund schob; Anton trank, er aß und es war ihm, als hätte dieser Wein ihm den wankenden Muth zur kräftigsten Hoffnung erfrischt; und er fragte, Josephas Händlein fassend: „Sagt mir doch Frau, wie ist das Alles gekommen? wie seyd Ihr fröhlich vom Herzen, wie gesund am Leibe geworden? wie hat denn Euer Töchterlein das Augenlicht wieder erhalten? wie seyd Ihr jetzt so wohlhabend gekleidet und esset Kuchen und trinkt Wein, da Ihr doch noch vor Kurzem kaum Brod genug hattet?"

„Ich habe auf Gott vertraut," antwortete die Frau, „ich habe zu Maria gerufen, und Jesus hat geholfen! sieh, mein Anton, mein Glückszustand hat sich so gebessert, daß ich selbst in einem Wagen fahren könnte; aber mein Gelübde will ich halten, zu Fuße will ich von Maria Einsiedeln nach der Heimath zurückkehren, wie ich dahin gegangen bin."

Immer verwunderter schaute der Knabe bald auf das Weib, bald auf das Kind. Die Frau fuhr aber fort: „Deine liebreiche Hilfe, dein freundlicher Zuspruch hatte mich recht aufgerichtet, und Gott sey es gedankt, eine solche Kleinmuth, wie damals, versuchte mich nie wieder; deine Trostesworte begleiteten mich auf dem Wege und immer widerhallten sie in meinem Herzen. So kam ich glücklich nach Maria Einsiedeln, freilich nach manchen Beschwerden, aber Noth, wie anfangs der Wallfahrt, durfte ich nimmer leiden."

„Das Erste war, daß ich beichtete und die heilige Communion empfing; darauf ging ich zu dem Gnadenbilde, klagte der Mutter der Barmherzigkeit meine Noth und ward

innerlich durch das Gebet und die Anrufung der seligsten Jungfrau gar wohl getröstet; neben mir kniete mein Töchterlein und hob, wie ich, die Hände um Hilfe auf in der Noth; denn je näher wir zum Wallfahrtsorte kamen, um so mehr schwoll das Auge auf, und es brannte ihr dasselbe wie ein glühendes Feuer. Neben Josepha kniete ein Mädchen von ungefähr acht Jahren, reich gekleidet, ihr zur Seite eine Frau von recht edlem Aussehen und prachtvoller Kleidung, zwei Herren standen hinter ihr und Alles verrieth, daß diese Frau von sehr hohem Stande und großem Reichthume seyn mußte. Auch sie und die Ihrigen beteten recht andächtig; aber sie entfernten sich früher als ich und ich gedachte kaum mehr ihrer, als ich getröstet und ergeben die Kirche verließ, und mit Josepha in meine Herberge zurückging. Meine Herberge aber lag am Ende des Marktes und der Weg dahin führte vor einem Gasthof vorbei, bei welchem ein herrlicher Wagen mit vier Pferden hielt; er war aber noch unbesetzt, und der Kutscher ließ eben die Fußtritte hinab, um seine Herrschaft aufzunehmen, die eben aus dem Gasthofe kam. Die Herrschaft aber war die Dame mit ihrer Tochter und den beiden Herren, die ich in der Kirche neben uns hatte beten sehen. Und das junge Fräulein ging auf Josepha zu, blickte sie recht theilnehmend an und sagte zu der Dame: „Mutter, sieh das arme Kind! es hat dasselbe Augenleiden wie ich! wenn ihm doch auch geholfen werden könnte!“

Die Dame betrachtete mein Kind mit sichtbarem Mitleiden, und wandte sich dann an den einen der Herren mit den Worten: „Doctor, hier ist wieder eine schöne Gelegenheit, Ihre wohlthätige Kunst zu üben; glaubt Ihr wohl, daß hier noch Hilfe möglich ist?“ Der Arzt nahte sich und erklärte nach einer kurzen Besichtigung, es bedürfe einer genauen Untersuchung, die er nach der Spazierfahrt vor-

nehmen wollte. — Allein die mitleidige Dame sprach: „Nicht doch, nicht doch, Doctor; ich will nicht die Schuld tragen, daß die Hilfe, die Ihr dem armen Kinde leisten könnt, nur einen Augenblick aufgeschoben werde; wir werden Nachmittags nach Schwyz fahren.“

Bei diesen Worten nahm sie selber meine Josepha bei der Hand und lud mich freundlich ein, ihr zu folgen. In ihrem Zimmer stellte der Doctor die Untersuchung an, und erklärte darnach, es sey hier die Heilung meines kranken Kindes mit Gewißheit zu erwarten, doch müsse es ein Vierteljahr unter seiner Kur und Aufsicht bleiben. Bei diesem Ausspruche des Arztes traten mir Thränen des Leids und der Freude in die Augen; aber meine Noth bedenkend, rief ich aus: „Wie vermag ich arme Frau mit dem Kinde hier zu bleiben? ich lebe von der Arbeit meiner Hände, und habe mich nach Einsiedeln blos durch das Almosen gutherziger Leute geholfen. Wollt Ihr nicht die Güte haben, mir Euer Mittel aufzuschreiben, auf daß ich es zu Hause kann machen lassen?“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte, dieß ginge nicht. Das Fräulein sah die Dame recht bittend an und diese sprach zu mir: „Ihr bleibt bei mir und dem Arzte; Euere Verpflegung und die Kurkösten übernehme ich, mein liebes Weib!“

Vor Freude fast außer mir, wollte ich ihr die Hände küssen; die Dame aber wehrte freundlich ab und wandte sich zu den Umstehenden: „Hat Gott nicht unser Gebet gehört und von unserer Mathilde die Blindheit genommen, die Ihr mein lieber Doctor, trotz Euerer ausgezeichneten Geschicklichkeit, selbst für unheilbar erklärtet? Als ich heute Gott deßhalb lobte und pries, und der seligsten Mutter Maria, die ich in meiner Noth anrief, für ihre Fürbitte dankte, da machte ich dem Herrn das Gelübde, allen

Blinden und Augenkranken nach meinen Kräften zu Hilfe zu kommen. Ich bitte Euch, lieber Doctor, steht mir bei; ich bin gewiß, daß Gott an diesem Kinde Euere Bemühung eben so segnen werde, als bei meiner Mathilde."

Und von nun an nahm diese Dame sich auf das liebreichste unser an; sie war eine reiche Gräfin aus Westphalen, Wittwe, wie ich; Fräulein Mathilde, ihr einziges Kind, litt seit vielen Jahren an den Augen; die geschicktesten Aerzte wurden herbeigerufen, allein das Uebel ward nur schlimmer. In dieser Zeit des Jammers, wo Mathilde fast erblindet war, sandte Gott der tiefgebeugten Gräfin einen Retter in dem Doctor Abresch, mit dem sie auf einer Reise nach Italien bekannt ward; auch er zweifelte an Mathildens Heilung, aber er bot das Aeußerste auf, was seine Kunst vermochte. Gott segnete seine Bemühung und erhörte das Gebet der frommen Mutter und der leidenden Tochter. Mathilde genas, doch bedurfte sie einer Nachkur; diese sollte sie nach dem Wunsche des Arztes an reizenden Ufern des Vierwaldstättersees gebrauchen. Dahin zog sie auch mit der Mutter; bald nach ihrer Ankunft wallten sie nach Maria Einsiedeln, um Maria, dem Heil der Kranken, welche sie beide in ihren Nöthen so oft angerufen hatten, zu danken; hier trafen sie mich in meinem Jammer, und ich bin des festen Glaubens, daß Maria, die liebreiche Mutter, es war, welche sie zu mir in der Kirche geführt und ihnen den Gedanken eingegeben hat, sich unser anzunehmen.

Die gute Gräfin nahm uns mit sich, wies uns in ihrem Landhause ein bequemes Zimmer an, und pflegte uns mit wahrhaft mütterlicher Liebe; auch Fräulein Mathilde gab uns die rührendsten Beweise ihrer Theilnahme, und der Arzt bot alles auf, was seine Kunst vermochte. Wir beteten unablässig zu dem Heiland, der den Blinden

geheilt, und riefen die seligste Jungfrau an, wie zuvor; mehrmals noch wallten wir nach Einsiedeln. Und es ward uns geholfen; bald vermochten die kranken Augen Josephas, wie durch einen Flor zu schauen, und dieser verschwand mehr und mehr von Tag zu Tag. Du kannst denken, mein Anton, wie groß unser aller Freude war.

Die Gräfin hatte nach und nach meine ganze traurige Lage in Erfahrung gebracht; da erhielt ich einmal von meiner Heimath einen Brief, des Inhaltes, es hätte eine unbekannte Person für mich alle Schulden bezahlt und mein ganzes Anwesen gehörte mir wieder wie am Tage der Hochzeit. Ich aber ahnete wohl, wer diese unbekannte Person wäre, ich eilte zu der Gräfin mit dem Briefe und dankte ihr mit Thränen für solch große Gutthat; mehr denn 1000 Gulden hatte sie aufgewendet, um mich gänzlich frei zu machen. Sie ermüdete in ihrer Wohlthätigkeit nicht; mein Kind war nach einem Vierteljahre, wie es Doctor Abresch gesagt hatte, vollständig geheilt, und es war nun Zeit für mich, wieder heimzukehren. Da nahm ich denn Abschied von ihr, ihrer Tochter und dem biedern Arzte, und das Herz wollte mir brechen bei dem Gedanken, daß ich vielleicht Lebens lang von denen scheiden müßte, die mir auf Erden die größten Gutthäter unter den Menschen gewesen waren. Die Gräfin fuhr mit mir, ihrer Tochter und dem Arzte am Tage meiner Abreise nach Maria Einsiedeln; denn wie hätte ich ohne Abschied von ihr, der gnadenreichen Frau, die Heimreise antreten können? Da tröstete sie mich recht liebreich, küßte meine Josepha und sprach alsdann: „Danke dem Herrn und Seiner jungfräulichen Mutter! mir nicht. Sie mögen Dich und Josepha in Deine Heimath sicher geleiten! Du bedarfst, um Dein Geschäft in Deiner Heimath zu betreiben, eines kleinen Capitales; dafür habe ich gesorgt; bei dem

Gerichte Deines Ortes wirst Du 500 Gulden für diesen Zweck finden; mein Wille ist, daß Du für uns betest."

Wie konnte ich für solche große Güte danken? „Der Herr lohn' Euch Alles!" das war das einzige Wort, das ich zu ihr, zu dem Arzte und zu dem guten Fräulein Mathilde sprechen konnte.

„Dann reichte mir Fräulein Mathilde ein schönes, mehr als überflüssiges Reisegeld, mit andern kleinen Gaben und Andenken, die ich an gute Freunde und andere Bekannte austheilen sollte. Auch deiner, mein lieber Anton, gedachte sie dabei."

„Wie?" rief dieser verwundert; „die Gräfin dachte an mich? sie kennt mich nicht; sie hat mich nicht gesehen und nichts von mir gehört!"

„Wenn sie dich auch nicht gesehen, so hat sie doch von dir gehört, mein Anton," versicherte die Frau; „ich erzählte einmal der Gräfin die Schicksale meiner Wallfahrt nach Einsiedeln; wie hätte ich denn deiner und der Liebe vergessen können, die du mir und Josepha hier an dieser Stelle erwiesen hast?"

„Ihr hättet schweigen sollen! was Großes habe ich Euch gethan?" sprach fast beschämt der demüthige Knabe; „ach, was ist das, was ich Euch gethan habe, in Vergleich zu dem, was Euch die gute Gräfin gethan hat!"

„Du und die Gräfin, jedes that mir Gutes mit dem besten Herzen und nach seinem Vermögen," meinte die Frau; „die edle Dame hatte ein großes Wohlgefallen an deiner Liebe; ich sagte ihr, ich würde dich aufsuchen und dir ein Andenken von der Mutter Gottes zu Einsiedeln verehren, wie ich es dir versprochen hatte. Darüber lobte sie mich; sie trug mir auf, dich zu grüßen, und dir eine kleine Gabe von ihr zu überreichen."

„O die gute Gräfin, und was gab sie Dir für mich?"

rief Anton mit verklärtem Gesichtlein, und seine Augen folgten begierig der Hand der Frau, welche da ein kleines Päcklein von Papier aus dem Korbe zog. Sie übergab es Anton; dieser öffnete es hastig — ein wunderschönes Bild der seligsten Mutter Maria aus Holz geschnitzt, wie es auf dem Gnadenaltare in der Kirche zu Maria Einsiedeln steht, blickte ihn mild und freundlich an; ein zweites Bildlein aus Erde geformt, übergab ihm Josepha.

Anton küßte andächtig das geweihte Bild und sagte in herzinnigen Worten seinen Dank. „Maria, die mächtige Frau hat Euch geholfen," begann er nach einer kleinen Pause, „möge sie auch mir helfen! wenn ich Euch zur Zeit, als Ihr gehungert und gedurstet habt, speisen und tränken durftet, so habt Ihr mir heute dasselbe gethan; denn ich habe heute Hunger und Durst, und Euer Wein und Euer Kuchen hat mich wunderbar erquickt; ja, vor wenigen Augenblicken erst bin ich kleinmüthig und verzagt geworden; aber jetzt habe ich Euere Erzählung vernommen und daraus auf das neue gesehen, daß der, welcher auf Gott vertraut und zu Maria ruft, nicht zu Schanden wird, jetzt ist mir neuer Muth und neuer Trost in das Herz gekommen."

Da heftete die Frau die liebreichen Blicke auf das bleiche Antlitz des Knaben, faßte besorgt seine Hand und bat ihn, er möge ihr doch all seine Noth erzählen, wie sie ihm ja auch vor drei Monaten Alles geoffenbart hätte.

Und Anton erzählte ihr Alles.

Die Frau hatte über Antons und seiner Mutter Noth das größte Mitleid, und sie tröstete ihn so gut sie konnte; jedes Wort, das ihr der Knabe hier zum Troste und zur Stärkung gesprochen und das sie heilig im Herzen behalten, wiederholte sie, und zeigte ihm, wie es an ihr und Josepha eingetroffen, wie es auch bei ihm eintreffen würde,

wollte er es nur mit Vertrauen und Liebe in sein bekümmertes Herz aufnehmen. Da leuchtete es auf Antons Angesicht, wie ein strahlender Regenbogen nach einem stürmischen Gusse; er lächelte freundlich, warf einen trostvollen Blick auf das Kreuzbild und einen dankbaren auf die Frau und sprach: „Ihr könnt gut trösten; gewiß ist mir auch dieser Schmerz zum Besten; wäre ich nicht heute nach Ramenau gegangen, so hätte ich Euch hier nicht getroffen und ist denn die Freude, Euch gefunden zu haben, nicht ein hinreichender Ersatz für das, was mir der böse Verwalter gethan hat?"

Aber die Frau glaubte dem Knaben auch noch einen andern Ersatz schuldig zu seyn; er hatte ja seinen letzten Sechser mit ihr getheilt, und wahrlich, sie besaß jetzt mehr Thaler, als er damals Kreuzer in der Tasche gezählt. Sie nahm zwei große Thaler aus ihrem Körblein, und reichte sie dem Anton mit den freundlichen Worten, sie hätte sein Geld, das er ihr geschenkt, bei der Mutter Maria auf Zinsen angelegt, und bis zu dieser Summe wäre es gewachsen.

Und nun begann ein Streit der Liebe und der edelsten Uneigennützigkeit; Anton wollte die Thaler durchaus nicht nehmen, sondern wollte blos die Sechser annehmen, die er ihr damals geliehen, und auch dazu verstand er sich nur, weil die Noth zu Hause gar groß wäre; hätte er doch sein kleines Sparbüchslein-Capital unverzinslich dem Herrn und der seligsten Mutter Gottes geliehen. Aber die Frau ließ nicht nach; endlich kam man überein, Anton sollte die Thaler mit dem allerbesten Gruße von der Wallfahrerin der Mutter bringen, und dieselbe könne sie behalten als Darlehen auf beliebige Zeit.

So war denn Anton aus aller Noth; trotz des hartherzigen Verwalters hatte er Geld, hatte jetzt mehr Geld,

als er gehofft hatte, und dieß Geld war ja auf die ehrlichste, liebreichste Weise in seine Hände gekommen. Sein Herz jubelte laut; Schwingen wünschte er sich jetzt, um die Mutter aus aller Sorgen zu reißen und die schönen Gaben, die Thaler und die Muttergottesbildlein von Maria Einsiedeln zeigen zu können; es brannte ihm der Boden unter den Füßen; so gerne er noch länger in der Gesellschaft der guten Wallfahrerin und Josephas geblieben wäre — es litt ihn nimmer. Lächelnd gewahrte diese seine Ungeduld; sie hätte es für eine Sünde gehalten, den guten Sohn länger aufzuhalten; auch sie hatte noch eine Stunde bis zum nächsten Markte, wo sie die Nachtherberge nehmen wollte, zu gehen, und es begann Abend zu werden.

So nahmen sie denn beide den liebevollsten Abschied von einander, nachdem sie für einander noch ein Vater Unser vor dem Crucifixe gebetet hatten. Beide segneten sich mit den besten Wünschen, versprachen einander, wo nicht zu besuchen, doch wenigstens fleißig zu schreiben. Die Frau gab ihm für die Monica die herzlichsten Grüße auf und überreichte ihm noch ein Fläschlein jenes guten Weines, der ihn so sehr erquickt hatte.

Der Knabe wußte nicht, wie ihm geschah; er lief vogelschnell den Hügel hinab, und das Herz war ihm warm und wohl, als trüge er eine Freudensonne darin. „Das war ein Tag, den mir Gott gesegnet hat," sprach er zu sich selber, „der zornige Verwalter, dem aber Gott Alles verzeihen wolle, warf mir ein Schinkenbein an den Kopf, daß ich eine Beule bekam; dafür erhielt ich eine Flasche Wein; der geizige Mann verweigert mir den Liedlohn, und ich empfange dafür, so zu sagen geschenkt, mehr als das dreifache; ich fürchte zu verhungern und sieh, Gott schickt mir Kuchen, Wein! O liebster Vater! wie

dank ich Dir! und erst die Mutter! was wird die Mutter sagen! wie wird sie sich erst freuen!"

So waren die Gedanken Antons; bald sang er auf dem Wege, bald betete er, und drückte die Bilder der gnadenreichen Mutter, die ganz gewiß, wie er glaubte, auch ihren Antheil an dem Glücke dieses Tages hatte, mit Dank und Verehrung an seine Lippen. So sehr er eilte, war es doch schon Abend geworden, als er Birshausen erreichte; er wollte die Mutter überraschen und ging durch das Hinterthürlein in die Hütte hinein; da mußte er vor dem Küchlein vorbei. Wie staunte er nicht, als er Braten roch, und zwar roch es, wie ein gebratenes Huhn!

Es war wirklich so! wie war aber das gebratene Hühnlein in die arme Hütte der Frau Monica gekommen, die noch des Mittags nicht wußte, woher sie das schwarze Brod für eine Abendsuppe nehmen sollte?

E n d e.

Das Muttergottesbild bringt eine Freudenbotschaft in das Haus.

Während Frau Monica auf Antons Ankunft harrte, als des einzigen Helfers in ihrer Bedrängniß, sandte ihr der Himmel eine ganz unerwartete Hilfe.

Gegen Abend zu klopfte es leise an ihrem Fensterladen, wo der Stuhl stand, auf dem sie gewöhnlich von der Arbeit auszuruhen pflegte, und Barthel, der Hirt, zeigte sich mit einem fröhlichen Gesichte und bat um Einlaß. Als er nun eintrat, hob er ihr einen schweren Korb entgegen und sprach: „Dieß für Euch und den Anton!" Und der Korb enthielt gute Sachen; den Grund desselben bildeten Eier, darauf lagen ausgesuchte Butter und ein Hühnlein, bereits gerupft und abgebrüht. Der Barthel weidete sich seelenver-

gnügt an dem Erstaunen der Wittfrau, die mit verklärtem Gefühle die schönen Gaben betrachtete, welche ihr so unverhofft und so zur rechten Zeit in das Haus gebracht wurden. „Nicht wahr,“ begann der Hirt lustig, „das hättet Ihr bei mir nicht gesucht? hört nur, wie ich dazu gekommen bin! Die Grindelbäuerin hat zwei kranke Kühe, die machte ich ihr durch ein einfaches Hausmittel gesund; die gute Bäuerin schickt mir diesen Korb mit Eiern, Butter und dem Hühnlein, auch einen Leib Brod dazu. Da gab mir Gott den Gedanken ein: „Bist schon lange in der Schuld bei der Frau Monica und ihrem Söhnlein, die dir schon so viel des Guten erwiesen! trag' es zu ihnen; es macht ihnen doch vielleicht Freude und wenigstens sehen's den guten Willen.“

Von Danksagungen wollte er nichts wissen; er fragte nach Anton; als er hörte, daß er nach Ramenau gegangen sey, bat er die Wittfrau, sie möge noch heute das Hühnlein braten, Anton würde müde seyn und Hunger haben und auch ihr würde ein gutes Bißlein auf die vielen Beschwerden hinauf gut thun. Die Einladung Frau Monica's, bei Tische ihr Gast zu seyn, nahm er nicht an, sondern entfernte sich mit einem herzlichen Gruße, nachdem er vorher die Hälfte seines Brodlaibes von ihr ungesehen in dem Korbe zurückgelassen hatte so schnell, daß di ese ihm kaum ein „Vergelt's Gott“ zurufen konnte.

Die wohlhabenden Bauern des Dorfes waren ihr nicht beigestanden — ein armer Hirt hatte ihr aus einer wahrhaft großen Noth geholfen; seine Gabe reichte auf drei Tage, und dann dachte sie: „Wird Gott weiter helfen und Maria für uns bitten.“ Gott dankend und still betend, machte sie Anstalten nach Barthels Wunsche das Hühnlein zu braten, und sah öfters hinaus in liebender Ungeduld Antons Ankunft erwartend und sich auf die Ueberraschung

freuend, die ihn erfassen würde, wenn sie ihm eine so seltene Speise daher brächte. Die gute Frau ahnete nicht, daß Anton sie noch mehr und heiterer überraschen würde; sie setzte sich an das Fenster, von welchem sie die Aussicht auf die Hausthüre hatte, und harrte der Ankunft ihres Lieblings entgegen, der ihr fast zu lange ausblieb.

Anton kam durch die Hinterthüre; freudig begrüßte die Mutter das eintretende Söhnlein; es war schon dunkel, aber der Glanz seiner Augen, die von Freude strahlend, wie ein paar Sternlein zu ihr hinüberleuchteten, und der frohe Ton seiner Stimme verkündigte nur zu deutlich, daß er eine gute Botschaft nach Hause brächte. Und er legte die Thaler auf den Tisch, daß sie hell erklangen und sprach: „Mutter, hier hast Du Geld!“ dann setzte er die Flasche Wein daneben. „Mutter, hier hast Du Wein, trinke nur gleich davon!“ zugleich überreichte er ihr die Muttergottesbildlein mit den Worten: „Sieh, Mutter, noch eine schöne Gabe; eine gutherzige Seele hat sie mir von Maria Einsiedeln mitgebracht; dort hat sie für mich und Dich gebetet, und gewiß, ihr Gebet wird uns Nutzen bringen.“

Da zündete Frau Monica eifrigst ihr Lämplein an und das Herz lachte ihr im Leibe, als sie die blanken Thaler sah! Zwei Thaler auf einmal! seit Jahren hatte sie des Geldes nicht so viel gehabt, als heute. In der Freude ihres Herzens vergaß sie aber nicht, daß Anton von dem weiten Marsche ermüdet, hungrig seyn würde; ehe sie noch an Befriedigung ihrer Neugierde dachte, sorgte die gute Mutter für den Sohn. Sie setzte ihm das Hühnlein auf und sprach: „Du brachtest mir Wein zum Trinken, hier hast ein Huhn zum Essen! Barthel hat es gebracht;“ und sie setzte sich an Antons Seite und dieser fing zu erzählen an.

Da ward der Mutter das Herz warm; sie wandte

den Blick zum Himmel. „Herr, Du weißt Alles zum Besten zu lenken; mit Schmerz und Noth fingen wir den Tag an, und mit Freude und Ueberfluß läßt Deine Gnade ihn uns endigen!“

An den schönen Muttergottesbildlein konnte Frau Monica sich fast nicht satt schauen; mehr als dreimal hatte sie dieselben aus den Papieren, in welche sie gewickelt, genommen, und wollte sie heute noch, das eine über ihrem Bette, das andere über das ihres Sohnes aufhängen. Als sie damit umging, fiel ihr Blick auf eines der gedruckten Papiere, in welches das hölzerne Bild gehüllt war, und ein unwillkührlicher Schrei der höchsten Ueberraschung, die plötzlich ihre Wangen mit einer hellen Röthe übergoß, kam über ihre Lippen.

„Mutter, was hast Du?“ fragte Anton besorgt.

„O mein Gott, was ist das! Monica Dorscheder! das ist ja mein Name, und wer sucht mich denn, mich arme, verlassene Wittfrau?“

Ihre Hände hielten das Papier fest, ihre Augen hafteten wie unbeweglich auf dem Blatte: es war die Zeitung von Straßburg und enthielt folgenden Aufruf:

Monica Dorscheder, die Wittwe des ehemaligen Kaufmanns Michael Dorscheder, ist vor mehr als zehn Jahren aus Hersfeld, ihrem letztbekannten Aufenthalte, sammt ihrem damals etwa einjährigen Söhnlein spurlos verschwunden. Obige Frau Monica Dorscheder wird hiemit auf das dringendste gebeten, ungesäumt sich in Person oder durch Bevollmächtigte bei dem Unterzeichneten zu melden, der ihr eben so Wichtiges als höchst Erfreuliches zu eröffnen hat. Zu gleicher Zeit wird dem, welcher mit Gewißhalt den Aufenthalt benannter Wittfrau anzugeben vermag, eine Summe von 1000 Thalern zugesichert.

Straßburg. Anselm, Notar.

Frau Monica's Herz ward von den freudigsten Ahnungen bewegt. „O Anton," rief sie, und gab ihm das Blatt, „lies und freue dich mit mir! jetzt ist uns geholfen! Die Nacht der Trübsal ist vorüber, und der Tag der Freude wird für uns Schwergeprüfte anbrechen!"

Anton las und Thränen des Dankes und der Freude floßen über seine Wange; die Gemüthsbewegung war in den ersten Augenblicken zu mächtig, als daß er sogleich Worte für sein Gefühl hätte finden können; aber die Augen wandte er mit einem leuchtenden Schimmer der Liebe auf das Bild der gottseligen Mutter mit dem Himmelskinde. Dann rief er plötzlich: „Mutter, das Bild war in dieß Blatt eingewickelt? siehst Du nicht, daß Maria uns die Botschaft der Erlösung bringen wollte?"

„Ja, mein Sohn, dein Glaube ist auch der meinige," antwortete diese; „ja, Maria, die gnadenreiche Frau ist in unser Hüttlein gekommen, und hat uns die Botschaft des Heiles gebracht!"

Anton sang aber leise das Lied der Wallfahrerin:

Maria hilft!
Sie hat gehört, was Du gebeten,
Zu ihrem Sohne eilt sie hin.
Sie fleht um Hilf' in Deinen Nöthen,
Maria selber bringt sie Dir!

Dann knieete er sich neben der Mutter hin und pries mit ihr die Huld des Vaters im Himmel.

Michael Dorscheder, Frau Monica's Eheherr, lebte als ein sehr reicher Kaufmann in einer Stadt am Rheine. Sein Character war durchaus rechtlich, aber sein Gemüth war stolz, auffahrend und dabei freimüthig bis zur Unbesonnenheit. So machte er sich viele und mitunter sehr angesehene Männer der Stadt zu Feinden, er aber im

Gefühle seiner Rechtlichkeit und seines großen Reichthums achtete dessen wenig. Frau Monica warnte und bat; aber Herr Michael blieb der Alte; mit seinem Reichthume wuchs sein Stolz und die Geringschätzung, mit welcher er alle behandelte; zumal seine Untergebenen waren seinen Launen preisgegeben, und war sein Stolz oder sein Zorn gereizt, so waren sie nicht selten den kränkendsten Reden, ja sogar körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt, welche seine glänzende Freigebigkeit nur zum geringern Theil gut machen konnte. So gab er einstmals an dem Tage seiner Geburt, den er mit einem prachtvollen Gastmahle feierte, dem ersten seiner Commis, Albert Kohler, der ihm etwas unvorsichtig widersprach, vor allen Gästen eine Ohrfeige. Obgleich sich Herr Michael seiner Hitze schämte und den Beschimpften um Verzeihung bat, so behielt der Commis dennoch einen bittern Groll gegen ihn im Herzen und schwur ihm Rache. Die Feinde des Herrn Michael zogen ihn bald an sich; sie entwarfen den Plan, ihn nicht blos zu demüthigen, sondern gänzlich zu verderben. — Sein Hochmuth und seine Unklugheit gaben ihnen selbst dazu die Waffen in die Hände.

Um diese Zeit begann es in dem benachbarten Frankreich furchtbar zu gähren, und jene Umwälzung bereitete sich vor, die in kurzem mit dem Umsturze des Thrones und dem Tode des Königs selbst enden sollte. Herr Michael stand mit französischen Häusern in Handlungsverbindungen, und war mit mehrern französischen Kaufleuten selbst befreundet; mit einem derselben stand er in Briefwechsel. Die Briefe des Franzosen, der ein feuriger Anhänger der neuen Ordnung in Frankreich war, enthielten mitunter bittere Aeußerungen über die Verhältnisse in Herrn Michaels Vaterlande, ja sogar offenbare Aufreizung, das Beispiel der Franzosen nachzuahmen. Dieser war

unklug genug, einen solchen Briefwechsel noch länger fortzusetzen, ja dem Franzosen in mancher Hinsicht sogar Recht zu geben, obwohl sein Herz nicht im mindesten dabei an Aufruhr dachte. Mehrere solcher Briefe wußte Albert Kohler in seine Hände zu bekommen, und auf den Grund derselben ward Herr Michael hochverrätherischer Umtriebe angeklagt. Bei seiner Heftigkeit und Unbesonnenheit, bei der Schlauheit und Macht seiner Gegner nahm der Prozeß für ihn eine höchst ungünstige Wendung; er ward zur Erlegung einer höchst bedeutenden Geldsumme und zu zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Herr Michael ergriff die Flucht, um der Strafe zu entgehen; er floh mit seiner Gattin nach der Schweiz; dort ward Anton geboren; aber bald nach seiner Geburt brach das stolze Herz des Vaters, der die doppelte Last der Armuth und der Schande nicht zu ertragen vermochte, und Frau Monica stand mit dem Waislein ganz allein, der bittersten Noth preisgegeben. Aber Frau Monica verzagte nicht; sie vertraute auf Den, der Vater der Wittwen und Waisen ist, und nährte sich mit der Arbeit ihrer Hände ehrlich und kümmerlich. Von der Heimath durfte sie nichts mehr hoffen; Herrn Michaels schönes Vermögen war in den Händen seiner Feinde wie Schnee an der Sonne zerflossen, sein Name noch immer geächtet. Die Stürme und Unruhen, welche nach mehrern Jahren über die Schweiz hereinbrachen, zwangen sie, dieß Land zu verlassen und sich eine andere Heimath zu suchen. So war sie mit Anton nach Birshausen gekommen.

Mit dem Zeitungsblatte und einigen andern Documenten begaben sich Frau Monica und Anton des Morgens nach diesem freudenreichen Abend zu dem Pfarrherrn nach Burkersberg. Diesem eröffnete sie Alles und mit inniger Rührung vernahm er, was Gott der Herr über

die Wittfrau verhängt und wie er wieder geholfen hätte. Der Pfarrherr bot ihr sogleich das nöthige Reisegeld an und besorgte ihr diesen Tag noch einen Paß nach Straßburg.

Glücklich gelangte Frau Monica mit ihrem Söhnlein nach Straßburg; Anselm, der Notar, nahm sie auf das freundlichste auf und überreichte ihr einen Brief. Schmerzlich zuckte die Wittfrau zusammen, als sie die Schrift erkannte. Es war die Handschrift Alberts Kohler, der vor Allem an ihrem Unglück Schuld gewesen war. Albert hatte nach Herrn Michaels Flucht mit seinem Raube von dessen Vermögen sich als Kaufmann in der Stadt ansäßig gemacht; allein aller Friede, alle Freude war von ihm gewichen, obwohl sein Geschäft auf das beste gedieh. Gewissensbisse marterten ihn fortwährend. Auf einer Reise nach Straßburg, die er in Handelsgeschäften unternahm, erkrankte er auf den Tod. Da regte sich sein Gewissen und der nahende Tod schreckte ihn; er ging in sich, bekannte seine Schuld vor dem geistlichen und weltlichen Richter, und leistete den Schadenersatz, so gut er konnte. Da ihm Herrn Michaels Tod bereits bekannt war, so schrieb er an die Wittwe, deren Aufenthalt ihm freilich unbekannt war; auf das inständigste bat er Frau Monica, sie möge ihm in ihrem und ihres verstorbenen Eheherrn Namen all den Jammer verzeihen, den er von Rachsucht und boshaften Menschen verleitet, über sie beide gebracht; sein ganzes Vermögen biete er ihr als eine kleine Entschädigung an, und dieß Vermögen sey ja ohnedem ihr Eigenthum, da er es mit jenem Gute erworben hätte, welches ihm bei der Plünderung des Herrn Michael als Antheil der Beute zugefallen wäre.

Frau Monica hatte den Brief unter Thränen gelesen.

„Nicht wahr?“ fragte der Notar, „Ihr werdet die Bitte des Verstorbenen erhören, und ihm verzeihen?“

„Das ist längst geschehen," versicherte die Wittfrau; „ihm und allen denen, die uns geschadet haben, ward verziehen, und mit seinen Feinden im Herzen ausgesöhnt starb mein Ehemann."

„Auf dem Sterbebette noch," fuhr der Notar weiter fort, „hat Herr Albert Kohler die nöthigen Schritte gethan, um, so viel an ihm war, die Ehre des Herrn Michael Dorscheder herzustellen. Seyd versichert, edle Frau, die Ränke und die Bosheit Euerer Feinde werden zu Schanden gemacht werden, Euer Eheherr wird für unschuldig erklärt und sein Name wieder makellos werden, wie zuvor."

„Mein verstorbener Eheherr bedarf dessen nimmer; er ist bereits vor Gott gerechtfertigt; wohl aber ist mir diese Ehrenrettung lieb wegen meines Sohnes," meinte Frau Monica.

„Alle diejenigen, welche so schändlich Herrn Michaels Vermögen geplündert, werden angehalten werden, ihren Raub zurückzugeben. Der verstorbene Albert Kohler hat einen schönen Anfang gemacht;" sprach der Notar, ihr einige Papiere überreichend, „Ihr seyd eine reiche Frau, wie zuvor; diese Papiere enthalten eine Summe von 100,000 Thalern!"

Frau Monica zog tief bewegt das Söhnlein an sich und wandte das Auge thränennaß, dankend zum Himmel.

So ging an Frau Monica und an Anton der trostreiche Ausspruch des Heilandes in Erfüllung: „Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen!" und „Selig sind die Trauernden und Schmerzreichen, sie werden getröstet werden!" Manchmal hat unverhoffter Reichthum das Herz derer verkehrt, die als Arme gutmüthig und freigebig gewesen sind; aber bei der Wittfrau und ihrem Söhnlein traf gerade das Gegentheil ein; ihr Reichthum ward ihnen nur ein neuer Antrieb, des

17 *

Guten, so viel als möglich zu thun; Gott hatte ihnen bisher nur den Willen gegeben, allen Gutes zu erweisen, jetzt hatten sie durch seine Gnade auch die Mittel dazu, und wahrlich beide, Mutter wie Sohn, benutzten dieselben auf die edelste Weise, um an ihren bedürftigen Mitmenschen wahrhafte Engel der Barmherzigkeit zu werden. Mit der zartesten, weisesten Güte, der keine Gabe zu kostbar war, erfüllten sie die Werke der Barmherzigkeit aus Liebe zu Jesu und Maria, aus Liebe zu den leidenden Brüdern und Schwestern.

Birshausen empfand zuerst ihre Liebe; die Hütte, die sie früher bewohnt hatten, ward in ein stattliches Haus umgewandelt, dasselbe zu einem Armen- und Krankenhaus für die Bewohner des Dorfes bestimmt und reich begabt. Alle Armen der ganzen Umgegend ihres ehemaligen Aufenthaltes wurden beschenkt und neu gekleidet, und es ist leicht zu denken, daß der gutmüthige Barthel nicht vergessen, sondern lebenslänglich versorgt wurde. Auch Burkersberg ward bedacht und der Pfarrherr erhielt Jahr ein, Jahr aus die schönsten Gaben eines dankbaren Herzens. — Und erst die Wallfahrerin nach Einsiedeln und Josepha ihr Kind! Sie wurden eigens besucht und auf das reichste begabt.

Frau Monica und Antons Leben blieb der Liebe geweiht bis zum Ende.

21.

Dupuytren.

Einer der größten Wundärzte der neuesten Zeit in Frankreich war Dupuytren; er war ein vollendeter Meister in der Kunst der Operationen durch die Leichtigkeit

und Sicherheit seiner Hand, durch den Scharfblick und die Fruchtbarkeit an Aushilfsmitteln, auch in den schwierigsten Fällen. So sehr sich Dupuytren als Arzt die Achtung und Bewunderung Aller gewann, so wenig konnte er sich als Mensch die Liebe derer gewinnen, die mit ihm als Kranke, Schüler oder Untergebene zu thun hatten. Sein Charakter war kalt, stolz und offen trug er seine Menschenverachtung zur Schau; der Sinn für häusliche Tugenden, die Gefühle der Liebe und des Mitleides schienen ihm zu fehlen.

Dupuytren war zwar beständig thätig und wenige Männer haben wohl ein solch geschäftiges Leben gehabt. Sommer und Winter stand er früh um 5 Uhr auf; um um 7 Uhr ging er schon nach dem Hotel Dieu, wo er bis 11 Uhr verweilte; dann erst begann er seine Privatbesuche und kehrte von da nach Hause zurück, um daselbst die Hilfesuchenden zu berathen; obwohl er alle diese so schnell als möglich, oft mit Barschheit, abfertigte, belief sich ihre Anzahl täglich doch so hoch, daß seine Consultationen bis spät in die Nacht hineindauerten.

Eines Tages, wo diese sich ebenfalls länger als sonst hinausgezogen hatten, wollte Dupuytren, von Müdigkeit erschöpft, eben ein wenig ausruhen, als noch ein verspäteter Besuch unter der Thüre seines Cabinetes erschien. Es war ein Greis von kleinem Wuchse, dessen Alter schwer zu errathen gewesen wäre; sein frischgeröthetes, volles Gesicht, das allem Anschein nach nie eines Rasiermessers bedurft hatte, verlieh ihm etwas Kindliches, und er mochte in jüngern Jahren ganz jenen bausbäckigen Engeln geglichen haben, die wir mit ihren weißen Flügeln auf so manchen Gemälden der italienischen Meister erblicken. Ein dichtes Netz zahlreicher doch nur leise angedeuter Runzeln überdeckte das Gesicht mit dem kleinen Munde und

dem fein ausgeschnittenen Adlernäschen; Füße und Hände gehörten, wie der übrige Körper gleichsam der Miniatur an. In seinen blauen Augen, seinen Gesichtszügen, seinen Gebärden, kurzum in seinem ganzen Wesen that sich eine seltene Schüchternheit, Sanftmuth und Herzensgüte kund. Er hatte jene glückliche Bildung des Gesichtes, die wir stets nur mit einer Art von innerer Freude betrachten. Wenn man das ruhige, friedliche Gesicht des Greises betrachtete, fühlte man sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen und einen geheimen Drang, ihn zu lieben. In der rechten Hand führte er einen Stock mit einer spitz zulaufenden Krücke und seine Kleidung, wie die breite Tonsur, die sich zeigte, als er den Hut abnahm, verrieth in ihm den Priester.

Dupuytren heftete einen unwilligen, düstern, eisigen Blick auf ihn, als er eintrat, und fragte mit einem harten Tone nach seinem Begehren.

„Ich muß Sie zuerst um Erlaubniß bitten, mich setzen zu dürfen, Herr Doktor;“ erwiederte der Priester; „meine Beine sind nach gerade etwas alt geworden. Es mögen jetzt zwei Jahre her seyn, daß ich ein großes Geschwür am Halse bekam; der Arzt meines Wohnortes — ich bin nämlich Pfarrer bei Nemours — versicherte mich zwar anfangs, daß es Nichts zu bedeuten habe; allein das Uebel vergrößerte sich jeden Tag und nach Verlauf von 5 Monaten bildete sich ein Abceß. Ich habe seither lange Zeit das Bett gehütet, ohne daß es mir besondere Erleichterung verschaffte; denn ich war stets genöthigt, zwischen hinein wieder aufzustehen und meine Amtspflichten zu erfüllen, da ich allein in vier Dörfern die Seelsorge auszuüben habe.“

„Zeigen Sie mir Ihren Hals,“ unterbrach ihn Dupuytren barsch.

Der Greis gehorchte und fuhr dann fort: „Die guten Leute haben sich zwar erboten, jeden Sonntag in einer einzigen Kirche zusammenkommen, um ihre Messe zu hören; allein sie müssen es sich die ganze Woche sauer werden lassen, haben nur diesen einzigen Tag zum Ausruhen; darum dachte ich, es sey nicht recht, daß Jemand um meinetwillen alle Bequemlichkeit aufgebe; und zu dem wissen Sie ja, daß wir den Vorbereitungsunterricht für die ersten Communicanten, die Kinderlehren und Anderes dennoch halten müssen. Der Herr Bischof wollte übrigens noch warten, bis er mir einen Mitbruder zur Unterstützung sandte. Da baten mich meine sämmtlichen Pfarrkinder nach Paris zu gehen, um Sie zu Rathe zu ziehen, und obwohl ich mich recht besann, da eine solche Reise viel Geld kostet, und ich recht arme Leute in meinem Sprengel habe, mußte ich am Ende doch ihren Bitten nachgeben und habe mich endlich auf den Weg hieher gemacht. Hier sehen Sie nun mein Uebel, Herr Doctor," setzte er hinzu, indem er diesem den Hals darbot.

Dupuytren untersuchte lange; die Wunde war so bedeutend, daß er sich wundern mußte, daß der Kranke nur noch aufrecht vor ihm stehen konnte. Er zog die Wundränder weit auseinander und untersuchte ihre Umgebungen durch Drücken mit dem Finger, das den Kranken beinahe ohnmächtig machte. Gleichwohl hielt der Patient geduldig aus und zitterte nicht einmal; als die Untersuchung zu Ende war, ließ Dupuytren den Kopf des Patienten, den er seither in den Händen empor gehalten hatte, plötzlich fallen, sah ihn starr an und sagte dann barsch und in einem Tone, der dem Kranken nicht viel Hoffnung übrig ließ:

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Abbé, daß bei diesem

Uebel an keine Rettung zu denken ist — — — Sie müssen sterben."

Der Abbé nahm gefaßt seinen Verband wieder zusammen, umwickelte sich den Hals, ohne ein Wort zu äußern und kümmerte sich wenig um den festen Blick, den Dupuytren auf ihn heftete. Als er mit dem Verbande zu Ende war, nahm der Priester ein Fünffrankenstück aus der Tasche, das er in ein Papier gewickelt, und legte es mit den Worten auf den Kaminrand: „Ich bin nicht reich, Herr Doctor, und es sind der Armen gar viel in meiner Gemeinde. — Vergeben Sie mir, wenn ich eine Consultation des berühmten Doctor Dupuytren nicht besser bezahlen kann," setzte er mit mildem Lächeln und unbeschreiblicher Sanftmuth hinzu: „Ich bin indessen doch froh, daß ich Sie aufgesucht habe, — ich habe nun wenigstens eine Gewißheit über das, was meiner wartet, obwohl Sie mir vielleicht diese Nachricht mit etwas mehr Schonung hätten beibringen können; ich zähle nun 65 Jahre und in meinem Alter hat das Leben einen gewissen Werth für den Menschen; allein ich will Ihnen auch dieß nicht verdenken; Sie haben mich dadurch nicht überrascht, ich bin ja seit langem schon auf diesen Augenblick vorbereitet. Leben Sie wohl, Herr Doctor! ich kehre nun wieder nach meinem Pfarrhofe zurück, um dort den Tod zu erwarten."

Bei diesen Worten ging er hinaus und ließ den Doctor in tiefem Sinnen zurück. Diese Eisennatur, dieser mächtige Geist des Arztes war von einigen simpeln Worten des armen Pfarrers tief erschüttert worden, den er krank und schwächlich unter den Händen gehabt und auf dessen Leben er keinen großen Werth gelegt hatte. Aber in diesem hinfälligen leidenden Körper hatte er doch ein Herz und einen Willen getroffen, die noch fester und ent-

schlossener waren, als die seinigen, und er war inne geworden, daß er in dem Priester seinen Meister gefunden.

Hastig eilte er dem scheidenden Greise bis zur Treppe nach, auf welcher dieser mühsam am Geländer sich haltend, hinunterstieg.

„Herr Abbé,“ rief er ihm nach, „kommen Sie doch noch einmal herauf.“

Der Abbé willfahrte.

„Es gibt vielleicht noch ein Mittel Sie zu retten, wenn Sie Sich einer Operation unterwerfen wollen,“ sagte er zu ihm.

„Du lieber Gott, Herr Doctor,“ versetzte der Pfarrer, indem er etwas lebhafter seinen Hut und Stock ablegte, „ich bin ja deßwegen eigens nach Paris gekommen; ich bitte Sie, schneiden und operiren Sie, so viel Sie wollen.“

„Aber ich kann Ihnen noch keine Gewißheit geben, ob dieß Mittel hilft,“ versetzte Dupuytren; „es wird gleichwohl jedenfalls eine lange und schmerzliche Kur nach sich ziehen.“

„Schneiden Sie immerhin, Herr Doctor, so weit es nöthig ist; ich will Alles aushalten, was Sie für gut finden, damit nur wenigstens meine armen Pfarrkinder zufrieden gestellt werden.“

„Nun denn, so begeben Sie Sich unverweilt nach dem Hotel Dieu und zwar nach dem Saale der heiligen Agnes, wo Sie recht gut aufgehoben seyn werden und die barmherzigen Schwestern Ihnen die aufmerksamste Pflege widmen; ruhen Sie heute und morgen noch gut aus und übermorgen früh wollen wir dann die Operation vornehmen.“

„Es bleibt dabei, Herr Doctor, ich danke Ihnen einstweilen,“ erwiderte der Priester. Dupuytren schrieb schnell ein paar Worte nieder und händigte es dem Priester ein;

mit diesen begab sich der würdige Greis alsbald nach dem Hospital, wo fast die ganze Schwestergemeinde sich beeilte, dem Priester die aufmerksamste Pflege zu widmen, und ihm seine Lage so erträglich, als möglich zu machen.

Am dritten Tage war das aus 5—600 Zöglingen bestehende Auditorium des berühmten Arztes kaum beisammen, als er sich mit diesem stattlichen Geleite nach dem Bette des Priesters begab und die Operation begann. Sie dauerte 25 Minuten, und verursachte dem Kranken einen bedeutenden Blutverlust; aber der Abbé hielt standhaft aus, und nur als alle Umstehenden, die vor Aufmerksamkeit und Furcht seither den Athem beinahe an sich gehalten hatten, wieder leicht aufgeathmet hatten, und Dupuytren das Ende der Operation verkündigte, erblaßte der würdige Priester ein wenig. Dupuytren selbst legte den Verband an und sagte freundlich zu seinem Patienten: „Ich glaube, daß nun Alles gut gehen wird — haben Sie vielen Schmerz gelitten?“

„Je nun, ein wenig, doch versuchte ich einstweilen an andere Dinge zu denken; nun befinde ich mich ziemlich besser.“

Dupuytren betrachtete ihn noch einige Augenblicke aufmerksam, bis der Kranke leicht einschlummerte, zog dann die weißen Vorhänge des Bettes wieder vor und ging mit seinen Schülern wieder weiter.

Von nun an that Dupuytren jeden Morgen seiner bisherigen Gewohnheit bedeutenden Abbruch, indem er an den Betten seiner übrigen Kranken vorüber ging und stets zuerst zu seinem Lieblingspatienten eilte; als dieser sich später wieder so weit besser befand, daß er aufstehen und ein wenig umhergehen konnte, führte ihn Dupuytren am Arme durch den Saal und mühte sich, seinen raschen Schritt mit dem schwachen des Patienten in Einklang zu

bringen. Wer das selbstsüchtige Gemüth des Arztes kannte, dem mußte ein solcher Beweis von Wohlwollen fast unerklärbar scheinen.

Als der Abbé wieder so weit hergestellt war, daß er die Reise ertragen konnte, verabschiedete er sich von den Schwestern und dem Arzte und kehrte zu seinen lieben Pfarrkindern zurück.

Als Dupuytren einige Monate später eines Morgens wieder das Hotel Dieu betrat, kam ihm der Abbé entgegen, der im Saale der heiligen Agnes gewartet hatte. Er trug noch immer sein einfaches, schwarzes Gewand, allein dießmal war es von Staub bedeckt, wie von einer langen Fußreise; am Arme trug er einen großen Weidenkorb, der mit Bindfäden sorgfälttg verschlossen war und aus dem ein paar Strohhalme hervorragten. Dupuytren empfing ihn auf das liebreichste und befragte ihn, ob die Operation keine bedenkliche Folgen für ihn gehabt und weßhalb er nach Paris gekommen sey?

„Herr Doctor," erwiederte der Priester, „gerade heute jährt sich der Tag, an dem Sie mich operirt, und ich wollte den 6. Mai nicht vorübergehen lassen, ohne sie zu besuchen und Ihnen ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit zu bringen. Ich habe Ihnen daher hier in meinem Korbe zwei hübsche, junge Hühner aus meinem eigenen Geflügelhofe und Birnen aus meinem Garten mitgebracht, wie Sie selbe in Paris gewiß nicht essen und Sie müssen mir versprechen, daß Sie wenigstens dieses schwache Zeichen meiner Erkenntlichkeit nicht ausschlagen."

Dupuytren drückte ihm auf das Liebreichste die Hand und lud ihn ein, bei ihm zu speisen; allein der wackere Priester lehnte es bescheiden ab, weil seine Zeit kostbar sey und er so schnell als möglich wieder zu seiner Gemeinde zurückkehren müsse.

Noch zwei Jahre lang erschien der dankbare Greis jedesmal am 6. Mai mit seinen jungen Hühnern und seinem Korbe mit Birnen und jedesmal ward er mit einer Art Rührung von dem Arzte empfangen.

Damals schon empfand Dupuytren die ersten Anfälle jener Krankheit, die später seinem thätigen Leben ein Ziel setzte und gegen welche alle Versuche der Wissenschaft ohnmächtig und fruchtlos waren. Er reiste nach Italien, allein auch diese Reise, zu welcher ihm die ganze medicinische Facultät gerathen hatte, gab ihm keine Hoffnung zur Genesung. Als er im März 1834 wieder nach Frankreich zurückkehrte, schien sich sein Zustand zwar gebessert zu haben, allein diese Besserung war nur eine scheinbare, wie sich auch Dupuytren keineswegs verhehlte. Er sah nun seinen nahen Tod vor Augen und sein Charakter wurde im gleichen Grade milder und schwermüthiger, je näher der verhängnißvolle Termin kam.

In diesen letzten traurigen Augenblicken gab ihm vielleicht die moralische Einsamkeit und Verlassenheit, die er sich selbst so grausam bereitet hatte, eine Art feierliche Ahnung. Eines Abends, als er allein und verlassen auf seinem Krankenbette lag, rief er seinen Adoptivsohn, der in einem anstoßenden Zimmer sich aufhielt, herbei und dictirte ihm nachstehenden Brief:

„An Herrn N. N. Pfarrer der Gemeinde N. N. bei Nemours, Departement Seine und Marne."

Mein lieber Abbé!

„Der Arzt bedarf nun Ihres Beistandes und bittet Sie daher recht schnell zu kommen, damit Sie nicht zu spät eintreffen."

Ihr Freund
Dupuytren."

Der Priester leistete diesem Rufe unverweilt Folge und schloß sich lange mit Dupuytren in dessen Zimmer ein; als der Abbé das Zimmer des Todtkranken verließ, waren seine Augen feucht und eine tiefe Rührung sprach sich in seinem Gesichte aus. Am andern Tage ließ Dupuytren den Erzbischof von Paris zu sich bitten; es war der 8. Februar 1834, der Todestag des großen Arztes.

An seinem Begräbnißtage war vom frühen Morgen an der Himmel mit düstern, grauen Wolken überzogen; ein feiner, dichter Regen mit Schnee untermischt rieselte den ganzen Tag hernieder und erstarrte beinahe die zahlreiche Begleitung, die sich auf dem Platze St. Germain l'Auxerrois und in dem großen Hofe des Sterbehauses versammelt hatte; die Kirche des heiligen Eustachius vermochte kaum den Leichenzug zu fassen. Nach dem Aussegnen trugen seine Schüler den Sarg des Meisters bis zum Kirchhofe und der kleine, greise Priester folgte weinend dem Trauerzuge. —

22.

Gottvertrauen.

Sein ganzes Leben durch bewahrte der heilige Franz von Sales das festeste Vertrauen auf Gott, auf Seine Macht, auf Seine Weisheit, auf Seine Liebe. Muthvoll und unerschrocken zeigte er sich in Lagen, wo Jeder Andere gezittert hätte, standhaft hielt er da aus, wo jeder hoffnungslos geflohen wäre. Diese Kraft und Standhaftigkeit war die Frucht seines lebendigen Vertrauens auf den Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Franz war schon im Jahre 1593 zum Propste des Domcapitels von Genf ernannt worden, und dasselbe, wie der würdige Bischof, nahmen ihn mit desto größerer

Verehrung auf, je ruhmvoller der Ruf war, der sich in einem weiten Kreise von seiner Frömmigkeit und Wissenschaft verbreitet hatte. Hier, in Genf, öffnete sich seinem Seeleneifer ein weites Feld; diese Stadt war der Hauptsitz der Calvinisten, und gleich Anfangs ahneten Männer von Einsicht, es sey der heilige Franz von Sales berufen, diese Abgefallenen wieder zur Kirche zurück zu führen. Wirklich bekehrte der Heilige mehr als 70,000 Calvinisten durch die Kraft seiner begeisternden Predigten, noch mehr aber durch die Macht seines Beispieles, das durch alle Tugenden eines Apostels den Gläubigen, wie den Ungläubigen erbaute und dahinriß.

Die Landschaft Vaud, das Herzogthum Chablais und die Landvogteien, Gex, Ternier und Gaillard waren seinem Landesherrn, dem Herzoge von Savoyen, zugefallen und dieser wünschte sehnlichst, die Bewohner dieser Gegenden, welche fast durchaus Calvinisten waren, mit der Kirche wieder zu vereinigen. Deßhalb wandte sich der Herzog an den Bischof von Genf, mit dem Ansuchen, er möge einige Priester von erbaulicher Aufführung, die geeignet wären, mit gutem Erfolge an der Bekehrung der Irregeführten zu arbeiten, ohne Verzug dahin abschicken. Der Bischof willigte mit wahrer Freude ein, versammelte die Stadt- und Landgeistlichkeit seiner Diözese, und ermahnte sie in einer feurigen Rede, der Irrenden sich anzunehmen und ihnen das Wort des Lebens zu verkündigen; er selber wolle, seiner Kränklichkeit und seines hohen Alters ungeachtet, an ihre Spitze stellen, und mit ihnen alle Beschwerden der Mission theilen.

Aber nicht alle der Versammelten waren von dem Eifer, der den frommen Bischof beseelte, erfüllt; sie sahen von allen Seiten Gefahren und unüberwindliche Hindernisse; stumm und bestürzt standen sie da.

Nun aber erhob sich Franz; der glühende Eifer für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten leuchtete aus seinen Augen. Den Bischof bat er, er möge seiner körperlichen Gebrechlichkeit und der andern ihm obliegenden schweren Pflichten eingedenk, bei seiner Cathedrale bleiben, und die Mission durch sein Gebet und seine Befehle unterstützen; er wolle die Mission übernehmen, und verlange hiezu nur wenige Gehilfen, aber Männer von festem Charakter und furchtlosem Herzen, die in der Geduld geübt wären, und sich nicht durch die ersten Schwierigkeiten zurücke schrecken ließen.

Mit Freuden bewilligte der Bischof Alles, was der heilige Franz begehrte, und die ganze Versammlung pries den Muth und Eifer des Domprobstes. Aber ihn zu begleiten — dazu hatte keiner Lust; nur Ludwig von Sales, sein Vetter, erbot sich dazu. Da ward der Bischof bekümmert, und wollte sie nicht ziehen lassen; zwei Priester schienen ihm viel zu wenig für ein so großes Unternehmen. Endlich gab er auch da den Bitten und Vorstellungen des Heiligen nach und nun ward die Versammlung mit einem eifrigen Gebete um den Segen des Himmels beschlossen.

Als es nun bekannt ward, daß Franz nach Chablais als Missionär reisen würde, war nicht einer seiner Bekannten und Freunde, der sich nicht alle Mühe gab, ihn von seinem gefährlichen Vorhaben abzuhalten; aber ihre Mühe war fruchtlos. Am meisten bangte dem zärtlichen Herzen des Heiligen vor dem Abschiede von den Eltern. Um sich die Schmerzen und Versuchungen dieses Abschiedes zu ersparen, hätte er gerne schriftlich von ihnen Abschied genommen; weil aber das Schloß Sales, wo sie sich aufhielten, auf dem Wege nach Chablais lag, hielt er es für eine unverantwortliche Verletzung seiner Pflichten gegen sie,

ihnen nicht persönlich das Lebewohl zu sagen. Hier mußte er nun wieder einen Kampf bestehen, der Helden bewährt, den Kampf der Naturgefühle gegen die Triebe des heiligen Eifers, der Vater und Mutter, Brüder und Schwestern verläßt, um der Stimme Gottes zu folgen, die Trennung von ihnen gebeut, wo Liebe zu Ihm sie fordert.

Der Graf, dessen Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß bei allen gepriesen war, mißbilligte durchaus die Mission, ja nannte sie ein unbesonnenes Unternehmen, das für die Missionäre das Schlimmste befürchten ließe. Die Mutter sagte nichts; aber ihre Thränen waren eindringlicher als des Vaters Worte, und der furchtbarste Kampf begann für den Heiligen.

Aber durch den Glauben, den die Welt überwindet, überwand er sich selbst, und erklärte in ehrerbietiger, aber entschlossener Weise dahin zu gehen, wo ihn der Gehorsam und sein Beruf riefen; Gott würde sein Begleiter seyn. Sein Vater rieth ihm jetzt, die Mission aufzuschieben, bis zweckmäßigere Vorkehrungen getroffen wären, ihr Leben zu schützen. Aber Franz ließ sich nicht aufhalten. Er reichte seinem Vetter Ludwig die Hand und sprach: „Komm, wir wollen gehen, wohin der Herr uns ruft; denn in dem Kampfe wider unser Fleisch und Blut kann nur die Flucht uns den Sieg verschaffen.“

So setzten denn Franz und Ludwig von Sales ihre Reise nach Chablais fort. Die Einwohner der Landschaft geriethen in große Aufregung, als sie die Ankunft der Missionäre vernahmen. In der Stadt Tonon schrieen die Calvinisten wüthend: „Weg mit den Abgesandten des Papstes! laßt uns ihrer ohne Verzug entledigen, sey es auch durch Mord und Tod!“ Ludwig von Sales gerieth in Angst und wollte umkehren. Der heilige Franz aber

fiel ihm um den Hals und sprach lächelnd: „Was ist uns denn widerfahren, worauf wir nicht schon im Voraus gefaßt seyn mußten? Wir konnten doch wohl nicht denken, daß diese Leute gleich bei unserm Anblick ihre Vorurtheile ablegen und schaarenweise herbeieilen sollten, uns zuzuhören? Sind wir denn nicht noch so gesund und unverletzt, als wir von Hause abgereiset sind? Man wird sich noch lange bedenken, ehe man sich erkühnt, gewaltsame Hand an uns zu legen, und das Volk wird sich besinnen, wenn es merkt, daß es mit Männern zu thun hat, die Muth genug haben, seine Drohungen zu verachten. Hat Gott nicht schon öfter seine Diener aus weit größern Gefahren errettet, als die sind, welche wir bisher bestehen mußten? Er ist unser Beschützer, wen sollen wir denn fürchten?"

Da faßte Ludwig wieder neuen Muth und beschloß, bei seinem eifrigen Vetter auszuharren.

Mit wahrhaft apostolischem Eifer begann nun der Heilige, die Lehre des Heiles den Verirrten zu verkündigen. Nicht ihr starrer Trotz, nicht Beleidigungen aller Art, nicht die offenbare Todesgefahr konnte seinen Eifer schwächen. Im Regen und Schnee, in Eis und Kälte, in Hagel und Sturmwind ging er hinaus und besuchte die Dörfer. Stellte man ihm vor, daß er nicht die mindeste Hoffnung hätte, solche eisenharte Herzen zu bekehren, so antwortete er freundlich: „Auch das härteste Eisen wird durch das Feuer erweicht; und ich bin hier, die Geschäfte meines Vaters zu betreiben, der im Himmel ist; Er weiß am besten den Zeitpunkt, den er zur Bekehrung dieses armen Volkes bestimmt hat. Er kommt vielleicht, da man am wenigsten daran denkt; darum muß ich mich bereit halten, ihn, wenn er kömmt, zu benützen."

Der Winter dieses Jahres war sehr streng und die Kälte fast unerträglich. Zu dieser Zeit hatte sich der eifrige Missionär einmal länger als gewöhnlich in Tonon aufgehalten, und da er Abends nach Alinges zurückkehren wollte, überraschte ihn die Nacht. Er verlor den rechten Weg, irrte bis in die tiefe Nacht herum und kam endlich in ein Dorf, wo alle Häuser schon geschlossen waren. Fast erstarrt vor Kälte, klopfte er an alle Thüren und bat die Einwohner dringend, ihn doch nicht vor Kälte umkommen zu lassen; aber er fand überall taube Ohren, nirgend eine mitleidige Hand, die ihm eine Thüre öffnete, und diese unchristliche Hartherzigkeit war die Wirkung des falschen Religionseifers; denn alle Bewohner dieses Dorfes waren Calvinisten, und Franzens Bedienter war so unvorsichtig gewesen, ihnen, um sie eher zum Mitleiden zu bewegen, den Namen seines Herrn zu nennen. Aber Gott, der die Seinen nie verläßt, zeigte auch in diesem Falle, daß denen, die auf Ihn vertrauen, Seine Hilfe nahe sey, und zwar um so näher, je größer die Noth wäre. Franz ging, ohne gegen die lieblosen Bewohner des Dorfes ein böses Wörtlein auszustoßen, weiter; auf der Erde konnte er nicht ruhen, denn überall war sie hoch mit Schnee bedeckt. Da fand er zur Zeit der höchsten Noth ein Backhäuschen, in dem der Ofen noch warm war. Hier lagerten sich der Heilige, sein Vetter und Diener, so gut sie konnten; so wurde ihr Leben gerettet. An einem andern Tage ward der Heilige auf dem Wege von einem sehr starken Regen überfallen; Abends erreichte er spät ein Dorf und begehrte so anhaltend, daß ein steinernes Herz dadurch hätte gerührt werden müssen, Einlaß und ein Obdach, wo er sich gegen den Regen schützen könnte; aber keiner der Calvinisten wollte sich über ihn erbarmen; jeder verweigerte ihm, was kein Christ einem Heiden verweigern kann, ohne sich

in den Augen Gottes, der der Christen und Heiden Vater ist, tief unter ihn herabzuwürdigen. So sah er sich nun genöthigt, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen; dem Regen und Sturme preisgegeben, lobte er Gott, daß Er ihm eine Gelegenheit geschenkt hätte, so viel für die Ehre seines Namens zu leiden.

Solche schwere Drangsale würden jeden, der weniger Vertrauen auf Gott, weniger Eifer für Seine Ehre besessen, für die Zukunft behutsamer gemacht haben; aber der Heilige kannte da, wo es die Ehre Gottes und das Heil der Menschen galt, keine Furcht, keine Schonung. Daher kam es, daß er bald darauf wieder in eine Lage gerieth, die nicht weniger gefährlich war. Als er nämlich Abends von Tonon nach Alinges, wo er sich gewöhnlich aufhielt, gehen wollte, begegnete er einem Calvinisten, der auf ihn wartete.

Dieser redete ihn also an: „Gerührt durch die guten Beispiele, womit Sie uns erbauen, durch die Beweise der unermüdlichsten Geduld und der liebreichsten Freundlichkeit, die Sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legen, und durch die rastlosen Bemühungen, die Sie täglich für das Heil eines Volkes übernehmen, das Ihnen so undankbar begegnet, bin ich in mich gegangen. Ich habe Ihr Leben mit dem Leben unserer Prediger verglichen, und fühle mich überzeugt, daß da die Wahrheit der Lehre seyn müsse, wo sich der Vorzug der Tugend so offenbar zeigt. Deswegen nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen, um in der Lehre Jesu unterrichtet zu werden, und bitte Sie um das Blut unsers Herrn Jesu Christi, daß Sie mir diesen Unterricht ohne Verzug ertheilen wollen."

Die Nacht näherte sich schon mit starken Schritten, und noch länger zu verweilen, schien um so gefährlicher,

weil der Weg nach Allinges durch einen Wald ging, in welchem man sich bei nächtlicher Dunkelheit leicht verirren konnte. Ludwig von Sales rieth deswegen, das Geschäft auf den andern Tag zu verschieben, und der Bediente, der sie immerfort bei ihren Reisen begleitete, beschwur seinen Herrn bei allen Heiligen, seinem Vetter nachzugeben. Aber Franz sprach mit Hoheit: „Niemand in der Welt hat die Versicherung, daß er den kommenden Tag erleben werde, und ich würde mir ewige Vorwürfe machen, wenn dieser Mensch morgen nicht mehr wäre, daß ich die Gelegenheit, seine Seele zu retten, aus Furcht vor Uebeln, die uns vielleicht nicht einmal treffen werden, und die doch auch unter Gottes Leitung stehen, vernachlässigt hätte."

Was Ludwig vorhergesehen hatte, traf ein; denn der heilige Franz unterhielt sich so lange mit dem, der Belehrung bei ihm suchte, daß die Nacht schon da war, als sie den Wald betraten, und es ward gleich so finster, daß es ihnen unmöglich ward, auf dem rechten Weg sich zu halten. Inzwischen hörten sie das Geheul der Wölfe, das Brüllen der Bären und anderer wilden Thiere, die von dem benachbarten Gebirge kamen; der Bediente meinte fast vor Angst zu sterben, und Ludwig selbst verlor den Muth. Franz allein blieb unerschrocken, und das Vertrauen auf die Macht des Herrn in sich erweckend, suchte er seine zaghaften Gefährten zu trösten. „Gott," sagte er, „welcher den Daniel in der Löwengrube bewahrt hat, wird auch uns in einer Gefahr nicht umkommen lassen, welcher wir uns nicht muthwillig ausgesetzt haben, sondern blos um eine Seele zu retten, die uns um unsern Beistand in seinem Namen angefleht hat."

Gleich darauf ging der Mond auf, und sie entdeckten ein zerstörtes Gebäude, dessen Ueberreste von einem Ge-

wölbe ihnen zum Schutz gegen Wind und Wetter dienen konnten. Sie gingen hinein und brachten da die Nacht zu; aber Franz konnte nicht schlafen; er sah, daß dieß Gebäude eine Kirche gewesen, und nun erwachten in ihm die wehmüthigsten Erinnerungen; er brachte die Nacht im Gebete zu für das verführte Volk, das ein Haus des Herrn zerstört hatte.

Endlich kam die Morgendämmerung; Franz erweckte seine Gefährten, und sie lobten mit dankbarem Herzen Gottes Vatergüte, die sie wieder von einer so schrecklichen Gefahr befreit hatte.

Das Vertrauen des heiligen Franz auf den göttlichen Schutz war so groß, daß er selbst offenbar Todesgefahren muthvoll entgegentrat, wenn es sein Beruf erforderte oder es galt, eine Seele zu retten. So hatten einst seine Feinde zwei Meuchelmörder gedungen, ihn zu ermorden; die eine Hälfte der Summe hatten sie diesen sogleich bezahlt, die andere Hälfte des Blutgeldes sollten sie nach dem Morde empfangen. Die Meuchelmörder wollten den Heiligen auf seiner Rückreise nach Alinges ermorden. Aber Franz hatte Anhänger, die den Calvinisten noch unbekannt waren, und so konnte das Geheimniß der Bosheit, die ihm im Dunkeln nachstellte, denen, die er zu der Kirche zurückgeführt hatte, nicht unbekannt bleiben. Einige betrachteten seinen Tod unter Mörderhänden schon als gewiß, andere berathschlagten sich über die Mittel, ihn zu retten; alle waren der Meinung, er würde aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet am Ende doch ein Schlachtopfer seiner Feinde werden.

Voll solcher wehmüthigen Empfindungen entdeckten sie ihm mit Thränen in den Augen die Gefahr, in der er schwebe; aber er sprach mit solcher Kraft und Salbung von dem Vertrauen auf Gott und von dem Glücke, für

seine Ehre ein Märtyrer zu werden, daß er sie mit dem Troste erfüllte, wovon er in der Mitte der Gefahren immer durchdrungen war. Indessen nahm er doch das Anerbieten von Einigen, ihn nach Alinges zu begleiten, an, und begab sich mit ihnen auf den Weg nach Alinges.

Dieser Weg führt durch einen Wald; kaum hatten sie den Wald erreicht, so sprangen die Mörder aus dem Gebüsche hervor, und griffen mit dem Degen in der Hand ihn an. In dieser Todesgefahr zeigte der heilige Franz den ganzen Muth der christlichen Liebe; er verbot seinen Begleitern, sich ihrer Waffen gegen die Mörder zu bedienen, stellte sich ihnen entgegen und sprach mit seiner gewöhnlichen Milde und Seelenruhe: „Freunde, Ihr vergreift Euch; denn Ihr werdet doch nicht einen Menschen ermorden, der Euch nichts gethan hat, und jeden Augenblick bereit ist, sein Leben für Euch hinzugeben?"

Diese Worte der Liebe und des Vertrauens thaten Wunder; diese wüthenden Menschen verstummten plötzlich und standen wie Bildsäulen regungslos da. Nach einigen Augenblicken, als sie gleichsam wieder zu sich kamen, fielen sie dem heiligen Manne zu Füßen, baten ihn um Verzeihung und versprachen ihm, er würde von nun an sehen, daß sie seine treuesten Diener seyn und ihm überall nachfolgen würden. Franz hob sie von der Erde auf, reichte ihnen die Hand zum Zeichen seiner Versöhnung und rieth ihnen zur Flucht, damit sie nicht dem Statthalter in die Hände fielen, der gewiß nicht so schonend mit ihnen umgehen würde. Allein die Begleiter des Heiligen, welche das reumüthige Benehmen der Mörder blos dem Mangel an Muth, ihr Verbrechen in Gegenwart so vieler Zeugen zu vollziehen, zuschrieben, wollten sie durchaus nicht entfliehen lassen, sondern dem Statthalter zur verdienten Strafe über-

liefern; aber Franz brachte sie durch Bitten und Vorstellungen zur Nachgiebigkeit und beschwur sie bei Allem, was ihnen heilig war, von diesem Vorfalle gar nicht mehr zu reden.

Sein treuer Bedienter, der von Liebe und Hochachtung für seinen Herrn erfüllt war, gab sich aber damit nicht zufrieden. Aus Besorgniß, es möchte doch einmal das kostbare Leben seines geliebten Herrn das Opfer verruchter Meuchler werden, entdeckte er, sobald er nach Alinges kam, Alles dem Statthalter. Dieser ward auf das Höchste erzürnt, daß dieser Mordversuch in der Nähe der Festung, ja, so zu sagen, unter seinen Augen vorgefallen wäre, und befahl sogleich, die Mörder zu verfolgen. Aber Franz, dem der Statthalter nichts abschlagen konnte, bat auf das inständigste um Zurücknahme des Befehles und ruhte nicht, bis dieser ihm willfahrte. Aber er mußte es sich gefallen lassen, von nun an seine Reisen nach Tonon in Begleitung von sechs Soldaten und eines Unteroffiziers zu machen. Dem Heiligen, der so fest auf den Schutz Gottes baute und sich von Engeln bewacht glaubte, war eine solche Begleitung höchst lästig. Da der Statthalter trotz aller seiner Bitten die Wache nicht abrufen wollte, so faßte er, um sich ihrer zu entledigen, den Entschluß, von nun an nicht mehr nach Alinges zurück zu kehren, sondern in Tonon, der ihm so abgeneigten Stadt, wo nur wenige Katholiken waren, über Nacht zu bleiben. Es kostete die größte Mühe, den besorgten Statthalter dazu zu bewegen; der Muth aber und das Gottvertrauen des Heiligen siegten über alle Einwendungen und Vorstellungen desselben; er nahm seinen Wohnsitz in Tonon; hierüber bezeigten sich die Katholiken eben so erfreut, als die Calvinisten aufgebracht; aber alle ihre Ränke und Verfolgungen wurden zu Schanden; ob auch der heilige Franz mehr

als einmal durch die Mörder in Todesgefahr kam, die Engel des Himmels wachten jederzeit über ihn und retteten ihn aus jeder Noth. Solch festes Vertrauen, solcher Muth mit solch flammender Liebe verfehlte nicht, auch auf seine Gegner Eindruck zu machen; die Zahl der Bekehrungen in Tonon mehrte sich von Tag zu Tag, und der heilige Franz fand in ihnen den süßesten Lohn für alle Mühen und Opfer.

23.

Seltsames Wiederfinden.

Der Herr führt oft die Menschen gar wunderbar zusammen. So fanden sich, wie Riegel in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel erzählt, zwei Brüder auf ganz eigene Art in dem fernen Auslande wieder.

Preusser, Unteradjutant des zweiten Bataillons der Nassauer, welche auf Befehl Napoleons von der deutschen Heimath bis nach Spanien ziehen mußten, war in der Schlacht bei Medellin schwer verwundet worden; man hatte ihn in das vor Medellin auf dem Wege nach San Benito gelegene Franziscanerkloster gebracht, wo bereits mehrere stark verwundete Spanier sich befanden. Die Menge der Kranken und Blessirten, dazu der Mangel an allen Anstalten veranlaßte, daß diese Bedauerungswürdigen, Freund und Feind, durch und nebeneinander in dem Corridor, dem Refectorium, den Zellen und Klostergängen hingelegt und verbunden wurden. Preusser erhielt auf diese Weise seinen Platz neben einem spanischen Feldwebel, der fünf schwere Wunden hatte.

Durch das unaufhörliche Aechzen desselben in den folgenden Tagen in seiner Ruhe gestört, verlor Preusser zuletzt die Geduld und brach, bald in spanischer, bald in teutscher Sprache in Scheltworte aus. Bis dahin hatte der feindliche Unteroffizier nur immer in spanischer Sprache seinen Schmerz geäußert; jetzt aber, da Preusser immer unwilliger über seinen Nachbar zu zanken begann, bediente sich auch der Spanier der teutschen Sprache; so entstand bald ein lebhafter Wortwechsel zwischen den beiden Leidenden.

„Wo hast du denn dein Teutsch gelernt, Spanier?" fragte endlich Preusser.

„In Mainz," versetzte der Gefragte; „aus Mainz bin ich ja auch gebürtig."

„Wie heißt du denn?"

„Ich heiße Preusser," war die Antwort des Spaniers.

„Was? du heißest Preusser?" rief ganz verwundert der Unteradjutant; „so heiße ich auch; wie hieß denn dein Vater? und wessen Handwerks war er?"

„Mein Vater nannte sich Joseph Preusser und war Schreiblehrer."

„Der meinige auch," erwiederte der Adjutant; „da wärest du auf diese Art ja gar mein Bruder; wie nennst du dich denn?"

„Ich nenne mich Joseph, wie mein Vater, und wenn du mein Bruder bist, so muß dein Name Heinrich seyn."

So war es auch; beide verständigten sich nun näher über ihre Familienangelegenheiten und erkannten sich als Brüder. Der Spanier hatte nämlich vor 16 Jahren seine Heimath verlassen, und sich bei einem in spanischen Diensten stehenden Schweizerregiment anwerben lassen.

Auf Verwenden seines Bruders ward er nach seiner Heilung bei einem der Verpflegungszweige des nassauischen Regiments angestellt.

24.

Sey nicht übermüthig im Glücke.

Ludwig II., König von Frankreich, hatte einen Gefangenen, den er sehr hart hielt, und der deßwegen auch sehr niedergeschlagen und stets traurig war. Als ihn nun einmal der König, da er vor seinem Gefängnisse vorbeifuhr, lachen und fröhlich sah, so stellte er ihn deßhalb zur Rede. Der Gefangene gab ihm aber folgende Antwort: „Wenn ich die Räder Deines Wagens betrachte, so finde ich, daß der eine Theil, welcher oben ist, bald hinuntergeht, und der andere Theil, welcher unten ist, auch bald wieder hinaufsteigt; und das gibt mir die Hoffnung, daß auch ich bald wieder aus dem Unglücke, in welchem ich jetzt bin, werde erhoben werden und nicht stets erniedrigt bleiben müsse.“

Als Ludwig dieß gehört hatte, ward er sichtbar betroffen, und entließ den Soldanus — dieß war der Name des Unglücklichen — sogleich aus seinem Gefängnisse.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Fuchs

Fuchs

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lautenschlager, Othmar

Grenadillen Originalien und Lesefrüchte für Freunde christlich erbaulicher Erzählungen ; mit einem Stahlstiche

Lindau 1846

Paed.pr. 1693-26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760081-9